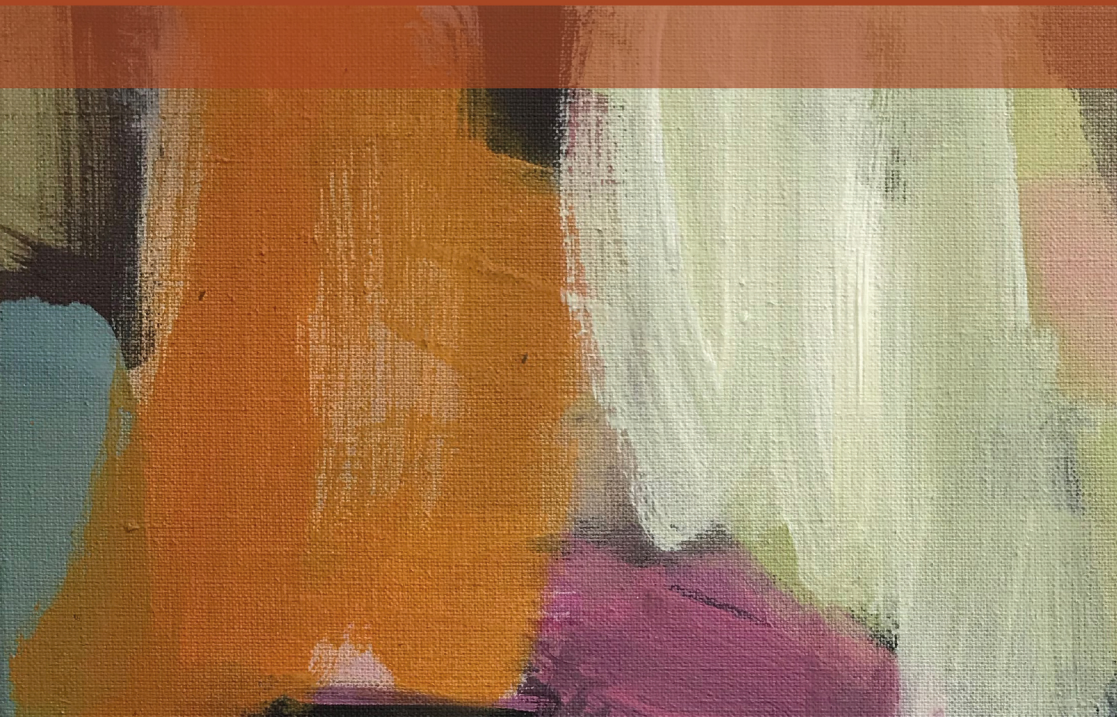


Ralf Bohnsack
Vera Sparschuh

Die Theorie der Praxis und die Praxis der Forschung

Ralf Bohnsack im Gespräch
mit Vera Sparschuh



Verlag Barbara Budrich

Ralf Bohnsack • Vera Sparschuh
Die Theorie der Praxis und die Praxis
der Forschung

Ralf Bohnsack • Vera Sparschuh

Die Theorie der Praxis und die Praxis der Forschung

Ralf Bohnsack im Gespräch
mit Vera Sparschuh

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Die Open-Access-Veröffentlichung wurde zusätzlich von der Hochschule Neubrandenburg gefördert.

© 2022 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter folgender Creative Commons Lizenz:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Verbreitung, Speicherung und Vervielfältigung erlaubt, kommerzielle Nutzung und Veränderung nur mit Genehmigung des Verlags Barbara Budrich.

www.budrich.de



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742603>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2603-5 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1764-4 (PDF)

DOI 10.3224/84742603

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Titelbildnachweis: www.lehfeldtmalerei.de

Satz: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Europe

Inhalt

Vorwort	7
Die Logik der Praxis und der ›Bruch‹ mit dem Common Sense	9
Praxeologische Wissenssoziologie und konjunktiver Erfahrungsraum	14
Jugend- und Schulzeit	16
Studium und Diplomarbeit	22
Der Weg in die Rekonstruktive Sozialforschung	31
Nach dem Diplom	34
Die Distanz gegenüber der Organisation Universität	38
Dissertationsprojekt und Promotion	41
Das Habilitationsprojekt	48
Die Vermittlung der Projektergebnisse und der eigenen Methode	55
Der Einstieg in die Professur	63
Das Projekt über Hooligans und Rockbands	68
Das Projekt über Jugendliche türkischer Herkunft	83
Das Format der Forschungswerkstatt	86
Die Berliner Forschungswerkstatt und ihre Projekte	88
Der Bundesweite Methodenworkshop	110
Die Entwicklung der dokumentarischen Bildinterpretation	112
Dokumentarische Video- und Filminterpretation	122
Internationale Rezeption der Dokumentarischen Methode	127
Praxeologische Wissenssoziologie: neuere Entwicklungen	130
Mitglied im Fachkollegium der DFG	138
Praxisorientierung, Evaluationsforschung und die Gründung des ces e.V.	140
Die Praxis der Wissenschaft	142

Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung	145
Zukunftsperspektiven	155
Anmerkungen	160
Literaturverzeichnis	175
Sachregister	195
Zu den Autor*innen	201

Vorwort

Die Dokumentarische Methode und die Praxeologische Wissenssoziologie, wie sie von Ralf Bohnsack entwickelt wurden, sind wesentlich gesprächsanalytisch und weitergreifend interaktions- und diskurstheoretisch fundiert. Vielleicht ist es deswegen hilfreich für die Vermittlung dieser methodologischen und grundlagentheoretischen Ideen, einen Weg des Transfers zu wählen, der selbst ein dialogisches oder diskursives Format hat. Dies war die ursprüngliche Idee von Vera Sparschuh, die dann schließlich in Form eines Gesprächs realisiert wurde, wie es in diesem Buch abgedruckt ist. Zu dem Vorteil, den ein dialogisches Format mit sich bringt, kommt noch hinzu, dass in dem hier abgedruckten Gespräch, bei dem Vera Sparschuh die Fragen gestellt hat, die Darstellung theoretischer und methodischer Überlegungen in Erzählungen eingebettet ist, welche partiell lebensgeschichtliche, präziser: berufsbiografische, Kontexte sichtbar machen. Mit Ausnahme des Einstiegs in das Gespräch, also der beiden Themen, die seinen Anfang bilden (vgl. die thematische Übersicht), ist es in einem lockeren Rahmen chronologisch an der Entwicklung von Ralf Bohnsack in Ausbildung und Beruf orientiert, unter anderem an der Abfolge: Schulzeit – Studium – Promotion – Habilitation – Professur – Phasen in Lehre und Forschung.

Die Einbettung der theoretischen Überlegungen und Ideen in berufsbiografische Kontexte kann Kontingenzen sichtbar machen. Damit ist zum einen gemeint, dass auf diese Weise verdeutlicht werden kann, welche Bedeutung Zufällen hinsichtlich der Entwicklung von Ideen und deren Umsetzung zukommt. Aber auch die Chancen, dass sich diese Ideen überhaupt durchzusetzen vermögen, sind von Kontingenzen abhängig. Als eines von vielen Beispielen kann hier der Ruf Ralf Bohnsacks auf eine Professur im Rahmen des »Zusatzstudiums Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften« genannt werden. Die in diesem Kontext angesiedelte Professur förderte unter anderem die transdisziplinäre Weiterentwicklung und Verbreitung der Dokumentarischen Methode. Als ein weiteres Beispiel lässt sich die Begegnung von Ralf Bohnsack mit Werner Mangold, dem Mentor seines Habilitationsprojekts, anführen. Hier geht es einerseits um eine Koinzidenz mit Mangolds früheren wissenschaftlichen Ideen, andererseits und nicht zuletzt auch um dessen Einflusspotential im Bereich der Forschungsförderung (DFG) und der Scientific Community.

Auch persönliche Begegnungen, die zunächst wenig erfreulich sind, wie beispielsweise mit Niklas Luhmann als Zweitgutachter der Dissertation Ralf Bohnsacks, können einen produktiven Charakter haben. Ganz allgemein vermag nach unseren Erfahrungen die Vermittlung sozialwissenschaftlicher Ideen – seien diese nun methodologischer oder grundlagentheoretischer Art –

im Bezugsrahmen lebensgeschichtlicher Kontexte auch deutlich zu machen, wie gerade das, was rationalistisch betrachtet als dissonant und brüchig erscheint, kreative Funktionen haben kann. Allzu hohe Ansprüche an rationale Strategien der Planung von Forschung werden damit in Frage gestellt. Auch dort, wo die Forschungspraxis diesen Ansprüchen keineswegs entspricht, kann sie häufig gerade deshalb kreativ und erfolgreich sein.

Last but not least hat sich unser Projekt noch an zwei weiteren Gedanken orientiert: Indem abstrakte wissenschaftliche Entwicklungen als Weichenstellungen im konkreten lebensgeschichtlichen Kontext sichtbar werden, besteht zum einen die Chance, dass sich die Theorien und Methoden auf diese Weise greifbarer und somit als leichter zugänglich erweisen. Zum anderen hat die Einbindung der zu vermittelnden abstrakten Ideen und Argumentationen in eine Mitdarstellung biografischer Episoden auch die Funktion einer rezipient*innen-freundlichen ›Verpackung‹. Diese regt gegebenenfalls auch dort zum Weiterlesen an, wo ›blutleere‹ wissenschaftliche Sachverhalte allein nicht ausreichend dazu motivieren könnten. Dazu gehört insbesondere der Spannungsbogen, welcher aus der Frage resultiert, was auf die jeweilige Entwicklungsphase folgen wird.

Der hier abgedruckte Dialog ist zwar durch wesentliche gemeinsame grundlagentheoretische und methodologische Annahmen und Überzeugungen getragen. Zugleich hat sich aber aus unserer Sicht eine Differenz beider Perspektiven oder biografisch-gesellschaftlicher Standorte durchgängig als durchaus produktiv erwiesen. Gemeint ist die – auch nach dreißig Jahren offensichtlich immer noch wirksame – Differenz zwischen der ostdeutschen Sozialisation von Vera Sparschuh und der westdeutschen von Ralf Bohnsack. Aus den damit verbundenen unterschiedlichen Erfahrungen mit der Sozialwissenschaft entstanden Fragen und Nachfragen, die sich gerade am scheinbar so ›Selbstverständlichen‹ festhaken. So etwa, was die unterschiedlichen Erfahrungen und Vorstellungen von ›Freiheit‹ im Bereich des Studierens und der Forschungsförderung anbetrifft. Zugleich zeigen sich aber auch (hinsichtlich ihrer erlebnismäßigen Genese allerdings sehr unterschiedliche) Gemeinsamkeiten einer Distanz gegenüber der organisationalen Verfasstheit der Universität, die sich durch das Gespräch ziehen.

Wir haben die Verweise auf Quellen und Autor*innen, die sich im Gesprächstext finden, in Fuß- beziehungsweise Endnoten präzisiert und das Interview entsprechend mit einem Literaturverzeichnis und einem Sachregister versehen. Sabine Fach und Jens Sparschuh sind wir für viele Anregungen und die kritische Durchsicht des Manuskripts in inhaltlicher wie auch formaler Hinsicht dankbar sowie Jan Kirchstein und Katrin Ramthun von der Hochschule Neubrandenburg für die Unterstützung bei der Transkription und Korrektur des Gesprächs.

Ralf Bohnsack und Vera Sparschuh, Berlin im August 2021

Die Logik der Praxis und der »Bruch« mit dem Common Sense

Du hast ja in deiner »Praxeologischen Wissenssoziologie« beziehungsweise auch im Bereich der Dokumentarischen Methode Bezüge zu unterschiedlichen grundlagentheoretischen Zugängen und auch zwischen ihnen hergestellt: Neben der Fundierung in der Mannheim'schen Wissenssoziologie sind dies vor allem die Ethnomethodologie, die Sozialphänomenologie von Alfred Schütz, die Identitätstheorie von Erving Goffman, die Kulturosoziologie von Pierre Bourdieu und die Systemtheorie von Niklas Luhmann. Was das Verhältnis der letzten beiden Klassiker der Moderne anbetrifft, so stellt sich die Frage, was diesen beiden überhaupt gemeinsam ist? Wenn man bedenkt, dass Luhmann als »Sozialtechnologe« bezeichnet wurde, wohingegen Bourdieu durch seine engagierte sozialpolitische Positionierung bekannt ist.

Eine wirklich intensive Auseinandersetzung mit Bourdieu habe ich ja erst vergleichsweise spät begonnen, im Grunde erst nach meiner Habilitation. In meiner Diplomarbeit stand die Ethnomethodologie im Zentrum. Und in meiner Dissertation habe ich dann neben neuen Wegen der qualitativen Sozialforschung nach Verbindungen zwischen der Ethnomethodologie, der Sozialphänomenologie und der Luhmann'schen Systemtheorie gesucht. Im Unterschied zum empirischen Teil meiner Dissertation finde ich dies aus heutiger Sicht nicht so überzeugend, aber als Lernprozess vielleicht sinnvoll. Eine klare grundlagentheoretische Position habe ich mir erst im Zuge meiner Habilitationsschrift erarbeitet, indem ich Fragen, die sich mir in der empirischen Analyse gestellt hatten, durch die genauere Lektüre der Arbeiten Mannheims in einer Weise einordnen und beantworten konnte, die bis heute für mich gültig ist. Erst auf dieser Grundlage hat dann auch meine Auseinandersetzung mit Bourdieu begonnen. Wobei diese letztlich allerdings wesentlich auf den kulturosoziologischen Kern seiner Werke fokussiert, nämlich auf seine *Habitus-theorie*. Meine Auseinandersetzung mit seiner Gesellschafts- oder Klassentheorie beschränkt sich im Wesentlichen auf Ansätze zu deren kritischen Reflexion – insbesondere unter methodologischen Gesichtspunkten.¹

Was mein Verhältnis zu Bourdieu anbetrifft, so lässt sich meine eigene kritische Perspektive auf die konventionellen sozialwissenschaftlichen Handlungs- und auch Erkenntnistheorien in mancher Hinsicht mit der von Bourdieu verwendeten Formel eines »Ethnozentrismus des Gelehrten« auf den Begriff bringen.² Diese Kritik zielt darauf, dass der spezifische Rationalismus, wie er in den sozialwissenschaftlichen Theorien dominant ist, keinen Zugang zur Logik der Praxis hat. Damit ist zunächst die Praxis derjenigen gemeint, die Gegenstand der Forschung sind. Bei der Beschäftigung mit der Professionalisierungsforschung, die in der letzten Zeit für mich ein zentrales Thema war, ist

mir dieses Problem noch einmal besonders deutlich geworden. Es zeigt sich nämlich, dass dort, wo die »Gelehrten«, hier also die Sozialwissenschaftler*innen, feststellen, dass die Struktur der Praxis ihrer eigenen rationalistischen Perspektive nicht entspricht, dies bei ihnen nicht zu weitergreifenden kritischen Betrachtungen der eigenen, also der sozialwissenschaftlichen, Rationalität führt. Vielmehr wird dies umgekehrt gegen die Praxis der Akteur*innen gewendet, deren Handeln vor diesem Vergleichshorizont dann prinzipiell als defizitär erscheinen muss.

Kannst du das vielleicht einmal ein wenig konkretisieren?

Beispielsweise besteht fast einhellige Übereinstimmung unter den dominanten Professionalisierungstheorien – sei es im Bereich des Lehramts oder der Sozialen Arbeit und der Frühpädagogik – dass die Steigerung des Reflexionsniveaus eine notwendige Bedingung darstellt, um den Praktiker*innen zu mehr Professionalität zu verhelfen. Dabei bleibt der Reflexionsbegriff definitorisch weitgehend ungeklärt. Es zeigt sich aber, dass damit überwiegend gemeint ist, die eigene Praxis mit Bezug auf sozialwissenschaftliche Theorien begründen, also deduktiv aus ihnen ableiten zu können. Diese deduktive Vorstellung der Beziehung von sozialwissenschaftlicher Theorie und professioneller Praxis wie ganz allgemein von Theorie und Praxis ist ein Charakteristikum rationalistischer Theoriebildung. Darin ist auch der Anspruch impliziert, dass sich die Praxis nicht nur an den Forschungsergebnissen sozialwissenschaftlicher Theorien zu orientieren hat, sondern auch an deren Logik, inklusive des in diesen Theorien geforderten Reflexionsverständnisses.

Dies lässt es sehr unwahrscheinlich werden, dass die Theorie aus der Praxis und deren Eigenlogik – hier also derjenigen der beruflichen Akteur*innen – zu lernen vermag. Dies erscheint aber deshalb notwendig, weil sich bei genauerer Betrachtung zeigt, dass auch in der Praxis komplexe Reflexionspotentiale impliziert sind. In der amerikanischen Diskussion um Professionalität wird von einer »reflection in action« gesprochen.³ Ich spreche hier von *praktischer* oder *impliziter* Reflexion.⁴ Deren Struktur ist den rationalistischen Theorien nicht zugänglich. Hier sind es die weitergreifenden Überlegungen Luhmanns zum Reflexionsbegriff, die meine Arbeiten schon früh beeinflusst haben.⁵ Deren Generalisierungspotential erlaubt es, den Reflexionsbegriff von der subjektiven Intention zu lösen und ihn für die Analyse auf der Ebene der Praxis beziehungsweise des impliziten Wissens fruchtbar zu machen.

Und diese implizite Reflexion hat fundamentale Folgen für das Praxisverständnis?

Genauer betrachtet, vermag die Sozialwissenschaft nicht nur aus der Praxis in ihrem Gegenstandsbereich nicht zu lernen, sondern auch nicht aus der eigenen

Praxis, also ihrer Forschungspraxis – was deren Struktur und Eigenlogik und eben auch deren (praktische) Reflexionspotentiale anbetrifft. Gemäß der immer noch dominanten erkenntnistheoretischen Position des sogenannten Kritischen Rationalismus mit seinem prominentesten Vertreter Karl Popper ist es – im Anschluss an Immanuel Kant – geradezu verboten, aus der eigenen Praxis in der Hinsicht zu lernen, dass methodologische Prinzipien und Regeln aus ihr heraus rekonstruiert werden können.⁶ Diese Prinzipien der methodologischen Selbstreflexion sind demgegenüber dem Anspruch nach aus philosophischen Erkenntnis- oder Wissenschaftstheorien abzuleiten, die somit der eigenen Praxis übergeordnet sind.

Unter anderem in dieser Hinsicht kommt für mich Niklas Luhmann ins Spiel, der hierfür den Begriff der »Hierarchisierung des Besserwissens« geprägt hat.⁷ Als Alternative zu den konventionellen rationalistischen Erkenntnistheorien hat er den »methodologischen Pragmatismus« als die »Erkenntnistheorie dieses Jahrhunderts«, in dem Fall also des zwanzigsten, identifiziert.⁸ Deren prägnante Positionierung, die vor allem auch gegen Karl Popper gerichtet war, hat sich zunächst vor allem im Bereich der Naturwissenschaften entwickelt.⁹ Aber bereits Karl Mannheim hatte sich in den 1930er Jahren gegen das Verbot einer empirischen, also in der Rekonstruktion der eigenen sozialwissenschaftlichen Praxis fundierten, Erkenntnistheorie gewandt.¹⁰ Verbunden mit diesem Verbot ist – vor allem aufgrund der Verpflichtung auf das Dogma der Hypothesenprüfung – auch die Eliminierung einer Theoriebildung, also einer *Generierung* von Theorien aus der empirischen Beobachtung heraus. Dies ist im Bereich der Sozialwissenschaften dann zuerst in der Grounded Theory, also von Barney Glaser und Anselm Strauss in den 1960er Jahren mit ihrer Forderung und Praktizierung der Theoriegenerierung in Frage gestellt worden – allerdings ohne weitergreifende methodologische Begründungen. Die skizzierte Hierarchisierung des Besserwissens findet in der standardisierten Forschung ihre Fortführung auch in der Beziehung der Forschenden zu den Erforschten, die letzteren keine Chance lässt, ihre Relevanz-, Wissens- und Wertesysteme unabhängig von den Vorgaben der Hypothesenmodelle zu entfalten.

Die Hierarchisierung des Besserwissens in der Beziehung von Theorie und Praxis findet sich also auf allen Ebenen des Forschungsprozesses und schließlich auch im Bereich des Verhältnisses der sozialwissenschaftlichen Expert*innen zu den beruflichen Akteur*innen. Auf der Grundlage der unhinterfragten Überzeugung des Vorrangs der Theorie vor der Praxis zeigt diese Hierarchisierung Tendenzen der Ignoranz gegenüber der Eigenlogik der jeweils subordinierten Ebene und im Falle von Abweichungen infolgedessen auch notwendigerweise Tendenzen ihrer Degradierung. Dabei kann die Praxis dem Anspruch, sich aus der Theorie zu deduzieren, prinzipiell nicht entsprechen. Denn die Logik der theoretischen Expertise ist eine andere als diejenige der Praxis. Ich spreche hier von der Diskrepanz zwischen *propositionaler* und *performa-*

tiver Logik.¹¹ Wenn Harold Garfinkel kritisiert, dass durch die konventionelle Soziologie aus einem Mitglied der Gesellschaft ein »dope«, also ein »Trottel« würde, was die Einschätzung seiner Urteilskraft anbetrifft,¹² so ist auch hier eine Kritik impliziert an der durch die rationalistischen Vorannahmen, durch die Fixierung auf den »rational man«,¹³ geprägten Hierarchisierung des Beserwissens.

Du verwendest bei der Erläuterung des praxeologischen Zugangs den Begriff der »Degradierung« im Sinne der Herabsetzung in einer Hierarchie, der Degradierung der Praxis durch die Theorie. Stellst du damit die Theorie grundsätzlich infrage?

Es geht ja um ein spezifisches, gleichwohl aber verbreitetes, wenn nicht: dominantes Theorieverständnis, dasjenige der *rationalistischen* Theorien. Man kann mit Bourdieu auch von den »theoretischen Theorien« sprechen, die sich in der Exegese großer Klassiker erschöpft,¹⁴ sich nicht aus der Rekonstruktion der Praxis entwickelt beziehungsweise sich dieser nicht stellt. Rekonstruktion der Praxis ist in einem doppelten Sinne gemeint: in demjenigen der Rekonstruktion der Praxis der Erforschten wie auch der eigenen, also der Praxis der Forschenden. Letzteres habe ich auch als Rekonstruktion der Rekonstruktion bezeichnet – im Sinne einer Rekonstruktion der eigenen rekonstruierenden Forschungspraxis. Nur so gelingt es, die rationalistischen Vorannahmen zu überwinden.

Ist denn dieser Rationalismus nur eine Eigenart der sozialwissenschaftlichen Theorien?

Diese rationalistischen Vorannahmen der Theoriebildung sind nicht nur eine Eigenart der *sozialwissenschaftlichen* Theoriebildung. Vielmehr gehören sie bereits zu den Grundprinzipien unserer Theorien im Alltag, der Theorien des Common Sense und sind wesentlich dort verankert. Das bedeutet, dass die skizzierte Diskrepanz oder Spannung, diejenige zwischen propositionaler und performativer Logik, unseren gesamten Alltag bestimmt. Alfred Schütz hat die Logik des Common Sense, also dessen zweckrationale und deduktive Struktur, präzise rekonstruiert, ohne aber zu sehen, dass diese allein der Ebene der *Theorie* entspricht mit ihrer propositionalen Logik, nicht aber der Praxis des Handelns mit seiner performativen Logik. In Übereinstimmung mit Bourdieu schließe ich mich seiner – unter anderem auch auf die Schütz'sche Theoriebildung bezogenen Forderung – an, dass die sozialwissenschaftliche Theoriebildung mit dem Common Sense zu »brechen« habe.¹⁵ Das impliziert zu Recht, dass auch die sozialwissenschaftlichen Theorien in vieler Hinsicht in ihrer Architektur nicht über den Common Sense hinauszudeuten vermögen, sozusagen eine Verdoppelung des Common Sense, der Alltagstheorien, darstellen. Und

dass sie demzufolge das, was eigentlich ihr Gegenstand sein soll, zu ihrer Methode machen.

Kannst du das noch einmal genauer erläutern – vielleicht am Beispiel?

Im Sinne von Alfred Schütz¹⁶ soll der sozialwissenschaftliche Beobachter sich den Zugang zum subjektiv gemeinten Sinn methodisch auf die Weise sichern, dass er sich am Modell des zweckrationalen Handelns orientiert. Diese Prinzipien liegen aber, wie Schütz selbst gezeigt hat, auch der Architektur von Common-Sense-Theorien zugrunde. Die Theoriearchitektur und die Methoden der sozialwissenschaftlichen Analyse sind somit mit denjenigen der Common-Sense-Theorien identisch. Wohlgemerkt geht es dabei aber um die *Theorien*, also das *explizite* beziehungsweise leicht zu explizierende Wissen, nicht um das implizite oder inkorporierte handlungsleitende Wissen, wie etwa den Modus Operandi des Habitus, und nicht um die impliziten Methoden, wie etwa die Dokumentarische Methode.

Und welche Bedeutung kommt der Luhmann'schen Systemtheorie in diesem Zusammenhang zu, also wenn es darum geht, mit dem Common Sense beziehungsweise den Common-Sense-Theorien zu brechen?

Luhmann hat diesen Bruch mit dem Common Sense, ohne ihn so zu benennen, in systematischer Weise und in einer Radikalität vollzogen wie kaum ein anderer. Dies hat die Konsequenz, dass ein durch Vorannahmen des Common Sense geprägtes Theorieverständnis sich schwertut, überhaupt Anschlüsse an seine Theorie zu finden. Wenn ich recht sehe, ist es dieser Bruch mit dem Common Sense beziehungsweise der damit verbundene Erkenntnisgewinn, welcher mich etwa seit der Mitte meines Studiums der Soziologie motiviert hat. Das heißt, ich habe gerade solche grundagentheoretischen Zugänge zu favorisieren begonnen, die quer zum Common Sense liegen, die sich ihm dann allerdings auch nur schwer erschließen. Dies war neben der Systemtheorie und auch bereits vor ihr die Ethnomethodologie, die bereits meine Diplomarbeit bestimmt hat.

Die Luhmann'sche Systemtheorie bietet in einer umfassenden Systematik eine begrifflich-theoretische Alternative zu den rationalistischen Theoriebildungen mit ihren Prämissen der Zweckrationalität des Handelns und der deduktiven Logik, wie diese wesentlich im Common Sense verankert bleiben. Eines seiner frühesten Werke trägt den Titel »Zweckbegriff und Systemrationalität«.¹⁷ Über den damit verbundenen Bruch mit dem Common Sense hinaus, aber auch als dessen Konsequenz, verbindet ihn mit Bourdieu und ebenso auch mit Mannheim, dass nicht der Zugang zum Individuum, zum Subjekt und zu dessen Intentionen, zum subjektiven Sinn, und nicht einmal zum individuellen Habitus Grundlage sozialwissenschaftlicher Analyse sein kann, sondern dass

der Weg der Analyse grundlegend über die »Kommunikationssysteme«, über den kollektiven Habitus im Sinne von Bourdieu oder eben – wie in der Praxeologischen Wissenssoziologie – über die kollektiven oder konjunktiven Erfahrungsräume führt.

Luhmann und Bourdieu sowie der Praxeologischen Wissenssoziologie ist auch gemeinsam, dass das, was ich als die Differenz oder Diskrepanz zwischen der propositionalen und der performativen Logik, schlagwortartig: von Norm und Habitus, bezeichnet habe, auch bei ihnen von zentraler – wenn auch natürlich nicht: identischer – Bedeutung ist. Bei Luhmann begegnet uns dies in der Differenzierung von Bewusstseins- und Kommunikationssystemen und bei Bourdieu in der Differenzierung von Regel und Habitus. Bourdieu geht dabei allerdings mehr oder weniger umstandslos von der Einverleibung oder eben Inkorporierung des Nomos, also der Norm oder Regel, durch den Habitus, aus. Bei Luhmann erweisen sich für die Bewältigung dieses Problems Ausführungen zur Kybernetik der Beziehung von System und Umwelt als relevant. Diese vermochte ich aufgrund ihres Abstraktionsniveaus zunächst allerdings nur schwer auf dieses Problem zu beziehen.

Praxeologische Wissenssoziologie und konjunktiver Erfahrungsraum

Kannst du dieses Problem aus der Perspektive der Praxeologischen Wissenssoziologie noch einmal genauer erläutern?

In der Praxeologischen Wissenssoziologie wird diese Relation, dieses Verhältnis, als eines der Beziehung zweier grundlegend unterschiedlicher Formen des *Wissens* verstanden: Dies ist einerseits das *propositionale* Wissen mit seiner zweckrationalen und deduktiven Logik, die sich sowohl in unseren Common-Sense-Theorien als auch in den normativen Erwartungssystemen und Programmen findet. Auf der anderen Seite stehen die *performativen*, in unsere interaktive Praxis eingelassenen und diese strukturierenden, Wissensbestände. Erstere habe ich auch als Orientierungsschemata und letztere als Orientierungsrahmen oder Habitus bezeichnet.¹⁸ Ich habe hiermit an die Doppelstruktur oder »Doppeltheit« des Wissens bei Karl Mannheim angeschlossen, diejenige von *kommunikativem* und *konjunktivem* Wissen.¹⁹ Die Bewältigung der Diskrepanz zwischen diesen beiden Wissensebenen, die ich schlagwortartig als die Diskrepanz von Norm und Habitus begrifflich gefasst habe, vollzieht sich im »konjunktiven Erfahrungsraum« im Sinne von Karl Mannheim. Wenn die Praxis kontinuierlich aufrechterhalten werden soll, muss das Produkt dieser Bewältigung dann wiederum eine – modifizierte – Praxis sein. Deren Struktur habe ich als »Orientierungsrahmen im weiteren Sinne« bezeichnet.²⁰ Während

also in Bourdieus Kultursoziologie der Habitus die übergreifende Kategorie bildet und bei Luhmann der Systembegriff ist es in der Praxeologischen Wissenssoziologie der konjunktive Erfahrungsraum.

Wie bist du denn überhaupt zu der Verbindung von Mannheim und Bourdieu gekommen?

Ich denke, die Art und Weise, wie im Kontext meiner eigenen Forschung die Luhmann'sche Systemtheorie und die Bourdieu'sche Habitus-theorie einen Beitrag zur Analyse von Problemen leisten, ist typisch für meine eigene Arbeitsweise. Ich verstehe mich ja keineswegs als Luhmann-Experte und auch nicht als Bourdieu-Experte. Als rekonstruktiver Sozialforscher nehme ich allerdings nicht primär eine exegetische Haltung ein, indem ich mir die Kategorien und theoretischen Modelle primär aus dem Gesamtkontext des Werkes und in Auseinandersetzung mit anderen Exegesen zu erschließen suche. Vielmehr muss ich ein Problem – hier als Beispiel die Bewältigung des Spannungsverhältnisses von Norm und Praxis – zuerst einmal empirisch in einer Wechselwirkung mit Kategorien der Praxeologischen Wissenssoziologie als evidente Beobachtung umrisshaft gefasst haben. In dem Fall sind es also die Begriffe des konjunktiven Erfahrungsraums und des Orientierungsrahmens im weiteren Sinne. Beide Begriffe beziehen sich auf das Spannungsverhältnis von Norm und Habitus beziehungsweise konstituieren sich aus diesem heraus. Bei Luhmann selbst fehlt überhaupt ein systematischer Bezug seiner Kategorien zur empirischen Beobachtung im üblichen Sinne, und bei Bourdieu sind die Bezüge seiner Theorie zur rekonstruktiven empirischen Forschung nicht ausgearbeitet. Ausgehend von empirischen Problemen suche ich dann bei Bourdieu und Luhmann nach von ihnen ausgearbeiteten Kategorien, welche geeignet sind, die Fassung meines empirischen Problems begrifflich-theoretisch zu schärfen. Im Fall des als Spannungsverhältnis von Norm und Habitus bezeichneten Problems ist dies bei Luhmann vor allem die Kategorie des »re-entry«,²¹ die ich mir dann auch mit Hilfe der Arbeiten von Werner Vogd²² zu erschließen suche. Aber auch die mir schon länger bekannte Fassung des Luhmann'schen Reflexionsbegriffs hat mir hier weitergeholfen, da es sich aus der Perspektive der Praxeologischen Wissenssoziologie bei der Bewältigung des Spannungsverhältnisses von Norm und Habitus typischerweise um Prozesse der *praktischen Reflexion* handelt, wie ich es nenne. Dafür gibt es zwar den bereits erwähnten Begriff des »reflection-in-action« bei Donald Schön.²³ Dieser ist aber grundlagentheoretisch nicht verankert.

Und Bourdieu vermag dir in dieser Hinsicht nicht weiterzuhelfen?

Bei Bourdieu finden wir wenig Aufschlüsse über die Bewältigung dieser Spannungsverhältnisse und auch über die damit zusammenhängenden Phänomene

des »praktischen Reflektierens«,²⁴ welche im Bereich professionellen Handelns ja von besonderer Brisanz sind. Dazu wäre bei ihm wohl auch eine rekonstruktive empirische Forschung Voraussetzung, die er bekanntermaßen nicht vorgelegt hat. Ausnahmen sind hier die Ansätze in den ganz frühen Studien zur Kabyllischen Gesellschaft²⁵ und im Rahmen der ganz späten Studie: »La Misère du Monde«. Bourdieu nähert sich in diesem Text ganz allgemein den Grundprinzipien der Rekonstruktiven Sozialforschung an und spricht in diesem Sinne von einer »Demokratisierung der hermeneutischen Haltung«.²⁶ Dass meine Bezüge auf die Arbeiten von Luhmann und Bourdieu nicht nur aspekthaft mit Bezug auf meine empirischen Probleme geraten sind, schließe ich daraus, dass ich sowohl von Seiten der Schüler*innen von Bourdieu als auch der Luhmann-Schüler*innen angefragt worden bin, einen Beitrag zu einschlägigen Bänden zu verfassen.²⁷

Jugend- und Schulzeit

Die von dir gezogene Verbindung zwischen Bourdieu und Luhmann kann verdeutlichen, wie dein Fokus auf die »Struktur der Praxis« im Rahmen rekonstruktiver Forschung zwischen scheinbar gegensätzlichen Theorien vermittelt. Unserem Gespräch liegt ja unter anderem die Idee zugrunde, die von dir für die Sozialwissenschaften fortentwickelte »praxeologische Analyse« auch vor dem Hintergrund einiger Einblicke in deine wissenschaftliche Biografie nachzuvollziehen. Wie bist du denn eigentlich zum sozialwissenschaftlichen Studium gekommen?

Eigentlich wollte ich ja Ethnologie studieren. Zumindest habe ich dies damals, das heißt zur Zeit meines Abiturs, offiziell so angegeben, und diese Wünsche wurden auch in der regionalen Zeitung (»Neue Westfälische«), für alle Abiturient*innen meines Jahrgangs so abgedruckt. Da es keinen Numerus Clausus gab, hätte ich alles studieren können – trotz meines nicht so brillanten Abiturzeugnisses. Mein Interesse an der Ethnologie hat wohl viel mit meinen Erfahrungen in der »Bündischen Jugend« zu tun – ich weiß nicht, ob Dir das etwas sagt.

Nein, wenig, das hat aber wahrscheinlich mit meiner »Ostbiografie« zu tun.

Also, die Bündische Jugend in Deutschland geht auf die Wandervogel-Bewegung zurück, eine Jugendbewegung, die ihre Anfänge mit Beginn des 20. Jahrhunderts nahm und in der vor allem die bürgerlichen Jugendlichen zum ersten Mal ihre Freizeit relativ unabhängig vom Elternhaus gestaltet haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde (trotz partieller Zwangsintegration in die Hit-

lerjugend) an diese Tradition teilweise wieder angeschlossen. Mit den Pfadfindern ist dies nicht zu verwechseln. Dort war ich nur ganz kurz. Während diese ihre Ferien damals überwiegend mit den Eltern verbracht haben, sind wir unter anderem sechs Wochen durch Lappland gewandert, inclusive einer Woche An- und Abreise per Tramp und teilweise mit der Bahn. 13 Jahre alt war ich damals bei den Fußmärschen durch die moskitoverseuchten Sümpfe, während derer uns dann die Grundnahrungsmittel ausgingen und wir glücklicherweise auf Soldaten in einer abgelegenen Militärstation trafen, die ihre Notration mit uns teilten.

Als ich 15 Jahre alt war, waren wir sechs Wochen durch Griechenland und mit 16 Jahren durch Irland zu Fuß unterwegs. Dieser Einfluss auf mich war enorm. Und prägend waren auch Erlebnisse während unserer Wanderung durch das Peloponnes-Gebirge in Griechenland. Wir sind damals durch ein Bergdorf gekommen, dessen männliche Bevölkerung von den deutschen Besatzern wegen angeblicher Partisanenaktivitäten nahezu ausgelöscht worden war. Trotz alledem sind wir freundlich empfangen worden. Das hat mich ungeheuer beeindruckt. Wir sind dort nicht naiv hineingeraten. Vielmehr wusste unser Gruppenführer schon, worauf wir uns dort eingelassen haben. Unsere Reise war umfassend vorbereitet, incl. griechischem Sprachkurs und Serum gegen mediterrane Schlangen.

Und wie bist du zur Bündischen Jugend gekommen?

In bin auf dem Schulhof im Gymnasium von einem älteren Schüler, einem Gruppenführer, angesprochen, »gekeilt« worden, wie dies in der Sprache der Bündischen Jugend heißt. Frühjahr und Sommer waren wir nahezu jedes Wochenende draußen. Und zu Ostern und Pfingsten haben wir uns in größeren Zeltlagern getroffen, in diesen Zelten, die oben offen sind, also wie die Indianerzelte, und in denen man Feuer machen kann. Nach Weihnachten waren wir zum Jahreswechsel jeweils im Winterlager in Jugendherbergen. Der obligatorische Morgenlauf vor dem Frühstück ging dann barfuß durch den Schnee (mit dem man damals um die Jahreszeit in den Mittelgebirgen noch rechnen konnte). Wir haben internationale, bspw. russische und griechische, Lieder gesungen. Das auf diese Weise gewachsene Interesse an den fremden Kulturen war wohl ein wesentlicher Hintergrund für meine Entscheidung für die Ethnologie.

Ich war – ehe ich die Bündische Jugend mit 19 Jahren verlassen habe – auch noch kurzzeitig Gauführer. Der Name klingt suspekt, hat aber mit dem Nationalsozialismus in dem Fall nichts zu tun. Im Gegenteil wurde damit an die Tradition vor der NS-Zeit angeschlossen. Eine meiner ersten Amtshandlungen war es dann, die »Gau-Fahne« abzuschaffen. Was uns aber nicht daran gehindert hat, anderen Gruppen dieselbe zu »klauen« (beispielsweise vom Zeltplatz der Sankt-Georgs-Pfadfinder), um sie dann auf unserem eigenen Lager-

platz zu hissen. Vermutlich hat hier auch bereits meine Abneigung (oder mein Unverständnis) gegenüber Ritualen ihren Ausdruck gefunden. Ansonsten haben die Erfahrungen in der Bündischen Jugend ganz offensichtlich etwas mit meinem späteren Interesse an der Jugendforschung und der Forschung zur Jugendkriminalität zu tun.

Aber zunächst zurück zu deiner Entscheidung für das Studium, oder?

Ausschlaggebend für meine Entscheidung für die Ethnologie oder allgemein für die Sozialwissenschaften war wohl auch, dass mein zweiter Gruppenführer in der Bündischen Jugend, Hermann Korte, der zehn Jahre älter ist als ich, damals Soziologie studierte. Er hat uns einiges zu lesen gegeben, etwa von Arnold Gehlen, aber nicht nur soziologische Sachen. Mit 15 Jahren habe ich Freuds Traumdeutung gelesen und dann die Träume meiner Mitschüler (auf dem Jungengymnasium) gedeutet. Meine stark triebdynamisch konnotierten Interpretationen sind damals, also etwa 1963, nicht immer auf Zustimmung gestoßen. Aber mein späteres Interesse an hermeneutischen Interpretationsverfahren hat einige seiner Hintergründe sicher auch in dieser frühen Phase. Meine psychoanalytisch geprägte Lektüre ging aber auch über Freud hinaus in mehr angewandte oder praxisbezogene Bereiche. So hatte mich damals vor dem Abitur das Buch von Vance Packard mit dem Titel »Die geheimen Verführer« (»The Hidden Persuaders«)²⁸ über Strategien der Werbung derart stark beeindruckt, dass ich – wenn auch nur in einer recht begrenzten Phase meiner Adoleszenz – durchaus in Betracht gezogen hatte, mich beruflich in diese Richtung zu orientieren. Mit meinen späteren Interpretationen von Werbefotos, die viel rezipiert worden sind, habe ich ja an dieses Interesse irgendwie angeschlossen.²⁹ Die Psychoanalyse war nun für mich aber in dieser Hinsicht kaum mehr von Bedeutung.

Hast du das mit der Psychoanalyse so früh reflektiert oder kam das im Verlauf des Studiums? Wie ging es weiter damit?

Mein Interesse am Individuum ist später hinter das an Gruppen, Milieus, Ethnien und Kulturen weit zurückgetreten. Auch die Orientierung am Individuum, wie sie sich innerhalb der Soziologie im Bereich der Biografieforschung findet, war für mich später kaum relevant – im Unterschied zu kollektiven Biografien, wie unter anderem Generationen und Milieus. Das gilt für dich ja auch. Was meine Entscheidung für die Sozialwissenschaften und den Einfluss meines Gruppenführers in der Bündischen Jugend anbetrifft, so hat mich dieser, der später dann Professor für Soziologie in Bochum und Hamburg war, quasi bis zum Abitur begleitet. Im Rahmen seines Soziologiestudiums hatte er damals als studentische Hilfskraft die Aufgabe, sich um Norbert Elias, einen ehemaligen Assistenten von Mannheim, bei seinem Gastaufenthalt in Münster zu

kümmern. Elias fand damals der Ende der 1960er Jahre nach seiner Zwangsmigration nach Großbritannien in Deutschland wieder Anerkennung. In diesem Zusammenhang bin ich ihm dann mit 18 Jahren auch persönlich begegnet. Der bleibende Eindruck war für mich nicht allein von wissenschaftlicher Bedeutung. Vielmehr hat Elias, der in seinem beeindruckenden Maßanzug aus gutem englischen Zwirn unablässig Zigarren rauchte, mir auch eine angeboten, die mich allerdings komplett außer Gefecht setzte. Übrigens hat sich in dieser Zeit für Hermann Korte eine intensive Freundschaft mit Elias entwickelt, die auch in einigen Veröffentlichungen ihren Ausdruck gefunden hat.

Für mich war die Beziehung zu Hermann Korte aber auch noch aus einem anderen Grunde sehr wichtig. Damals gab es an den Gymnasien ja kaum Schüler*innen, deren Eltern oder zumindest Väter kein Abitur hatten. Meine Eltern hatten beide den Volksschulabschluss. Das Ausbildungsniveau hat sich ja zu meist vererbt, damals noch mehr als heute. In meiner Klasse am Konrad-Schlaun-Gymnasium in Münster, einer Jungenschule, gab es dann in der Oberstufe noch zwei andere Mitschüler mit Eltern ohne Abitur. Für meine Eltern war es von vornherein selbstverständlich, dass ich das Gymnasium besuche, obwohl für sie natürlich auch die Finanzierung meiner Bücher und Lernmittel eine finanzielle Belastung darstellte (zumal meine sieben Jahre ältere Schwester zu der Zeit noch eine Sprachausbildung absolvierte). Als mich in der Eingangsphase im Gymnasium die Motivation zum weiteren Besuch der Schule zu verlassen drohte, hat mein Vater mir aufgrund seiner eigenen Erfahrungen die Härten einer handwerklichen Berufsausbildung vor Augen führen können.

Das ist ja sehr spannend, dass deine Eltern in Bezug auf deinen Bildungsweg so klar waren – hast du Vermutungen, warum?

Ich denke, das ging vor allem von meiner Mutter aus, die 1920 geboren ist und die, wie sie berichtet hat, eine ganz starke oder dringliche Empfehlung fürs Gymnasium von ihrer Volksschullehrerin bekommen hat. Für ein Kind aus einer Handwerkerfamilie wurden derartige Aspirationen wohl aber als Anmaßung empfunden – und für ein Mädchen allzumal. Bei meiner Schwester war es dann genau umgekehrt: obwohl meine Eltern (und die Lehrer*innen) wollten, dass sie das Gymnasium besucht, hat sie sich geweigert, hat dann aber zumindest die Mittelschule besucht. Meine Mutter hatte also keine Chance auf eine weiterführende Bildung und Ausbildung, was sie immer sehr bedauert hat. Sie wurde dann gedrängt, eine Art Hauswirtschaftslehre, gewissermaßen als Vorbereitung auf die gute Ehefrau, zu absolvieren. Mein Vater, der 1917 geboren ist, hat eine Lehre als »Musterzeichner« absolviert, also eine Art Ausbildung als Designer, und war eine kurze Zeit im Bereich des Designs von Textilien, Tapeten und Möbeln tätig, ehe er zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Es gibt noch Landschaftsaquarelle und andere sehr schöne Werke aus seiner Jugendzeit. Da er nach Ende des Krieges auf einem Transport aus rus-

sischer Kriegsgefangenschaft fliehen konnte, war er sehr früh, also 1946/47, wieder zu Hause. Ich wurde 1948 geboren. Meine Schwester war da bereits sieben Jahre alt.

Mein Vater hat zunächst versucht, in seinen erlernten Beruf zurück zu finden. Aber in dieser Zeit gab es wenig Bedarf nach Design, sondern eher nach Grundnahrungsmitteln. Meine Eltern haben dann in meinem Geburtsort, Kreisenen am Harz, einem Dorf, aber zugleich einem (damals bekannten) Eisenbahnknotenpunkt (Berlin–Ruhrgebiet/Hamburg–Frankfurt), zunächst eine Wäscherei betrieben. Auf Drängen meiner Mutter hat sich mein Vater, der im Krieg zum Funkmeister ausgebildet worden war, direkt nach Gründung der Bundeswehr, also 1956, als Berufssoldat verpflichtet. Dies war nicht der Traumberuf meines Vaters. Entscheidend war wohl die Sicherheit als Lebenszeitbeamter. Im Jahre 1957, als ich neun Jahre alt war, sind wir dann nach Münster gezogen.

Wie erging es dir dann im Gymnasium?

Ich kann nicht sagen, dass ich aufgrund meiner sozialen Herkunft persönlich eine Diskriminierung in der Schule erfahren habe. Seitens der Mitschüler auf keinen Fall. So war ich in der Oberstufe beispielsweise einige Jahre lang Klassensprecher. Anders war dies seitens des Pfarrers im Konfirmandenunterricht, der dies auch meine Eltern beim obligatorischen Hausbesuch spüren ließ. Er hat meine Mutter mit der Frage, ob wir denn überhaupt eine Bibel hätten, sehr verletzt. Dies war einer der Gründe, warum ich mich eigentlich nicht konfirmieren lassen wollte. In längeren Diskussionen hat mein Gruppenführer in der Bündischen Jugend, der selbst kurz vorm Abitur vom Gymnasium ›geflogen‹ war, mich dann überzeugt, dass dies in der Schule für mich mit allzu großen Schwierigkeiten verbunden sein würde. Was die Schule selbst anbetrifft, so gab es, wie gesagt, zwar keine persönlichen, allerdings durchaus strukturelle Diskriminierungen. So war es mir beispielsweise nicht möglich, am wechselseitigen Austausch mit französischen Schülern teilzunehmen, da eine adäquate Unterbringung eines französischen Gastschülers in unserer relativ kleinen Wohnung nicht zu organisieren war. Das hat sich nicht unbedingt positiv auf meine Französischnote ausgewirkt.

In jedem Fall aber war es damals gut für mich, die Ehrfurcht, die seitens meines Herkunftsmilieus den Gymnasiallehrer*innen entgegengebracht wurde, etwas relativieren zu können. Der Vater meines Gruppenführers hatte eine Professur für Musikgeschichte und – gelinde formuliert – keine besonders hohe Meinung von Lehrern. Sein Sohn wie auch dessen Bruder hatten kurz vor dem Abitur das Gymnasium verlassen müssen, und die Hochschulreife auf dem zweiten Bildungsweg erworben. Der Vater meines besten Schulfreundes (der dann katholische Theologie studiert hat) war Chefarzt und im Münsteraner Rotarier-Club. Für ihn waren die Lehrer eher die Dienstboten, die seinen

fünf Söhnen Nachhilfeunterricht gaben (was ja eigentlich nicht erlaubt war). Er hat mich gegenüber den Lehrern als seinen sechsten Sohn bezeichnet. Das hing damit zusammen, dass meine Eltern, als ich 16 war, aufgrund der Versetzung meines Vaters in eine Kleinstadt 40 Kilometer von Münster entfernt gezogen sind. Weil ich nicht auf das Gymnasium in einem derartigen kleinstädtischen Milieu wechseln wollte, war ich zunächst Fahrschüler. Ungefähr einhalb Jahre vor dem Abitur hatte ich dann – mit finanzieller Unterstützung der Dienststelle meines Vaters – ein eigenes Zimmer in Münster und war deswegen sehr häufig im Haus der Familie meines besten Schulfreundes. Dessen Vater hat mich dann auch noch erfolgreich mit der Tochter einer der Rotarierfamilien bekannt gemacht und somit versucht, mir Zugang zur ›besseren‹ Münsteraner Gesellschaft zu verschaffen. Man kann sagen, dass er – ebenso wie auch mein Gruppenführer in der Bündischen Jugend – für mich ziemlich genau jene Funktion hatte, die Aladin El-Mafaalani (übrigens ein Doktorand meines besten Studienfreundes Peter Strohmeier) mit dem Begriff des »sozialen Paten« bezeichnet hat in seiner Dissertation über Bildungsaufsteiger (die ich ein wenig mit betreut habe).³⁰

Der Vater meines Schulfreundes war es dann auch, der mir – mit Zustimmung meines Vaters – das Attest besorgt hat, welches es mir erlaubte, mich der Einberufung zur Bundeswehr zu entziehen, obwohl ich den Gestellungsbefehl nebst Fahrkarte zum Dienort (einer Raketeneinheit) bereits in der Tasche hatte. Mit einer offiziellen Verweigerung wäre ich zu der Zeit der einzige am gesamten Gymnasium gewesen. Auch wollte ich dies meinem Vater wegen der Beziehung zu seinen Kollegen und Vorgesetzten nicht zumuten. Darüber hinaus waren die Erfolgsaussichten für Kriegsdienstverweigerer damals – abgesehen von dokumentierbaren religiösen Gründen – sehr gering. Dies hat sich bei meinem besten Studienfreund in einer Weise gezeigt, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann: Seine hartnäckige Verweigerung blieb über alle Instanzen hinweg, also bis zum Gerichtsverfahren, erfolglos. Dies wohl nicht zuletzt deshalb, weil er sich im Studium mit Friedens- und Konfliktforschung befasst hatte und entsprechend politisch und gesellschaftstheoretisch argumentierte. Sein Widerstand, die Waffe in die Hand zu nehmen, also die Befehlsverweigerung, endete für ihn im militärischen Strafvollzug. Bis zum Ende seiner Dienstzeit nach 15 Monaten hat er dann dennoch keinen Schuss abgegeben, nachdem er in Verhandlungen mit den Vorgesetzten ein Arrangement gefunden hatte, wodurch schließlich die Schreibstube für ihn zum Einsatzort wurde.

Studium und Diplomarbeit

Und so ging es bei dir direkt nach der Schule los mit dem Studium?

Was den Beginn meines Studiums anbetrifft, so habe ich mich zunächst in Ethnologie immatrikuliert – in Münster, wo ich aufgewachsen bin beziehungsweise meine Jugend verbracht habe. Ich habe bald gemerkt, dass mir dies (zumindest an dem damaligen Institut und in den Seminaren, die ich besucht habe) zu theorieelos war. Ich bin dann zur Soziologie gewechselt, was angesichts des geschilderten Einflusses seitens meines Gruppenführers ja auch nahelag. Aufgrund der wirtschaftlichen Situation meiner Eltern habe ich ein Stipendium erhalten, nach dem »Honnefer Modell«, einer Vorläuferinstitution des BAföG, auf das es keinen Rechtsanspruch gab, ich aber zwei Prüfungen ablegen musste: in Mikroökonomie und Soziologie, den beiden Studienschwerpunkten neben der Sozialpsychologie. In Mikroökonomie bin ich vom damaligen Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät intensiv geprüft worden. Als ich dem Privatdozenten in Soziologie, Hans Jürgen Krysmanski, in seiner Sprechstunde mein Anliegen bezüglich der Soziologie-Prüfung erläutert hatte, brachte er sein Unverständnis darüber zum Ausdruck, dass ich, wenn ich schon aufgrund der Einkommenssituation meiner Eltern benachteiligt sei, auch noch eine Prüfung ablegen solle. Er bescheinigte mir daraufhin spontan, das heißt ohne weitere Befragung, ein »sehr gut« als Prüfungsergebnis. Ich rechne ihm dies besonders hoch an, weil es mir schon passiert war, dass ich in seinem morgendlichen Seminar eingeschlafen bin, da ich abends gekellnert hatte und mich danach noch mit den Wirtsleuten in einer Bar ein wenig davon »erholen« musste. (Ansonsten habe ich die paar D-Mark, die ich an Unterstützung durch das Stipendium erhalten habe, in der vorlesungsfreien Zeit durch die Arbeit auf dem Bau und im Betonwerk aufge bessert).

Würdest du diese Art der Unterstützung durch den Privatdozenten als ungewöhnlich bezeichnen?

Ja, schon. In der Reaktion von Hans Jürgen Krysmanski zeigten sich – abgesehen von wenigen studentischen Aktionen – die ersten Einflüsse der 68er-Bewegung an der Universität Münster. Hans Jürgen Krysmanski war ebenso wie Joachim Matthes, mein späterer Chef, und auch Niklas Luhmann ehemals Assistent des konservativen Soziologen Helmut Schelsky, der die Gründung der Universität Bielefeld initiiert und wesentlich mit strukturiert hat. Krysmanski hat sich dann zu einem Linksaußen der deutschen Soziologie entwickelt.

Neben dem Seminar »Soziales Handeln und Verhalten« von Hans-Jürgen Krysmanski und einem anderen zur »Elitebildung« (Referat zu Vilfredo Pa-

reto) war es die »Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung I u. II«, die mich besonders interessiert hat. Im Rahmen einer Untersuchung zum Gesellschaftsbild der Arbeiter und Angestellten habe ich zehn Interviews durchgeführt. Wenngleich die Interviews relativ standardisiert waren, so war dies doch die erste Begegnung mit der empirischen Sozialforschung. Achim Schrader, der Seminarleiter, war damals auch bereits mit dem Aufbau des Arbeitsbereichs Empirische Sozialforschung an der neu gegründeten Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, befasst.

Wie bist du plötzlich nach Bielefeld gekommen?

Nachdem 1969 der gesamte Studiengang Soziologie von Münster in die Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld überführt worden war, begann ich mit Beginn des vierten Semesters zum Wintersemester 1969/70 mit dem Studium in Bielefeld. Dort war ich zunächst als studentische Hilfskraft im Arbeitsbereich Empirische Sozialforschung tätig – gemeinsam mit meinen Studienfreunden Peter Strohmeier und Hans-Joachim Schulze, mit denen ich auch zunächst gemeinsam in einer WG und dann in jeweils anderen Konstellationen zusammengewohnt habe.

Da einer der anderen studentischen Mitarbeiter im Arbeitsbereich Empirische Sozialforschung sich selbst als »Spartakist« verstand, sich also im »Marxistischen Studentenbund Spartakus« verortete, einer Art Nachfolgeorganisation des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS), kam es hier auch zu politischen Auseinandersetzungen. Diese wurden dann teilweise auch in Veranstaltungen der studentischen Interessenvertretung fortgesetzt. Die 68er-Studentenbewegung hatte also durchaus auch ihre Einflüsse in der Universität Bielefeld. Die analytische Grundhaltung der Ethnomethodologie, mit der ich mich in Bielefeld in zunehmendem Maße zu beschäftigen begann, lässt sich aber nur schwer mit marxistisch-leninistischen Vorstellungen von Wissenschaft vereinbaren. Denn von Harold Garfinkel, dem Begründer der Ethnomethodologie, ist deren analytische Grundhaltung als »offizielle Neutralität« (»official neutrality«) gegenüber moralischen und politischen Orientierungen gefasst worden oder auch als »ethnomethodologische Indifferenz«. In meiner späteren genaueren Auseinandersetzung mit den Schriften Mannheims zeigten sich dann auch in dieser Hinsicht, also im Hinblick auf diese Analyseeinstellung, weitgehende Übereinstimmungen mit Garfinkel. Mannheim spricht in diesem Sinne von der »Einklammerung des Geltungscharakters« normativer und moralischer Einstellungen.³¹ Die normative Orientierung in den Sozialwissenschaften war für mich von Anfang an ein Problem, welches mit meiner Vorstellung von sozialwissenschaftlicher Analyse kollidierte – und dies umso mehr je stärker diese Normativität implizit bleibt. Im Marxismus-Leninismus begegnet sie uns ja in überwiegend expliziter Form. Demgegenüber wurde beispielsweise später an der Objektiven Hermeneutik, die mich einerseits faszi-

nierte und anregte, andererseits deren implizite oder ›verdeckte‹, das heißt ins Interpretationsverfahren eingelassene, normative Struktur für mich zu einem typischen Problem der Sozialwissenschaften. Nicht zuletzt unter diesem Aspekt ist meine frühe Orientierung an der Ethnomethodologie und von da aus auch an Karl Mannheim's »genetischer« Analyseeinstellung³² wie auch an der Luhmann'schen Systemtheorie zu verstehen.

Nochmal zurück zu Bielefeld: Wie war denn insgesamt die Stellung der Studierenden an der Universität Bielefeld?

An der selbsternannten Reformuniversität Bielefeld konnte man sich als Studierender damals vieles erlauben. Beispielsweise war es auch möglich, zwischen Benotung und Nicht-Benotung der Abschlussarbeit beziehungsweise des gesamten Diploms zu wählen.³³ In einer Aktion mit meinem Freund Peter Strohmeier und anderen Kommiliton*innen meines Durchgangs haben wir dann gemeinsam Nicht-Benotung gewählt. Und um dies noch an einem anderen Beispiel zu veranschaulichen, so habe ich in der mündlichen Diplomprüfung dem einzigen Professor in der Prüfungskommission seine Frage damit beantwortet, dass ich diese mit ihm nicht als Thema vereinbart hätte. Dies hat allerdings dann doch einen kleinen Eklat verursacht. Fritz Schütze, der damals als Wissenschaftlicher Assistent an der Prüfung beteiligt war, war derart geschafft, dass er bei unserer am selben Abend stattfindenden Gemeinschaftsfeier aller Absolvent*innen des Durchgangs in einer Art Rocker-Kneipe nicht dabei sein konnte. Es gab damals in Bielefeld noch keine Studenten-Kneipen – im Kontrast zu der im Vergleich dazu riesigen Münsteraner Kneipen-Szene war dies ein regelrechter Schock. Umso höher war jedoch die Intensität der Kooperation im Studium.

Der Zusammenhang zwischen Kneipe und Kooperation erschließt sich mir nicht sofort, aber diesen Punkt mit der Kooperation finde ich doch sehr bemerkenswert.

Ich meine damit, dass das Bedürfnis nach Geselligkeit sich – im Vergleich zu Münster – notgedrungen stärker auf den am Rand von Bielefeld gelegenen Campus und auf den Arbeitskontext verlagerte (der heutige Campus wurde damals allerdings gerade erst gebaut. Wir waren in der Nähe der Baustelle in dem sogenannten »Aufbau- und Verfügungszentrum« untergebracht). Auch war damals eine spezifische Bereitschaft für oder eine Orientierung an einer Zusammenarbeit im Kollektiv zu beobachten, wie sie mir später in dem Maße nicht mehr begegnet ist. Als ein Dokument dafür sei auf eine von fünf Leuten gemeinsam verfasste Diplomarbeit aus dem Praxisschwerpunkt »Entwicklungsplanung« mit dem Thema »Konflikte in multiethnischen Staaten – Exemplarische Analyse am Fall des Entwicklungslandes Zypern« verwiesen.

An diesem Projekt beteiligt waren unter anderem meine damalige Freundin Andrea Reischies und mein Freund Peter Strohmeier.

Auch die gemeinsame Entscheidung (nahezu) aller Diplomand*innen meines Durchgangs für die Nicht-Benotung des Diploms ist eine solche (später nicht mehr zu beobachtende) Orientierung an Kollektivität und Solidarität.³⁴ Ein anderes Dokument für eine derartige Orientierung war die Bereitschaft oder Neigung, bei der Herausgeberschaft von Bänden als einzelner namentlich hinter ein Autorenkollektiv zurück zu treten. So war ich direkt nach meinem Diplom als jüngstes Mitglied der »Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen« an zwei von ihr herausgegebenen Bänden beteiligt mit den Titeln »Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit« und »Kommunikative Sozialforschung«.³⁵ Es tat der Orientierung am Kollektiv auch keinen Abbruch, dass im zweiten Fall, bei dem die einzelnen Beiträge von den Herausgebern selbst stammten, sich die Kooperation durch massive sachbezogene Konflikte auszeichnete. Diese Orientierung an einer Autorengemeinschaft war zu jener Zeit allerdings keine Bielefelder Spezialität, sondern zeigte sich damals auch in anderen Publikationen, wobei die Selbstbezeichnung entweder als »Arbeitsgruppe« oder aber als »Autorenkollektiv« bereits einiges über die politische Selbstverortung aussagte.³⁶

Ja, tatsächlich – aus dieser Perspektive habe ich die »Bielefelder Soziologen« bisher noch nicht wahrgenommen. War das auch die Zeit, in der es mit deiner Diplomarbeit losging?

Wie ich bereits sagte, bin ich direkt nach meiner Abschlussarbeit zur »Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen« »gestoßen«, wie es in den Angaben zu den Herausgebern im Band formuliert wird. Im achten Semester hatte ich mit meiner Abschlussarbeit zur Thematik der Jugendkriminalität begonnen. Man kann sagen, dass ich in dieser Arbeit versucht habe, eine eigene Theorie zu entwickeln. Was die Leute, als ich den monströsen Titel³⁷ damals beim Prüfungsbüro eingereicht habe, schon etwas abwegig fanden. Schließlich ist dies aber akzeptiert worden. Der Veröffentlichungstitel der Diplomarbeit, die dann direkt im Luchterhand-Verlag erschienen ist,³⁸ lautet »Handlungskompetenz und Jugendkriminalität«. Im Zentrum stehen zum einen Importe der damaligen kriminalsoziologischen Diskussion aus den Vereinigten Staaten und zum anderen die Ethnomethodologie, die ebenfalls von dort importiert, aber völlig neu war. Sie wurde in Deutschland überhaupt noch nicht wirklich diskutiert, erst recht nicht in ihrer Verbindung zur Kriminalsoziologie.³⁹

Ich hatte Handlungskompetenz im Anschluss an das Konzept der »Basisregeln«, der Regeln unterhalb normativer Regeln, wie dies von den Ethnomethodologen Harold Garfinkel und Aaron Cicourel entwickelt worden ist,⁴⁰ als Verfügung über diese elementaren Regeln der interaktiven Handlungsstrukturierung definiert.⁴¹ Kinder und Jugendliche beherrschen diese Regeln zwar, so

meine These, allerdings nicht in ihrer vollen generalisierten Ausprägung. Im Zuge dieser Argumentation habe ich dann das ethnomethodologische Konzept der Basisregeln⁴² mit dem strukturfunktionalistischen Konzept der »Pattern Variables«, der Orientierungsalternativen, von Talcott Parsons und Edward Shils⁴³ verbunden: Universalismus versus Partikularismus; Selbst- versus Kollektivorientierung; affektive Neutralität versus Affektivität; Leistung versus Zuschreibung; Spezifität versus Diffusität. Parsons und im Anschluss daran Shmuel N. Eisenstadt⁴⁴ hatten damit das Problem der grundlegenden Antinomie von *gesellschaftlichen* versus *gemeinschaftlichen* Beziehungen zu bearbeiten versucht. Von Mannheim war dies meines Erachtens allerdings bereits in den 1920er Jahren mit der Differenzierung des kommunikativen versus konjunktiven Sozialitätsmodus präziser analysiert worden – zumindest was die Seite der Gemeinschaft, also die konjunktive, anbetrifft. Allerdings waren die hier relevanten Texte Mannheims⁴⁵ im Jahre 1972 noch gar nicht veröffentlicht worden.

Die gesellschaftliche, die »kommunikative«, Seite der »Pattern Variables« setzt dabei Generalisierungspotentiale im Bereich Handlungsorientierung und -planung voraus, denen, so meine Argumentation, die Jugendlichen aufgrund ihrer primären Sozialisation im überwiegend partikularen (»konjunktiven«) Kontext der Familie nicht so ohne Weiteres gewachsen seien. In der Auseinandersetzung mit den Kontrollinstanzen sind sie aufgrund geringerer Fähigkeiten zur Antizipation im Bereich rollenförmigen und organisationalen (»kommunikativen«) Handelns benachteiligt. Das habe ich dann als einen wesentlichen Grund dafür verantwortlich gemacht, dass im Vergleich mit den Erwachsenen in etwa dreimal so viele Jugendliche und Heranwachsende in den Tatverdacht der Polizei geraten und ungefähr doppelt so viele gerichtlich verurteilt werden – oder, wie es in der Einleitung zu meiner Arbeit heißt: »der Verurteilung durch die Gerichte zum Opfer« fallen.⁴⁶ Wenn man so will, scheinen Aspekte der für meine späteren Arbeiten wesentlichen Leitdifferenz von konjunktiver versus kommunikativer Handlungsorientierung, von performativer versus propositionaler Logik, hier also bereits auf.

Im Rückblick hört sich die Ausarbeitung dieser Ideen beinahe einfach und irgendwie folgerichtig an, obwohl doch vieles Neuland war – wie siehst du das heute?

Ich denke, es ist durchaus nicht untypisch für mich, dass ich auch bei größeren Projekten wie eben im Falle meiner Diplomarbeit zunächst eher naiv aus dem Bauch heraus eine Art fixe Idee entwickle, als dass ich sagen könnte, dass ich das von vornherein wirklich klar geplant und durch Lektüre abgesichert habe. Also in diesem Fall war es so, dass ich nach meiner Tätigkeit als studentischer Mitarbeiter in der Arbeitsgruppe Empirische Sozialforschung dann in einem Forschungsprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unter der

Leitung von Hans Haferkamp, einem Assistenten von Joachim Matthes, als studentischer Mitarbeiter teilnehmende Beobachtungen in der Drogenszene durchgeführt habe.⁴⁷ Diese Szenen standen in Deutschland damals am Anfang ihrer Verbreitung unter Jugendlichen. Die Erfahrungen mit der Entwicklung dieser Jugendlichen, aber auch mit der Reaktion der Polizei, haben mich sehr beeindruckt. Die Zeit der Beobachtungen in der Bielefelder Drogenszene habe ich überwiegend in den einschlägigen Diskotheken verbracht, um dann teilweise noch in der Nacht oder am nächsten Morgen meine Beobachtungsprotokolle zu schreiben, die dann häufig sofort vom Projektleiter abgeholt wurden. Meine wichtigste Bezugsperson war einer der jugendlichen Dealer, damals schon vorbestraft wegen Kaufhaus-Diebstahls. Er verkaufte vor allem Haschisch (»Shit«) und LSD, also keine harten Drogen wie Heroin oder Morphium. Wir sind dann öfter spät am Abend noch gemeinsam ein Bier trinken gegangen. Unsere intensiven Gespräche nicht nur über die Drogenszene und das Schicksal der Jugendlichen, sondern auch über das Forschungsprojekt und die Soziologie haben dazu beigetragen, dass er schließlich auf dem zweiten Bildungsweg Abitur gemacht und Soziologie und Linguistik studiert hat.

Prägende Erlebnisse für meine Abschlussarbeit hatten auch damit zu tun, dass die Drogenszene schließlich zunehmend mit V-Leuten durchsetzt war. Beispielsweise wurden Jugendliche dazu angestiftet, Drogen zu besorgen, um sie dann zu verhaften und in einem Fall auch unter vorgehaltener Pistole abzuführen. Auf meine Vorhaltungen hin, dass hier ein Jugendlicher zu einer Straftat verführt worden sei, wurden mir Prügel angedroht.

Aber es handelt sich bei deiner Diplomarbeit doch um eine theoretische Arbeit. Wo oder wie hast du dir denn das entsprechende Grundlagen-Wissen angeeignet?

Während dieser Zeit und im Zusammenhang mit diesem Projekt habe ich – gemeinsam mit den Kommiliton*innen der Projektgruppe – einen Intensivkurs in überwiegend US-amerikanischen Texten zur Kriminalsoziologie und zu Klassikern der Allgemeinen Soziologie bei Hans Haferkamp absolviert – so u.a. zu Max Weber, Talcott Parsons, Robert Merton und Peter L. Berger/Thomas Luckmann, wobei letztere beiden damals allerdings noch nicht als Klassiker galten. Wir, das heißt die studentischen Mitarbeiter*innen des Projekts, sind von Hans Haferkamp umfassend geschult worden. Ich habe davon sehr profitiert. Darüber hinaus haben mich neben der Mitarbeit in dem Arbeitsbereich empirische Sozialforschung noch Seminare zur Sozialarbeit beeinflusst, so beispielsweise dasjenige »Pragmatische Theorien der Sozialarbeit« von Helge Peters. Dort ging es insbesondere um die (wie ich heute sagen würde) Common-Sense-Theorien in der Sozialen Arbeit.

Relativ unabhängig davon habe ich mich dann aber sehr eigenständig vor allem mit der Ethnomethodologie auseinandergesetzt. Letzteres ist durch ein

Seminar »Neuere Perspektiven in der Wissenssoziologie« im Sommersemester 1971 unter der Leitung von Joachim Matthes und Fritz Schütze initiiert worden. Peter Strohmeier und ich hatten uns zur Übernahme eines Referats zum Themenkomplex »Ethnomethodologie« bereit erklärt. Allein der Begriff war – auch für die Seminarleitung – damals noch ein Rätsel. Aber genau das hat uns, Peter wie mich, damals motiviert. Entsprechend fehlten die Texte auch in der Bibliothek. Nach einer Bestellung in den USA dauerte es per Schiff etwa sechs Wochen bis zur Auslieferung. Als das Werk »Studies in Ethnomethodology« von Harold Garfinkel als eine der Grundlagen des Referats schließlich eingetroffen war, musste es noch katalogisiert werden. Ich hatte das Glück, dass der für den Aufbau der Bibliothek zuständige Wissenschaftliche Assistent, Klaus Merten, mit mir durch Lappland gewandert war (als einer der beiden Führer) und mir das Buch sofort zur Verfügung stellte. Es ist dann niemals katalogisiert worden. Klaus Merten, der dann viel mit Luhmann zusammengearbeitet hat, wurde später ein bekannter Professor der Kommunikationswissenschaften.

Die theoretischen Diskussionen und die Erfahrungen in der Drogenszene haben sich in meiner Abschlussarbeit miteinander verbunden. Vor diesem Hintergrund habe ich das Konzept der (begrenzten oder mangelnden) Handlungskompetenz Jugendlicher in der Auseinandersetzung mit Polizei und Justiz völlig eigenständig entwickelt. Der einzige, mit dem ich Kapitel der Arbeit besprechen konnte, war Fritz Schütze. Mein Betreuer und Erstgutachter Joachim Matthes hatte seinem Assistenten diese Aufgabe übertragen, nachdem es ihm wohl etwas zu aufwändig geworden war. Fritz Schütze, der sich damals, also 1971/72, in der Endphase seiner Dissertation »Sprache soziologisch gesehen« befand,⁴⁸ hat sich dankenswerter Weise auf die auch für ihn zu der Zeit in vieler Hinsicht noch unbekannte Ethnomethodologie eingelassen und auch auf die ihm überhaupt nicht vertraute Kriminalsoziologie. Die Unbefangenheit meinem eigenen, ein wenig großenwahnsinnigen, Projekt gegenüber hat mich merkwürdigerweise in dem Augenblick schlagartig verlassen, als ich die Arbeit abgegeben hatte und nun in enormen Stress geriet, weil ich eine Zeitlang ernsthaft damit rechnete, mich vollkommen vergaloppiert zu haben.

Du bist also von der Ethnologie zur Ethnomethodologie gewechselt?

Ja, so kann man das vielleicht sagen, obwohl die Ethnomethodologie, was die Personen anbetrifft, die sie vertreten, auch heute noch wenig mit der Ethnologie zu tun hat. Die Arbeit ist dann hoch gelobt worden, und mein Erstgutachter und späterer Chef, Joachim Matthes, hat mir angeboten, mit der Arbeit zu promovieren. Nach der damals für mich durch den gezwungenen Wechsel nach Bielefeld auch noch geltenden Münsteraner Prüfungsordnung wäre dies möglich gewesen. So ist damals beispielsweise Fritz Schütze ohne ein vorheriges Examen direkt promoviert worden. Allerdings hatte er da schon einige Jahre die Stelle eines Wissenschaftlichen Assistenten inne. Diese Perspektive hat

mich mit 24 Jahren und nach einem 9-semesterigen Studium allerdings überfordert, und ich habe sofort abgelehnt. Diese beinahe panikartige Reaktion hatte wesentlich mit meinem tiefgehenden Zweifel zu tun, ob die akademische beziehungsweise universitäre Welt die meine ist. Und dieser Zweifel sollte mich in unterschiedlicher Weise noch lange Zeit begleiten. Überfordert hat mich ebenso, dass der damals bekannteste Kriminalsoziologe, Fritz Sack, eine Rezension der publizierten Arbeit verfasst hat und darin u.a. schrieb, er habe »bei der Lektüre einer Arbeit lange nicht einen derartigen Lerngewinn erfahren können wie beim – so muss man es nennen – Durcharbeiten dieser Arbeit von Ralf Bohnsack«. ⁴⁹ Die Arbeit wurde breit rezipiert, sodass sie beispielsweise noch Gegenstand der Diplomprüfung meiner Frau in Sozialpädagogik war, die 14 Jahre jünger ist als ich. Zugleich ist die Arbeit dann auch noch in einem von Hartmut Griese herausgegebenen Band »Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien« als »interaktionistisch-ethnomethodologischer Ansatz« aufgenommen worden. ⁵⁰ Indem die Arbeit von beiden Seiten – der kriminalsoziologischen wie der jugendtheoretischen – Anerkennung erfahren hat, zeigt sich, dass der Vermittlungsversuch nicht misslungen war.

Das mit der Überforderung durch die Rezeption deiner Arbeit ist schwer nachvollziehbar – mit Verlaub: Deine Geschichte klingt eher wie die eines »Außenseiters« – der als erster im Ziel ist?!

Die umfassende Anerkennung meiner Diplomarbeit, die Betonung ihres »exorbitanten« Charakters, wie Fritz Schütze es damals formulierte, war meiner weiteren berufsbiografischen Entwicklung eigentlich nicht förderlich, da ich nun versucht habe, dies in meiner – später dann doch ins Auge gefassten – Dissertation noch zu toppen. Aber zugleich hat mir die Erfahrung, wie leicht, d.h. mit welcher geringer Vorerfahrung, es möglich ist, eine eigene Theorie zu entwickeln, dann auch den Respekt vor derartigen Theorien genommen. Ich dachte mir: Mein Gott, wie schnell lassen sich Theorien zusammensetzen, die dann als großer Wurf akzeptiert werden. Denn ich war mir trotz aller naiver Unbefangenheit schon auch irgendwie klar darüber, dass ich mit meinen 24 Jahren und 9 Semestern eigentlich noch kaum ein Fundament hatte, um eine eigene Theorie zu entwickeln.

Du hast dich dann also doch für die Promotion entschieden?

Naja, »entschieden« klingt vielleicht zu sehr nach biografischer Planung. Nachdem es nun für alle Welt selbstverständlich war, dass ich an der Universität bleibe, habe ich mich – nach einer durchaus krisenhaften Phase – zunächst einmal unter Vorbehalt darauf eingelassen beziehungsweise damit abgefunden. So muss man das wohl formulieren. Wenn ich mich mit Leuten vergleiche, die mit mir studiert haben, mit denen ich befreundet war und teilweise in

einer WG zusammengewohnt habe, so gab es einige, die schon früh in ihrem Studium gewusst haben, dass sie an der Universität bleiben wollen. Während meines Studiums hatte ich auf jeden Fall derartige Pläne nicht. Das lag aber, wie ja wohl deutlich geworden ist, keineswegs daran, dass ich mich nicht für Theorien interessiert hätte. Es hat schlicht mit dieser Universität als Organisation und den dazu gehörigen akademischen Diskursen zu tun. Zum Beispiel habe ich auch schon früh, d.h. schon ab meinem fünften oder sechsten Semester (ich habe ja dann in meinem achten und neunten Semester meine Abschlussarbeit geschrieben), kaum noch Seminare besucht, obwohl das Zahlenverhältnis von Lehrenden und Lernenden ideal war. Denn in den ersten Semestern der neu gegründeten Bielefelder Universität waren Seminare mit durchschnittlich sechs Studierenden eher die Regel. Ich habe mich aber dennoch lieber zu Hause hingesetzt, um diese Texte zu lesen, die ich mir aus Amerika besorgt habe beziehungsweise habe besorgen lassen.

Wir haben – obwohl wir über die ganze Zeit über Bielefeld reden – noch kaum von dem Studiengang Soziologie gesprochen.

In Bielefeld war ich damals einer der ersten Studierenden in einem der ersten soziologischen Studiengänge mit Praxisbezügen in Deutschland. Dies gehörte zu der Idee der Reformuniversität. Ich hatte mich für den »Praxisschwerpunkt Sozialarbeit« entschieden. Und meine Arbeit enthielt dann im letzten Kapitel (wiederum in recht naiver Unbefangenheit) auch praxisbezogene Überlegungen, um »Diskriminierungen Jugendlicher im gesellschaftlichen Kriminalisierungsprozess und deren Folgen aufzufangen beziehungsweise überhaupt zu verhindern«.⁵¹ Später, als ich dann mit Joachim Matthes nach Erlangen gegangen war, erschien dort gleich in meinem zweiten Semester die von der »Marxistischen Gruppe« (MG) herausgegebene »Fachbereichszeitung« mit einem relativ umfangreichen Beitrag mit dem Titel »Bohnsack: Soziologie für Sozialarbeiter. Der Knast als Chance«.⁵² Die »Marxistische Gruppe« war berüchtigt für ihre Versuche und auch Erfolge, Seminare und Vorlesungen mit geschickten Strategien zu sprengen. Dies bekam ich dann auch zu spüren, allerdings weniger als Joachim Matthes. Was bei mir möglicherweise damit zusammenhing, dass ich engeren Kontakt mit zwei der Mitarbeiter*innen von Werner Mangold hatte, die früher einmal selbst Mitglied der MG waren und denen ich mein »Leid geklagt« hatte.

Von der mir in meinem Diplomstudium vermittelten noch recht vagen Idee der Praxisrelevanz soziologischer respektive sozialwissenschaftlicher Forschung hat sich die Soziologie ja letztlich bereits wieder verabschiedet noch ehe sich diese Idee richtig etabliert hatte. Anders ist dies – natürlich schon aufgrund der Geschichte des Faches – in den Erziehungswissenschaften. Mich hat die Theorie/Praxis-Problematik bis heute in unterschiedlichen Formen begleitet – gestützt dann auch durch meine spätere Stelle am Fachbereich Erzie-

hungswissenschaft. Sie hat ihren greifbarsten Ausdruck in meinen Texten zur Evaluations- und neuerdings zur Professionalisierungsforschung beziehungsweise zur rekonstruktiv-praxeologischen Professionalisierungsforschung gefunden.⁵³

Der Weg in die Rekonstruktive Sozialforschung

Wie hat sich das mit der rekonstruktiven empirischen Sozialforschung denn eigentlich entwickelt? Zur Praxeologie hast du ja bereits einiges gesagt.

Neben dem methodologischen Einfluss der Ethnomethodologie war es nicht zuletzt der mangelnde Respekt vor den gegenstandsbezogenen *empirielosen Theorien*, bei denen es sich zumeist um die sogenannten Theorien mittlerer Reichweite handelt, der mich schließlich dazu gebracht hat, mich der *rekonstruktiven* Sozialforschung zuzuwenden, also einer Theoriebildung, Theoriegenerierung aus der fundierten empirischen Beobachtung heraus und in einer radikalen empirischen Vergewisserung. Die Rekonstruktive Sozialforschung bewegt sich zwischen den beiden (negativen) Gegenhorizonten der empirielosen Theorie und der theorieleeren Empirie. Beim zweiten – für mich von vornherein weniger interessanten – negativen Gegenhorizont, also der theorieleeren Empirie, handelt es sich um eine empirische Sozialforschung, die nur das an theoretischen Aussagen zulässt, was durch das Nadelöhr des Fragebogens, also der standardisierten Forschung, passt.

Da haben wir sehr unterschiedliche Erfahrungen mit den Theorien der »mittleren Reichweite« – im Osten waren die der Rettungsanker vor dem allmächtigen Marxismus und in diesem Rahmen wurde empirisches Wissen diskutiert, was es offiziell gar nicht geben durfte: in der Arbeitssoziologie und anderen Teilsoziologien. Zum Beispiel in Bezug auf Bildungsungleichheit, Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern et cetera pp. und man war froh, dass auf diesem Wege überhaupt Daten aus der »Wirklichkeit« zur Diskussion kamen. Aber ungeachtet dieser sehr spezifischen Entwicklung ging es ja Merton auch um die Beziehung der Theorien mittlerer Reichweite zu Metatheorien – z.B. findet sich darüber etwas in den Diskussionen mit Pitirim Sorokin. Die Rekonstruktive Forschung bricht prinzipiell mit all diesen Traditionen?

Apropos »allmächtiger Marxismus« – also ehe ich auf Deine Frage nach den Theorien mittlerer Reichweite eingehe, vielleicht noch eine Episode aus meinen Erfahrungen dazu: Ich erhielt 1987 vom Westdeutschen Verlag, der meine Dissertation herausgebracht hatte, eine Rezension zum Buch, welche im »Re-

ferateblatt Philosophie« in der DDR⁵⁴ erschienen und offensichtlich an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften entstanden war. Dies war ja wohl eine Kollegin von dir. Denn zu der Zeit warst du ja auch an der Akademie tätig. Diese Rezension einer nicht leicht verständlichen und auch nicht bruchlos argumentierten Arbeit war sehr präzise – im Unterschied zu manch anderen Rezensionen. Vor allem aber war sie keineswegs von einer expliziten oder impliziten Distanz gegenüber diesen ›dekadenten‹ westlichen Theorien oder gar von einer marxistisch-leninistischen Grundhaltung geprägt.

Das funktionierte wie eine Spaltung: hier Wissenschaft, da der politische Rahmen.

Ja, den Eindruck habe ich da auch gewonnen. Aber ich habe dir auf deine Frage nach den Theorien mittlerer Reichweite noch nicht geantwortet. Diese sind keineswegs obsolet im Kontext rekonstruktiver oder rekonstruktiv-praxeologischer Sozialforschung. Sie werden aber nicht im Sinne von Hypothesenmodellen relevant, sondern erst auf der Grundlage bereits vorliegender, rekonstruktiv gewonnener empirischer Ergebnisse. Was Robert Merton anbetrifft, von dem ja der Begriff der Theorie der mittleren Reichweite stammt, so habe ich mich mit seiner Anomietheorie in meiner Abschlussarbeit auseinandergesetzt. Dies gilt auch für eine andere Theorie der mittleren Reichweite – und zwar diejenige der Jugend als Übergangssituation von Shmuel N. Eisenstadt. Derartige Theorien werden im Rahmen der rekonstruktiven Sozialforschung aber erst dann diskutiert, wenn in einem ersten Zugang das Wissen der Erforschten (das handlungsleitende Wissen und dessen Spannungsverhältnis zu deren Common-Sense-Theorien) herausgearbeitet worden ist. Auf diese Weise können wir rekonstruieren, ob und in welcher Weise die Situation der Jugend von den Jugendlichen selbst als Übergangssituation erfahren wird und in welcher Weise es möglicherweise zu Adoleszenzkrisen kommt.

Und dazu hast du dann auch empirisch gearbeitet?

Ja, wir haben dies insbesondere bei den Auszubildenden in Nordbayern, später in komparativer Analyse mit den Hooligans und Rockbands in Ost-Berlin und danach den Jugendlichen türkischer Herkunft in West-Berlin herausgearbeitet. Die derart rekonstruierte Entwicklungstypik haben wir in ihrer Überlagerung beziehungsweise Modifikation durch unterschiedliche Milieus untersucht und Typologien erarbeitet. Wenn die konventionellen Theorien mittlerer Reichweite Relevanz gewinnen, dann, wie gesagt, erst in der Diskussion mit den derart bereits rekonstruierten Typologien. Der Typen- und Theoriegenerierung vorausgesetzt, gleichwohl natürlich nicht vollständig unabhängig von dieser, sind lediglich die *Grundlagentheorien* oder *Meta-Theorien*,⁵⁵ bei mir also vor allem diejenigen von Mannheim, Bourdieu, Garfinkel, Schütz, Luhmann und

Goffman. Dies sind theoretische Kategorien wie Orientierungsrahmen, Habitus, Erfahrungsraum, Milieu, soziale Identität etc. In dem Sinne ist die Bourdieu'sche Habitus-Theorie eine für mich wichtige Meta-Theorie. Seine Klassentheorie hat für mich eher den Stellenwert einer Theorie mittlerer Reichweite.

Rekonstruktive Forschung bedeutet also, von vornherein an das Erfahrungswissen der Erforschten und vor allem an ihr handlungsleitendes Wissen anzuschließen, welches, wie Harold Garfinkel formuliert hat, den »ordinary, artful ways« ihrer »activities of daily life«,⁵⁶ also den kunstvollen Wegen der Alltagspraxis, zugrunde liegt. Die alltägliche Praxis in ihrer Geordnetheit und ihrem kunstvollen Charakter ernst zu nehmen bedeutet, sie einer detaillierten, einer mikroskopischen Betrachtung für wert zu erachten, um sie in ihrer Eigenlogik erfassen zu können. Die »profanen« Produkte dieser Praxis werden mit einem Respekt behandelt, wie dies konventionellerweise nur den Werken der Kunst und Literatur zuteilwird. Dies hat dann natürlich auch Konsequenzen für das Verständnis und die Bearbeitung des Theorie-Praxis-Problems, auf das ich ja bereits eingegangen bin. Methodisch und methodologisch hat diese sozialwissenschaftliche Haltung und Analyse-einstellung dann auch in den Methoden der Text- und dann der Bildinterpretation ihren Ausdruck gefunden, die ich seit Ende der 1970er Jahre nach und nach entwickelt habe. Die sozialwissenschaftliche Analyse kann in diesem Verständnis keine *höhere* Rationalität mehr für sich in Anspruch nehmen, sondern lediglich eine *andere*, welche ihr eine distanzierte Sicht auf die Alltagspraxis ermöglicht. Gleichwohl bedeutet dies nicht die Nivellierung der Differenz von Alltagswissen und Sozialwissenschaft. Als eine Art Kurzschlussreaktion auf die Einsicht in die Haltlosigkeit des Hierarchyanspruchs seitens der konventionellen, der rationalistischen Theoriebildung findet sich eine derartige Nivellierung im Bereich der qualitativen Sozialforschung bei den Vertreter*innen des »Interpretativen Paradigmas«. ⁵⁷

Bedeutet das dann, dass Theoriebildung willkürlich wird? Wie wird das mit dem rekonstruktiven Zugang bewältigt?

Es ist ja kaum möglich, den Anspruch von Wissenschaftlichkeit weiter aufrecht zu erhalten und entsprechend dafür bezahlt zu werden, wenn die Differenz von Alltagswissen und Sozialwissenschaft prinzipiell in Frage gestellt wird. Was den rekonstruktiven Zugang anbetrifft, so beziehe ich mich mit dem Begriff der Rekonstruktion zwar durchaus auf Alfred Schütz, der die *alltäglichen* Konstruktionen als solche *ersten Grades* bezeichnet. An diese haben die *sozialwissenschaftlichen* Konstruktionen als solche *zweiten Grades* ihren Anschluss zu suchen. Allerdings hatte Alfred Schütz nur die *theoretischen* Alltagskonstruktionen, die *Alltagstheorien*, im Blick, nicht aber die *Alltagspraxis*. Wohingegen die Ethnomethodolog*innen im Anschluss an Schütz, aber partiell auch an Karl Mannheim, sich auf die Suche nach der Praxis des Alltags

begeben haben. Dies ist ihnen im Bereich der empirischen Forschung überwiegend gelungen, weniger aber in der grundlagentheoretischen Verortung ihrer eigenen AnalyseEinstellung.⁵⁸

Voraussetzung für die Offenheit und radikale empirische Vergewisserung dieser Art der rekonstruktiven Sozialforschung ist keineswegs eine Theoriefeindlichkeit. Die Konsequenz aus der Skepsis gegenüber empirisch nicht fundierten Theorien beziehungsweise genauer: gegenüber den Theorien mittlerer Reichweite, die nicht aus der empirischen Beobachtung heraus generiert worden sind, ist nicht ein Theorieverzicht. Vielmehr erfordert ein Forschungsprozess, der auf *gegenstandstheoretische* Vorannahmen, also auf Hypothesen, verzichtet, umso mehr eine Kenntnis von *Grundbegriffen* und *Grundlagentheorien* oder *Meta-Theorien*. Gemeint sind, wie gesagt, solche theoretischen Kategorien, welche die empirisch fundierte Generierung gegenstandbezogener Theorien strukturieren. Diese liefern mir im Anschluss an die Traditionen des Faches jene theoretischen Grundlagen, die es ermöglichen, die Beobachtungen zu ordnen und zu systematisieren. In dieser Hinsicht stimme ich mit Luhmann überein, wenn er eine der wesentlichen Funktionen seiner Systemtheorie und ganz allgemein von Grundlagentheorien darin sieht, Vergleiche, also komparative Analysen, zu ermöglichen.⁵⁹ In meiner Diplomarbeit waren dies neben den Grundlagentheorien der Ethnometodologie in Verbindung mit der Phänomenologischen Soziologie von Alfred Schütz auch strukturfunktionalistische Theorieansätze und später dann vor allem Mannheims Wissenssoziologie, Bourdieus Habitus-Theorie, Goffmans Identitätstheorie und eben auch Luhmanns Systemtheorie. Für die Kritik an den empirisch nicht fundierten Theorien war zwar auch die Grounded Theory von Barney Glaser und Anselm Strauss⁶⁰ ab den 1980er Jahren in gewisser Weise richtungweisend. Allerdings bleibt hier eben die Beziehung zur Grundlagen- oder Meta-Theorie und schließlich auch zur Erkenntnistheorie in mancher Hinsicht ungeklärt.

Nach dem Diplom

Wann hast du denn mit der rekonstruktiven empirischen Forschung beziehungsweise überhaupt mit eigener empirischer Forschung begonnen?

Meine Abschlussarbeit war ja auch bereits durch Beobachtungen in der jugendlichen Drogenszene beeinflusst – allerdings durch solche, die ich für meine Ausführungen nicht systematisiert aufbereitet und verschriftlicht habe und die somit nicht empirisch überprüfbar waren.⁶¹ Im Zuge des Versuchs einer methodischen Systematisierung derartiger Beobachtungen habe ich dann auf der theoretischen Grundlage meiner Diplomarbeit und methodisch beeinflusst durch die frühe Konversationsanalyse gemeinsam mit Fritz Schütze ei-

nen Antrag für ein DFG-Projekt entworfen mit dem Titel »Die Selektionsverfahren der Polizei in ihrer Beziehung zur Handlungskompetenz der Tatverdächtigen«. ⁶² Dies war noch bevor Fritz Schütze sich dann intensiv dem Narrativen Interview zugewandt hat. Auch wenn ich im Unterschied zu Gerhard Riemann an dessen methodischer Weiterentwicklung in Richtung der Biografieforschung nicht beteiligt und damals auch nicht besonders interessiert war, so habe ich die Anfänge der Arbeit mit dem Narrativen Interview doch insofern unterstützt, als ich Fritz, der damals weder Auto noch Führerschein hatte, mit meinem VW-Käfer zu seinen allerersten Narrativen Interviews chauffiert habe. ⁶³

Erinnerst du dich noch daran, warum du nicht »besonders interessiert« warst? Und wie ging es mit dem Projektantrag weiter?

Ich hatte mich nach meinem Diplom mit den Biografiekonstruktionen Jugendlicher befasst, wie wir sie im Jugendgerichtsverfahren finden. Diese werden im Zuge der Durchleuchtung der Person der Beschuldigten insbesondere von Seiten der Jugendgerichtshilfe erstellt und sind Teil ihrer Akten. Ich habe damals unter dem Deckmantel eines Praktikanten der Jugendgerichtshilfe an den Verhandlungen teilgenommen und auch verdeckt Audioaufzeichnungen gemacht. Dies waren für mich derart abschreckende Beispiele für Biografiekonstruktionen, ⁶⁴ dass ich damals von einer sozialwissenschaftlichen Biografieforschung generell Abstand genommen habe. Garfinkel hat auf derartige verfahrensmäßige Biografiekonstruktionen mit dem Begriff der Degradierungszeremonie und Foucault mit dem Begriff der Konstruktion des »gefährlichen Individuums« Bezug genommen. ⁶⁵

Später habe ich in meinen Projekten zwar auch mit biografischen Interviews gearbeitet. Allerdings ging es uns nicht darum, den individuellen Habitus oder die »biografische Gesamtformung« des Individuums zu rekonstruieren. Ziel war die Rekonstruktion von *kollektiven* Habitus und Entwicklungsprozessen und deren Soziogenese auf der Grundlage von Erzählungen. Ich sehe die Problematik der Arbeit mit biografischen Interviews und mit Individualinterviews im Allgemeinen darin, dass bei der Identifizierung eines Habitus oder Orientierungsrahmens sehr oft nicht kontrolliert wird, dass der Zugang zu ihm bereits im Zuge der Erhebung und Auswertung ein aspekthafter ist. Indem die Proband*innen als Hooligans, Mitglieder von Rockbands oder etwa als Lehrpersonen oder – wie im Falle deiner Habilitationsschrift – als »Soziolog*innen« adressiert werden, sind ihre Erzählungen und Beschreibungen wie auch ihre theoretisierenden oder argumentativen Selbstdarstellungen ja bereits durch diese Selektivität geprägt. In deiner Habilitationsschrift wird dem ja auch ganz klar Rechnung getragen. Dass die Konsequenzen, welche derartige Adressierungen haben, aber oft eben nicht klar erkannt werden, ist zu einem Teil auch darauf zurück zu führen, dass dem *Gesprächscharakter* der Indivi-

dualinterviews in der Auswertung oft zu wenig Rechnung getragen wird. Dies gilt – trotz aller Verdienste – zu einem Teil auch für die Methodologie des Narrativen Interviews.⁶⁶

Generell betrachtet, ist der uns in der Erhebung zugängliche Habitus also von vornherein auf einen bestimmten (gesellschaftlichen) Erfahrungsraum, ein bestimmtes Milieu, ein Kollektiv zugeschnitten. Und es ist ein Irrtum, allerdings ein häufig zu beobachtender, dass es möglich ist, auf diese Weise ohne Weiteres auf den je individuellen Habitus, die je individuelle Identität schließen zu können. Das Individuum ist nicht, wie es uns im Common Sense erscheint, das ›realistischste‹ und in dem Sinne der Erkenntnis am leichtesten zugängliche soziale Wesen, das »ens realissimum«, wie Bourdieu und Wacquant es kritisch formuliert haben.⁶⁷ Der individuelle Habitus konstituiert sich durch die Überlagerung unterschiedlicher – u.a. bildungsmilieu-, geschlechts- und generationsspezifischer – Habitus oder Erfahrungsräume hindurch. Das Individuum ist somit das komplexeste soziale Wesen.

Um zu dem gemeinsam mit Fritz Schütze ausgearbeiteten DFG-Antrag zurückzukommen, so zielte dieser auf die Rekonstruktion der interaktiven Beziehung der Polizeibeamten zu den jugendlichen Tatverdächtigen. Als empirische Basis waren gesprächsanalytische Auswertungen polizeilicher Vernehmungen und teilnehmende Beobachtungen im Streifenwagen geplant. Wie man sich vorstellen kann, war in den DFG-Gremien einer derart radikal qualitativen Perspektive damals natürlich kein Erfolg beschieden. Der Antrag wurde dann mit der Begründung rechtlicher Bedenken (insbesondere gegenüber einer Beobachtung im Streifenwagen) abgelehnt.

Zu einem späteren Zeitpunkt haben wir, ein Mitarbeiter und ein Student an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld und ich, Videoaufzeichnungen der Erfahrungen Jugendlicher mit polizeilichen Verhörmethoden erstellt, systematisiert und in Jugendzentren gezeigt. Zugleich habe ich – mit formeller Unterstützung eines der Bielefelder Professoren – den Versuch unternommen, Kripo-Beamte des Bielefelder Polizeipräsidiums für Interviews zu ihren Verhörmethoden zu gewinnen. Die Einladung zum diesbezüglichen Gespräch mit dem Bielefelder Polizeipräsidenten und einem Polizeidirektor führte aber schließlich lediglich dazu, dass ich selbst von ihnen in eine verhörartige Kommunikation verstrickt wurde. Mein Antrag ist dann auf dem Wege zum Innenministerium von NRW irgendwo ›versickert‹.

Und wie ging es stellenmäßig weiter?

Nach dem Diplom im Jahre 1972 hatte ich in direktem Anschluss zunächst eine Stelle als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (ZiF) der Universität Bielefeld. Meine Aufgabe war die organisatorische Vorbereitung einer internationalen Tagung im Bereich der Sprachsoziologie, an der unter anderem Erving Goffman, Harold Garfinkel und Harvey

Sacks, der Begründer der Konversationsanalyse, beteiligt waren. Meine erste persönliche Begegnung mit Garfinkel, dem Begründer der Ethnomethodologie, dessen Arbeiten für mich von zentraler Bedeutung waren, ist eine lustige Anekdote. Garfinkel hatte die in den 1920er Jahren von Karl Mannheim entwickelte Dokumentarische Methode Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre aus einer mehr als 30-jährigen Vergessenheit geholt. Damals war Garfinkel nur wenigen bekannt, und ich hatte mich dafür eingesetzt, ihn etwas verspätet noch zusätzlich zur Tagung einzuladen und hatte auch seine Einladung unterschrieben mit »The Managing Director; i. A. Ralf Bohnsack«, also im Auftrag des geschäftsführenden Direktors (damals des Sprachwissenschaftlers Harald Weinrich).

Gemeinsam mit dem zu der Zeit für die Organisation des ZiF zuständigen Akademischen Oberrats und dem Chauffeur des ZiF habe ich Garfinkel dann vom Bahnhof in Bielefeld abgeholt. Ich hatte damals dicke bis knapp auf die Schultern reichende Haare, welche teilweise das Gesicht bedeckten, und war mit einem zerschlissenen Ledermantel bekleidet. Als ich mich Harold Garfinkel freundlich mit meinem Namen vorstellte, meinte dieser: »I had never thought that such a rotten guy might be the managing director«. Ich musste dann auch im weiteren Verlauf der Tagung die Erfahrung machen, die mir von anderen Seiten bestätigt wurde, dass Harold Garfinkel im persönlichen Umgang äußerst schwierig war. Das hing sicher aber auch nicht zuletzt damit zusammen, dass es gerade für die Vertreter der Ethnomethodologie und auch für diejenigen der mit ihr verwandten Konversationsanalyse unter anderem auch aufgrund ihres esoterischen Sprachgebrauchs schwierig war, sich verständlich zu machen. Und dies bereits gegenüber englischen Muttersprachler*innen – aber umso mehr gegenüber den deutschen Kolleg*innen.

Ich bin nicht sicher, dass jede und jeder gleich versteht, was hier mit »esoterisch« gemeint ist.

Damit ist eine Sprache gemeint, die nur für Eingeweihte, also für einen inneren Zirkel, verständlich ist. Der Vorwurf der Esoterik gegenüber der Ethnomethodologie war damals quasi Standard innerhalb der deutschen Soziologie. Dazu vielleicht noch eine Episode mit dem damals noch recht jungen Harvey Sacks, dem Begründer der Konversationsanalyse, der dann zwei Jahre später bei einem Autounfall ums Leben kam. Seinen Vortrag mit dem Titel »A Simplest Systematics for the Organization of Turn Taking for Conversation«,⁶⁸ der zu den Texten zählt, mit dem die Konversationsanalyse begründet wurde, hat er (zumindest in Deutschland) am ZiF zum ersten Mal präsentiert. Die Terminologie war nahezu völlig unbekannt, und der Vortrag wurde in einem ausgeprägten Westküsten-Akzent in nicht sehr deutlicher Artikulation vorgetragen. An der Tagung zur Sprachsoziologie waren auch Sprachwissenschaftler*innen beteiligt. Einer von ihnen, der im Bereich der Simultanübersetzung Erfahrung

gen hatte, bot sich an, diese zu übernehmen. Das ZiF, welches neu errichtet worden war, verfügte über eine entsprechende moderne Anlage. Nachdem der Kollege sich eine ganze Zeit redlich bemüht hatte, hörte man im Kopfhörer plötzlich den sehr deutschen Ausruf »Ach Scheiße!« und dann war Stille und die Übersetzungsanlage ausgeschaltet.

Und für dich waren die Schwierigkeiten mit dieser esoterischen Sprache nicht abschreckend?

Für mich war es wohl der mit einer solchen esoterischen Sprache verbundene Bruch mit dem Common Sense, welcher mich seit der Mitte meines Studiums der Soziologie motiviert hat. Was die Texte Garfinkels betrifft, so war die Lektüre einiger Texte von Luhmann dafür hilfreich, dass ich damals überhaupt einen Zugang zu den Texten Garfinkels gewinnen konnte, beispielsweise was den Begriff der Reflexivität (»reflexivity«) anbetraf. Allerdings hatte ich damals weder auf dieser Grundlage noch über seine Vorlesungen in Bielefeld oder seine für mich allererste Vorlesung zu »Liebe als Passion«⁶⁹ (damals 1968 noch in Münster) einen wirklich systematischen Zugang zu seinen Arbeiten. Einen gewissen Zugang konnte mir damals seine Abhandlung zu »Sinn als Grundbegriff der Soziologie« in dem gemeinsam mit Habermas verfassten Sammelband »Theorie oder Gesellschaft« vermitteln.⁷⁰ In meiner Abschlussarbeit finden sich sehr kritische, aber auch durch Missverständnisse beeinträchtigte, Bezüge auf seine Kategorie des psychischen Systems.⁷¹ Einen systematischeren Zugang zu seinen Arbeiten habe ich dann erst im Zusammenhang mit meiner Dissertation gewonnen.

Die Distanz gegenüber der Organisation Universität

Das sind ja alles spannende Erfahrungen im akademischen Bereich und du sprichst schon deine Dissertation an – warst du denn nun da auch innerlich angekommen?

Nachdem meine Abschlussarbeit veröffentlicht worden war, hoch gelobt und breit zitiert wurde, wäre es im Sinne einer wissenschaftlichen Karriere angebracht gewesen, mich in öffentliche Präsentationen zu stürzen und mich beispielsweise auf Sektionssitzungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, etwa im Bereich Kriminalsoziologie, sehen zu lassen. Ich habe nichts dergleichen unternommen. Dies führte dann unter anderem auch zu einer Art Abspaltung, indem beispielsweise Mitte der 1980er Jahre Walter Hornstein, ehemaliger Direktor des Deutschen Jugendinstituts, mich fragte, ob ich denn den gleichnamigen Autor des Buches zur Jugendkriminalität kennen würde.

Heutzutage wäre eine derartige Enthaltbarkeit tödlich für eine wissenschaftliche Karriere, zumindest für eine sozialwissenschaftliche. Damals ging das offensichtlich. Ich habe mich in diesen akademischen Diskursen – wie auch teilweise bereits in den Seminardiskursen während meines Studiums – sehr unwohl gefühlt. Das hat möglicherweise zumindest zum Teil etwas mit meiner vom bildungsbürgerlichen Habitus relativ weit entfernten Sozialisation zu tun. Diese Distanz gegenüber der Selbstpräsentation in akademischen Diskursen und Seminaren, die ja direkt mit deren permanentem Prüfungscharakter verbunden ist, ist mir bis heute geblieben, bis zu meiner Pensionierung und darüber hinaus. Und dies ist sicher auch einer der Gründe dafür, dass die Forschungswerkstatt beziehungsweise das Lehrforschungsprojekt zu der von mir bevorzugten Form der Lehre geworden ist.

Hat dir das denn keine Konflikte im Umgang mit den Kolleg*innen eingebracht?

Natürlich war mir immer klar, dass ich aufgrund dieser Distanz und insbesondere dem Ignorieren von Einladungen seitens der Kolleg*innen einige Nachteile in Kauf nehmen musste, auch, weil die Leute leicht auf den Gedanken kommen, ich interessiere mich nicht für sie. In einer späteren Phase meiner Entwicklung ist mir dann wohl auch die Haltung unterstellt worden, ich hätte derartige Selbstpräsentationen nicht (mehr) ›nötig‹. Meine Zurückhaltung oder Distanz wurde somit fälschlicherweise des Öfteren wohl als Arroganz interpretiert.

Diese Zurückhaltung betrifft auch mein Verhältnis zu den Gremien der universitären und akademischen Selbstverwaltung. Eine Ausnahme ist hier meine Kandidatur für die Wahl als Gutachter der DFG, also als Mitglied des Fachkollegiums Erziehungswissenschaft. Ich hatte mich damals über bestimmte Entscheidungen bei der Begehung respektive Begutachtung einer Forschergruppe derart massiv geärgert, dass ich dachte, ich will jetzt da mal rein und will mal schauen, wie läuft das da und nach Möglichkeit auch Einfluss nehmen. Generell gab es für mich immer diese Diskrepanz zwischen meiner Begeisterung für die empirische Forschung und deren theoretische und methodische Durchdringung sowie der Vermittlung dieser Begeisterung in der Lehre einerseits und der Institution oder besser Organisation der Universität und der akademischen Selbstverwaltung andererseits. In letzterer Hinsicht habe ich eine wirkliche habituelle Übereinstimmung mit der universitären Praxis nie wirklich gefunden.

Vorhin hast du das mit deiner kleinbürgerlichen Herkunft begründet – ist das nicht eine typische (Selbst) Interpretation »mittlerer Reichweite«?

Derartige biografische *Selbst*-Interpretationen besitzen – ebenso wie der Versuch der Interpretation des eigenen Habitus im Allgemeinen – letztlich natürlich keine Validität. Dazu fehlt die notwendige Distanz und (aus der Perspektive der Dokumentarischen Methode) auch die dafür notwendige systematische komparative Analyse (hier etwa mit vergleichbaren Biografien von Kolleg*innen mit eher bildungsbürgerlicher Herkunft). Wenn ich hier trotzdem derartige Interpretationen einbringe (die ich allerdings mit entsprechenden Einschränkungen versehen habe: »möglicherweise« und »zum Teil« oder ähnlich), so soll dies lediglich einen Eindruck davon vermitteln, wie ich selbst meine Erfahrungen reflektiere. Aber den Begriff »kleinbürgerlich« habe ich meines Wissens jetzt im Gespräch nicht verwendet. Da steckt ja – im Übrigen auch bei Bourdieu – eine massive Hierarchisierung drin, die ich so nicht übernehmen möchte. Ich würde hier von einer relativen großen Distanz zum bildungsbürgerlichen Habitus sprechen. Und diese Selbstverortung basiert ganz wesentlich auf meinen persönlichen Erfahrungen des Vergleichs mit dem Habitus jener Kollegen, also vor allem männlicher Professoren, aus einem akademisch-bildungsbürgerlichen Herkunftsmilieu. Vor allem mit solchen Kollegen, mit denen ich zusammengearbeitet habe und deren Verhalten ich mit meinem eigenen, meinen eigenen Reaktionen in denselben oder ähnlichen Situationen, vergleichen konnte. Sehr früh etwa der Vergleich mit Fritz Schütze, der ja aus einer Lehrer*innen-Dynastie stammt oder später mit Georg Elwert aus einer Professoren- und Christoph Wulf aus einer Pastorenfamilie. Bourdieu, der ja selbst über Erfahrungen mit dem Bildungsaufstieg verfügte, hat in einem Text gemeinsam mit Waquant formuliert, dass wir uns dort, wo eine »Übereinstimmung der Habitusformen«⁷² oder eine »habituelle Übereinstimmung«⁷³ gegeben ist, wie ein »Fisch im Wasser« bewegen.⁷⁴ Im Anschluss an diese Metaphorik könnte ich – etwas überspitzt – mein Verhalten im »Teich« der akademischen Welt bisweilen als die eines »Froschmanns im Taucheranzug« umschreiben.

Das ist ja ein tolles Bild!

Die eigene Herkunft aus einem »bildungsfernen« Milieu kann man aber auch anders als durch Distanz verarbeiten. So beispielsweise mein bester Studienfreund Peter Strohmeier, der stammt aus einem proletarischen Milieu; das heißt, sein Vater war Bergmann im Ruhrgebiet. Der hatte ganz anderen Strategien, mit den akademischen Diskursen umzugehen, als ich. Ich denke da beispielsweise an das erwähnte Garfinkel-Referat, bei dem hinsichtlich der Interpretation der von uns referierten Garfinkel-Texte auch die Seminarleitung mehr oder weniger ratlos war. Sobald entsprechende Fragen seitens (offen-

sichtlich) konkurrierender Kommiliton*innen uns in Schwierigkeiten brachten, vermochte Peter die Situation für uns beide zu retten – durch sehr eloquente, wenn auch vielleicht manchmal ein wenig ausufernde, Redebeiträge. Demgegenüber habe ich mich selbst in solchen Situationen eher zurückgezogen.

Für mich ergibt sich recht leicht eine unmittelbare Nähe oder Sympathie zu Leuten, deren Habitus sich in das bildungsbürgerliche universitäre Milieu nicht so nahtlos einfügt. Dies gilt nicht allein für Kommiliton*innen oder Kolleg*innen mit einer Geschichte des Bildungsaufstiegs, also für solche, die von ›unten‹ kommen, sondern auch für solche, die sozusagen von ›oben‹ kommen. Ein Beispiel dafür ist eine gewisse Art von ›Seelenverwandtschaft‹ mit Aglaja Przyborski. Ihre kreative Distanz gegenüber der universitären akademischen Welt resultiert in dem Fall offensichtlich aus ihrer Herkunft aus dem Wiener Hochadel. Trotz vieler Gemeinsamkeiten, die ihren Ausdruck darin finden, dass es ansonsten nicht viele Kolleg*innen gibt, mit denen ich mich wissenschaftlich derart problemlos verständigen kann, ist ihr im Unterschied zu mir aber eher eine ›Leichtfüßigkeit‹ im öffentlichen Auftritt eigen. Auch ihre transdisziplinäre Wanderschaft zwischen Psychologie, Soziologie, Kommunikationswissenschaften und Psychotherapie im Verlauf ihrer universitären Karriere erfordert schon ein gehöriges Maß an Distanz.

In der akademischen Beziehung zwischen dir und mir spielt deine akademische Sozialisation trotz der damit verbundenen Unterschiede zwischen uns beiden durchaus auch eine verbindende Rolle. Du bist die einzige mir bekannte Kollegin aus der Soziologie, der es trotz einer in der DDR bereits bis zur Promotion entfalteten akademischen Karriere dann noch gelungen ist, zu habilitieren und eine Professur zu erhalten. Während du mit einer Dissertation über die Handlungstheorie Alain Touraines tief in die westliche Soziologie eingestiegen bist, verschafft dir deine Sozialisation an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften zugleich einen Gegenhorizont zum akademischen Alltag in der BRD, der mit einer kreativen Distanz verbunden war und ist.

Dissertationsprojekt und Promotion

Trotz deiner Distanz gegenüber den universitären Strukturen bist du dann doch in der Wissenschaft geblieben?

Ja, warum sich das so entwickelt hat, ist mir heute nicht mehr so ganz klar. Vielleicht lag es auch einfach daran, dass mir aufgrund meiner Abschlussarbeit ein relativ gut dotiertes Stipendium angeboten wurde – nach meiner Tätigkeit am ZiF. Ich hatte in der Zeit jedoch zunächst eine ausgeprägte Krisenphase mit vielen Kneipenbesuchen. Dann habe ich mit dem Versuch begonnen, Ethno-

methodologie und Luhmann'sche Systemtheorie miteinander zu verbinden. Und dies auf einem derartigen Level der Abstraktion und Formalisierung, dass (wie ich in Antizipation unseres Gesprächs vor kurzem noch einmal entdeckt habe) ein Teil der Texte den Charakter logischer Gleichungen mit einer gewissen Ähnlichkeit zu mathematischen Formeln hatte (ich sollte vielleicht erwähnen, dass meine damalige Freundin Mathematikstudentin war). Ich erinnere mich auf jeden Fall daran, dass Joachim Matthes bei der Besprechung eines Berichtes zu meinem Projekt mich darauf hingewiesen hat, dass er kein Mathematiker sei. Derartige Auswüchse resultierten nun offensichtlich aus dem Versuch, meine Diplomarbeit zu toppen.

Insofern war es sicher eine gute Entscheidung, dass ich ab 1975 an einem Forschungsprojekt⁷⁵ über Modell-Einrichtungen der Jugend- und Drogenberatung mitgearbeitet habe, dessen Design ich selbst mit konzipieren konnte. Gegenstand des Projekts war nicht nur die Arbeit in den Einrichtungen, sondern der gesamte politisch-administrative Prozess ihrer Initiierung und Förderung. Für die Kontaktaufnahme mit den neun Einrichtungen in den beiden Bundesländern Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen und die Vorbereitung der Erhebung mussten wir damals – im Jahre 1977 – quer durch West-Deutschland fahren. Es war die Zeit der Terroristenfahndung nach den Mitgliedern der Baader-Meinhoff-Bande aufgrund der Morde an den Repräsentanten der politischen und wirtschaftlichen Elite Siegfried Buback, Jürgen Ponto und Hans-Martin Schleyer. Drei langhaarige Männer Mitte zwanzig in einem BMW waren ein bevorzugtes Ziel der Polizeikontrollen, sodass unsere Fahrt öfter unterbrochen wurde und wir gegebenenfalls mit vorgehaltener Maschinenpistole gezwungen wurden, unsere Hände auf das Autodach zu legen.

Allerdings hat sich dieser Aufwand bei der Kontaktaufnahme wirklich gelohnt. Zu einer Zeit, zu der in Deutschland bisher kaum Erhebungen auf der Datenbasis von Audio-Aufzeichnungen durchgeführt worden waren, ist es uns, Siegfried Heinemeier, Piet Schuin und mir, gelungen, die Mitarbeiter*innen aus 9 Einrichtungen dazu zu bewegen, 61 Gespräche aufzuzeichnen. In der Regel lagen uns mehrere Gespräche von jeweils zwei Mitarbeiter*innen einer Einrichtung vor.⁷⁶ Die Auswertung von 44 Beratungsgesprächen aus 9 Einrichtungen stellte dann einen respektive den zentralen Teil meiner Dissertation mit dem Titel »Handeln als dokumentarische Interpretation« dar.⁷⁷ Die zu diesem Zweck entwickelte methodische Verfahrensweise kann als eine Vorläuferversion der Dokumentarischen Methode gelten – sowohl hinsichtlich der Methode der Gesprächsanalyse als auch der ersten Ansätze zu einer Typenbildung.

Die Entwicklungsstufen der Dokumentarischen Methode sollten wir in unserem Gespräch im Blick behalten. Diese empirischen Analysen sind dann aber auch in deine Dissertation mit eingegangen?

Ja, im Jahre 1977 war ich mit Joachim Matthes von Bielefeld nach Erlangen-Nürnberg gewechselt – als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am dortigen Institut für Soziologie. Von dort habe ich dann auch noch am Projekt in Bielefeld mitgearbeitet. Ich konnte und wollte aber 1982 noch nach der Bielefelder Prüfungsordnung promovieren, da dort die Prüfung als Disputation angelegt ist, bei der Thema der Prüfung die Arbeit selbst ist. Wohingegen im Falle des Rigorosums, wie ich es in Erlangen-Nürnberg hätte absolvieren müssen, Themen anderer Fächer in die Prüfung einbezogen werden. Auf der Suche nach einem Bielefelder (Zweit-) Gutachter bin ich dann letztlich an Niklas Luhmann geraten. Hier zeigte sich wieder meine naive Unbefangenheit, gesteigert noch dadurch, dass ich Luhmann einfach zu Hause angerufen und ihn gefragt habe. Von allen Kolleg*innen und Freund*innen, denen ich nachträglich darüber berichtet habe, ist dies mit Kopfschütteln oder sogar Entsetzen zur Kenntnis genommen worden. Joachim Matthes, mein Betreuer, war damals kaum erreichbar, hielt sich (auch aus persönlichen Gründen) zumeist in Singapur auf. Luhmann hat zwar sehr schnell zugestimmt, aber – wie ich dann nachträglich das Gefühl hatte – wohl vor allem, um seine Ruhe zu haben.

Es gab für mich allerdings durchaus sachliche Gründe für diese Gutachterwahl. Denn die Arbeit kann in ihrem theoretischen Teil als Versuch gesehen werden, meta-theoretische Kategorien der Ethnomethodologie und partiell der Sozialphänomenologie mit Luhmann'schen Kategorien, unter anderem aus seinen Arbeiten »Legitimation durch Verfahren« und »Macht«, zu verbinden. Einbezogen wurden auch Elemente des Machtbegriffs von Michel Foucault. Hier habe ich dem Kollegen Erhard Stölting und den Diskussionen im Rahmen unseres gemeinsamen Seminars zum Ritualbegriff am Institut für Soziologie viel zu verdanken. Erhard Stölting, der habilitiert war, hatte bereits damals Vorlesungen zu Foucault an der Universität Erlangen-Nürnberg angeboten. Zu dieser Zeit haben wir uns als Büro einen großen Raum in der Kochstraße in Erlangen geteilt. Nachdem Erhard einen Ruf nach Berlin erhalten hatte, ist Regine Gildemeister hier eingezogen, mit der ich in Bielefeld studiert hatte und die gemeinsam mit mir und Joachim Matthes sowie Werner Meinefeld nach Erlangen-Nürnberg gekommen war. Sie war damals mit ihrer Habilitationsschrift im Bereich der Sozialen Arbeit befasst. Ihre Arbeiten zur Genderforschung, durch die sie dann bekannt geworden ist, haben ihren Anfang erst mit der Veröffentlichung ihres Habilitationsvortrags genommen. Wir haben uns in etwa zur selben Zeit habilitiert.

Kannst du ein wenig mehr sagen zur Verbindung, die du von der Ethnomethodologie und Sozialphänomenologie zu Luhmann ziehst?

Die Verbindung von Ethnomethodologie und Sozialphänomenologie mit Luhmann'schen Kategorien und partiellen Bezügen zu Foucaults »Überwachen und Strafen« bildete im Wesentlichen den grundlagentheoretischen oder metatheoretischen Rahmen für meine Dissertation und dort die empirische Rekonstruktion von Verfahren im Bereich der Beratungskommunikation bis hin zu therapeutischen und strafrechtlichen Verfahren. Handlungstheoretisch rückte dabei in gewisser Weise auch bereits damals die Frage nach der Relation von Regel und Praxis, d.h. von allgemeinen *Verhaltenserwartungen* und Normen einerseits und der Handlungspraxis andererseits, ins Zentrum. Ich habe damals von der »reflexiven Beziehung von Erwartungssystem und spezifischen Handlungsentwürfen« gesprochen. Später habe ich darauf mit der Formulierung eines »Spannungsverhältnisses von Norm und Habitus« Bezug genommen. Damals hatte ich noch keinen adäquaten theoretischen Zugang zur Praxis, sondern habe diese ihrerseits in Kategorien von (spezifischen) *Handlungsentwürfen* zu fassen versucht. Ich hatte mich begrifflich-theoretisch von der Sozialphänomenologie noch nicht wirklich gelöst. Damit blieb ich noch stark dem Verständnis verhaftet, mit dem die Ethnomethodologie in ihrer grundlagentheoretischen Selbstverortung an die Sozialphänomenologie angeschlossen hatte. Die Ethnomethodologie war zwar in ihrer *empirisch-rekonstruktiven* Forschungspraxis bereits weit in die Eigenlogik der Praxis vorgedrungen, hatte diese aber handlungs- und erkenntnistheoretisch noch nicht in adäquater Weise einholen können.⁷⁸

Was bedeutet das denn erkenntnistheoretisch?

Das von der Ethnomethodologie problematisierte, wenn auch theoretisch noch nicht adäquat erfasste Verhältnis von allgemeinen Regeln und Handlungspraxis muss konsequenterweise selbstreflexiv oder selbstreferentiell auch auf die eigene *sozialwissenschaftliche* Praxis übertragen werden, also auf das Verhältnis von allgemeinen theoretischen Sätzen und Beobachtungs- beziehungsweise Protokollsätzen wie aber auch auf dasjenige von methodisch-methodologischen Prinzipien und Forschungspraxis. Das im Common Sense verankerte, dann aber auch in die philosophisch begründete Erkenntnistheorie übernommene Verständnis des Verhältnisses von allgemeinen Sätzen und Beobachtungssätzen, aber auch von allgemeinen erkenntnislogischen Prinzipien und den praktischen Verfahren der Beobachtung als ein deduktives Verhältnis, wird damit obsolet. Somit ging es mir auch bereits damals darum, neue Wege sozialwissenschaftlicher Interpretation zu praktizieren und methodisch zu begründen. Diese Begründungsversuche waren, obschon ihnen ein kreatives Element nicht abgesprochen werden kann, wiederum – und in gewisser Weise als

Voraussetzung für diese Kreativität – von einer Portion naiver Unbekümmertheit getragen. Im Zentrum stand das von mir in späteren Arbeiten⁷⁹ als *Rekonstruktion der Rekonstruktion* bezeichnete Prinzip, demzufolge die erkenntnisleitenden Prinzipien sozialwissenschaftlicher Rekonstruktion selbst Gegenstand empirischer Rekonstruktion sein können und müssen. Und das bedeutet letztlich, dass methodologische und methodische Prinzipien aus der Auseinandersetzung mit der eigenen Praxis heraus zu entwickeln sind.

Das hört sich schlüssig an und ist dennoch nicht so ohne Weiteres verständlich. Vielleicht könntest du das einmal an einem Beispiel erläutern – also einem Beispiel aus deiner Dissertation?

Luhmann hat in seinem Gutachten zu meiner Dissertation kritisiert, dass ich die »kantischen Prämissen« damit »sprengen« würde.⁸⁰ Gemeint sind jene erkenntnisphilosophischen Prämissen, gemäß derer die Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis nicht selbst Gegenstand empirischer Erkenntnis sein können, Selbstreferenz also vermieden werden muss. Interessant dabei ist, dass Luhmann einige Jahre später in seinen Arbeiten selbst fordert, Selbstreferenz zuzulassen.⁸¹ Insofern hatte ich Pech, dass Luhmann meine Arbeit kurz vor seiner sogenannten autopoietischen Wende begutachtet hat. Was Luhmann missfallen hat, ist aber offensichtlich nicht allein die »Sprengung« der Kant'schen Prämissen als solche, sondern dass ich dies erkenntnisphilosophisch oder erkenntnistheoretisch nicht problematisiert respektive begründet habe. Meine Begründung der Selbstreferenz war eine empirisch-soziologische, eine in der Rekonstruktion der *sozialen Praxis* wissenschaftlichen Handelns fundierte und in dem Sinne bereits praxeologische. Von Luhmann selbst ist dies dann später mit dem Begriff des »methodologischen Pragmatismus« bezeichnet worden.⁸² Seine Kritik bezog sich somit also wesentlich auf meine erkenntnisphilosophische Naivität, Unbefangenheit oder Unkenntnis.

Siehst du das aus heutiger Sicht auch so?

Dies ist sicherlich ein gültiges Kriterium für eine Beurteilung wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten. Zugleich erscheint diese Beurteilung aber auch einseitig, da er das damit gleichwohl verbundene kreative Potential einer Rekonstruktion der Praxis nicht berücksichtigt hat. Zumal er eben in seinen späteren Arbeiten den »methodologischen Pragmatismus« respektive die »naturalistische Epistemologie« und die damit verbundene Selbstreferenz in anerkennender und zustimmender Weise als die »Erkenntnistheorie dieses Jahrhunderts«, also des 20., bezeichnet hat.⁸³ Wie Abraham Kaplan schon in den 1960er Jahren formuliert hat, befreit sich die Sozialwissenschaft damit von der »Herrschaft« der Wissenschaftsphilosophie.⁸⁴ Noch früher, nämlich in den 1920er und 1930er Jahren, war es Karl Mannheim, der sich gegen das Verdikt

einer empirisch fundierten Erkenntnistheorie gewandt und in dieser Hinsicht mit Kant gebrochen hatte,⁸⁵ welcher ja in seiner Dissertation im Zentrum stand. Interessant ist, dass sich damals meine Position bereits in gewissem Sinne in Übereinstimmung mit der Mannheim'schen befand, obwohl ich zu der Zeit die hier relevanten Texte von Mannheim noch gar nicht rezipiert hatte. Auch die Texte seines früheren Assistenten Norbert Elias, der in einer recht bissigen Auseinandersetzung mit Karl Popper in eine ähnliche Richtung argumentiert, sind erst einige Jahre später erschienen.⁸⁶

An meiner Dissertation hat Luhmann offensichtlich auch missfallen, dass mein primärer Rahmen die Ethnomethodologie war, innerhalb derer ich dann seine funktional-strukturelle Systemtheorie einzuordnen versuchte – und nicht umgekehrt. Dies dokumentiert sich insbesondere in seinen abfälligen Bemerkungen zur Ethnomethodologie und deren »sektiererischen Verengungen«. ⁸⁷ Luhmann konnte sich dann dazu durchringen, zumindest irgendetwas an meiner Dissertation überzeugend zu finden, nämlich die typenhafte Ausdifferenzierung von Kommunikationsformen.⁸⁸ Diese basierte zum einen auf einer in allerersten Ansätzen entwickelten Methodik der Gesprächsanalyse, die ich mir damals selbst zu erarbeiten begann. Eine besondere Leistung sehe ich auch in der Entfaltung von Ansätzen eines Modells der Typenbildung. Diese Ausdifferenzierung von drei Typen der Beratungskommunikation, die zugleich als drei Diskurstypen von genereller Bedeutung gelten können, stellt eine Vorläuferversion der Typenbildung der Dokumentarischen Methode im heutigen Sinne dar.

Als eine Vorläuferversion zur Methode dokumentarischer Typenbildung, die dann in deiner Habilitationsschrift umfassend ausgearbeitet worden ist, kann ich die Typenbildung in deiner Dissertation gut einordnen. Aber kannst du mal etwas zur Methodik der Gesprächsanalyse sagen?

Die Methodik der Gesprächsanalyse habe ich in Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von der Objektiven Hermeneutik und auch der Konversationsanalyse entwickelt, wie sie damals von Fritz Schütze vertreten wurde. Letztere war ja auch bereits in dem von uns gemeinsam entwickelten Projektantrag auf der theoretischen Grundlage meiner Abschlussarbeit als Methode projektiert. Da wir in unserem Projekt über Modelleinrichtungen der Sozialpolitik finanziell sehr gut ausgestattet waren, hatten wir damals Fritz Schütze auch zu einem honorierten Vortrag zur Konversationsanalyse mit anschließender langer Diskussion eingeladen. Dies war sehr aufschlussreich, hat mich allerdings in meiner Ablehnung der Konversationsanalyse für unser Projekt noch einmal bestätigt. Für die Auseinandersetzung mit der Objektiven Hermeneutik, der ich schon mehr abgewinnen konnte, waren dann ab 1977 die Diskussionen mit Ulrike Matthes-Nagel (heute Ulrike Nagel), der früheren Frau von Joachim

Matthes, von großer Bedeutung. Sie war damals in Erlangen-Nürnberg die einzige, welche die Objektive Hermeneutik kompetent vertreten konnte.⁸⁹

Wie lief denn diese Diskussion – sehr sachlich oder war das nicht auch ein Problem mit den Abgrenzungen in so einem kleinen Kreis von Leuten?

Ich hatte die Diskussion der Objektiven Hermeneutik natürlich auch in meine Seminare hineingetragen. Wichtige Themen wie dieses haben wir dann mit ausgewählten Studierenden auch auf Wochenendveranstaltungen in Tagesstätten in der Umgebung von Nürnberg – beispielsweise in einer alten Mühle – diskutiert. Obwohl Ulrike Nagel schon damals die Objektive Hermeneutik relativ bedingungslos vertreten hat, haben wir uns trotz meiner immer massiveren Kritik sehr gut verstanden.

Hattest du denn zu jener Zeit noch weitere Kontakte zu Kolleg*innen in Erlangen, die für deine damalige Entwicklung von Bedeutung waren?

Nach meinem ersten Semester als Assistent in Erlangen-Nürnberg damals im Jahre 1977 bin ich direkt in die Antragstellung für ein Projekt im Rahmen der Verlängerung des großen Sonderforschungsbereichs 22: »Sozialisation« eingestiegen. Ich hatte unter dem Namen von Joachim Matthes und mir einen vor mir ausgearbeiteten Antrag mit dem Titel »Jugendberatungseinrichtungen zwischen Hilfeleistung und Kontrollfunktion« eingebracht.⁹⁰ Dieser wurde von mir (nach Ansicht von Joachim Matthes) relativ erfolgreich gegenüber den anwesenden Gutachtern (alles Männer) verteidigt. Allerdings war, wie wir später erfahren haben, von diesen bereits vorher beschlossen worden, den SFB nicht weiter zu fördern – mit Ausnahme des Projektes von Werner Mangold zum Arbeiter- und Angestelltenbewusstsein (worin, wie mir später klar wurde, die – auch für mich in den folgenden Jahren wichtige – besondere Position Mangolds innerhalb der DFG ihren Ausdruck fand). Über die Beratungsthematik entwickelte sich eine Zeitlang eine engere Kooperation mit dem Lehrstuhl von Hans Werbick am Institut für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg, einem der Begründer der Kulturpsychologie im heutigen Sinne, in deren Tradition auch Aglaja Przyborski in gewisser Weise steht. Ich habe dann auch Diplomarbeiten und Dissertationen dieses Instituts mitbetreut, teilweise auch gemeinsam mit Jürgen Seel, mit dem ich oft auf dem Rennrad in der Fränkischen Schweiz unterwegs war. Jürgen Straub, der damals auch zu diesem Institut gehörte, war mit einer der ersten Teilnehmer*innen jener Seminare, die bereits Merkmale einer Forschungswerkstatt hatten. Hier hat die dokumentarische Methode zunehmend an Konturen gewonnen – zunächst in Auseinandersetzung unter anderem mit der Objektiven Hermeneutik und auch der Grounded Theory.

Für deine Dissertation und später auch deine Habilitationsschrift war ja die Grounded Theory durchaus wichtig.

Für die in meiner Dissertation praktizierte komparative Analyse war auch die Grounded Theory von Barney Glaser und Anselm Strauss in gewisser Weise richtungweisend. Allerdings bleibt in der Grounded Theory die Beziehung der gegenstandsbezogenen Theorie zur Grundlagen- oder Meta-Theorie ungeklärt und schließlich in mancher Hinsicht auch eine tiefgehende Verortung in der Erkenntnistheorie. Anfang der 1980er Jahre war ich während eines 14-tägigen Aufenthalts in San Francisco mit Anselm Strauss zusammengetroffen. Nachdem ich einige seiner Seminare beziehungsweise Forschungswerkstätten besucht hatte, hat er sich – trotz meines relativ kurzen Aufenthalts – einen ganzen Vormittag für ein Gespräch mit mir Zeit genommen, zu dem ich ihm dann ein »Memo«, also eine schriftliche Zusammenfassung, geben sollte. In diesem Gespräch waren vor allem seine – an meine Erläuterungen zur Analyseeinstellung der Dokumentarischen Methode anknüpfenden – Hinweise auf die Bedeutung von Metaphern wesentlich. Dies hat dann einige Jahre später jenes Verständnis von Metaphern beeinflusst, welches ich im Rahmen meiner Habilitationsschrift ausgearbeitet und als »Fokussierungsmetaphern« bezeichnet habe.

Allerdings bin ich damit über die Literatur, auf die Anselm Strauss mich verwiesen hatte,⁹¹ insofern hinausgegangen, als es sich bei den Fokussierungsmetaphern nicht, wie ansonsten in der Metaphern-Theorie üblich, um *begriffliche* Metaphern handelt. Vielmehr geht es um den metaphorischen Charakter von Erzählungen und Beschreibungen. Und zwar solcher Erzählungen und Beschreibungen, in denen der für die untersuchten Gruppen oder Individuen und deren Erfahrungsräume zentrale, also im Fokus stehende, Orientierungsrahmen metaphorisch zur Darstellung kommt. Besonders dankbar bin ich auch Juli Corbin, Mitautorin etlicher Bücher von Anselm Straus und damals Assistentin bei ihm in San Francisco, in deren Haus im Silicon Valley ich in den ersten Tagen wohnen durfte und die sich einige Tage Zeit für mich genommen und mir San Francisco und Umgebung gezeigt hat. Bei ihrem späteren Berlin-Besuch konnte ich mich dann revanchieren.

Das Habilitationsprojekt

Jetzt bist du schon auf deine Habilitationsschrift zu sprechen gekommen – wann und wie ging es damit los?

Sowohl in der Wahl des Zweit-Gutachters im Rahmen meines Promotionsverfahrens als auch in meinem Umgang mit den erkenntnisphilosophischen

Grundlagen meiner Dissertation sehe ich wieder eine für mich beziehungsweise für meine Entwicklung nicht untypische Haltung naiver Unbefangenheit. Ein gewisses Maß an Unbefangenheit ist – positiv betrachtet – meiner Ansicht nach aber eben gerade wesentliche Voraussetzung für die Ergebnisoffenheit der Analyse und damit für Kreativität. In diesem Sinne ist dies dann auch für meine Habilitationsschrift geltend zu machen. Ich habe meine Habilitation und somit auch die Habilitationsschrift und das ihr zugrundeliegende Forschungsprojekt nicht allein und auch gar nicht primär als Etappe zu einer Professur gesehen. Einer der Gründe dafür ist in meiner weiterhin existierenden Distanz zur Organisation Universität zu suchen, und ein anderer in der strukturellen Chancenlosigkeit (auch nach erfolgreicher Habilitation) auf eine Professur in den 1980er Jahren.

Deine Distanz zur Organisation Universität finde ich – besonders nach deinen bisherigen Erzählungen – doch verwirrend: Verglichen mit mir hast du so »frei« studiert, wie man es sich nur wünschen kann. Und weiter scheint mir, dass aus der von dir öfter erwähnten »naiven Unbefangenheit« eine Haltung geworden ist, die diese Distanz produktiv auflöst.

Die Sorge, ohne Stelle zu bleiben, also am Ende nicht den Weg zu einer Professur zu finden, war ja, wenn ich mich mit einigen Schicksalsgenossen vergleiche, aufgrund meiner Distanz gegenüber der Universität bei mir eben gerade nicht so groß, da ich ja nicht übermäßig erpicht auf eine Stelle war. Wenn du nach meinen »Erklärungen«, nach »Gründen« für meine Distanz fragst, die meine soziale Herkunft betreffen, so bin ich – und darauf bin ich ja bereits eingegangen – doch zu sehr Methodologe, um davon auszugehen, dass ich selbst in der Lage wäre, meinen eigenen Habitus so weit zu durchdringen, dass ich wirklich Erklärungen dafür bieten könnte, welche meine biografische Entwicklung betreffen.

Wenn man jedoch diese Distanz positiv sieht, waren dies gute Voraussetzungen für eine Offenheit und Kreativität der Forschung. Dies findet unter anderem darin seinen Ausdruck, dass ich mich sowohl in Bezug auf die gegenstandsbezogene Forschung (also den Rahmen der Jugendforschung), also in Bezug auf den »Stand der Forschung« nur minimal verortet habe. Es finden sich wohl nur wenige sozialwissenschaftliche Habilitationsschriften mit einer derart schmalen Literaturbasis. Das bedeutet aber auch ein erhöhtes Risiko in dem Sinne, dass dadurch jene Kolleg*innen verärgert werden, die in den entsprechenden Feldern ausgewiesen sind oder dies beanspruchen, sich aber nicht zitiert sehen. Dass die Literaturbasis »außerordentlich schmal« sei, war von Niklas Luhmann auch bereits an meiner Dissertation bemängelt worden.⁹²

Hast du daraus Konsequenzen gezogen?

Ich versuche bis heute in der Betreuung von Qualifikationsarbeiten, insbesondere Dissertationen, den Studierenden und Doktorand*innen die Vorzüge einer offenen Haltung zu vermitteln. Ich muss gestehen, dass ich in dem Zusammenhang insbesondere in den Forschungswerkstätten vielleicht allzu leichtfertig meine Distanz gegenüber dieser Rubrik »Stand der Forschung« zum Ausdruck bringe. Mit diesem Begriff ist allerdings üblicherweise die Selbstverortung in Bezug auf die *gegenstandsbezogene* oder *gegenstandstheoretische* empirische Forschung gemeint und nicht die grundlagentheoretische Verortung. Diese Rubrik findet sich nicht nur in Anträgen auf Forschungsfinanzierung, allen voran in DFG-Anträgen, sondern auch in Publikationen in Review-Verfahren. Jenseits der Beweisführung, dass die Autor*innen mit der gegenstandsbezogenen Literatur vertraut sind, kommt dem aber auch und oftmals vorrangig die Funktion zu, sich nicht nur einer Disziplin, sondern auch einer Teildisziplin und – respektlos ausgedrückt – einer ›Seilschaft‹ zuzuordnen, einer der um Dominanz und Ressourcen konkurrierenden Gruppen. Die Fachreferent*innen der DFG sind bei der Auswahl der Gutachter*innen dann gehalten, zumindest eine/n von beiden aus dieser Gruppe zu rekrutieren. Das kann man zwar als fair bezeichnen, es befördert aber eindeutig die sachbezogene Verengung und Parzellierung.

Gut, dass du diese Dinge so ansprichst. Ich musste ja nach 1989 – obwohl in der DDR promoviert – das bundesdeutsche Wissenschaftssystem neu »lernen« und mich hat verwundert, wie viele Dinge da nirgends fixiert und – quasi als Hintergrundwahrheiten – mitzulernen waren. In der DDR konnte man Merton lesen, auch seine Ideen zu einer »guten« Wissenschaft – umsetzbar war das nicht. Ich habe mit östlicher »Naivität« zunächst geglaubt, dass auch die (Macht-)Strukturen in der Wissenschaft nach der Wende verschwinden würden.

Abgesehen von diesen Problemen, welche die sachliche Offenheit und Unbefangenheit beschneiden, geht es mir aber auch darum, sich von einer allzu verregelten und zweckrational-strategisch orientierten Gestaltung des Forschungs- und Arbeitsprozesses zu befreien. Dies ist bei Anträgen auf Stipendien und Forschungsgeldern in der Regel ebenfalls gefordert. Zwar ist es inzwischen nicht mehr ›verboten‹, ohne Hypothesen arbeiten zu wollen, es wird aber deutlich belohnt, den Rahmen dessen, was ergebnismäßig erwartet wird, eher eng zu stecken – um nicht zu sagen: die Forschungsergebnisse schon zu kennen. Meine Doktorand*innen sind dann oft erstaunt über meine Distanz gegenüber einer strikten Programmplanung, merken aber wohl, dass dies keineswegs aus einer Gleichgültigkeit einer zügigen Bewältigung ihres Projekts gegenüber resultiert.

Eine derartige Distanz betrifft auch die allzu starke Verortung der Qualifikationsarbeit im Kontext der eigenen universitären Karriereplanung, die naturgemäß darauf gerichtet ist, sich antizipatorisch sehr frühzeitig an einer der konkurrierenden Gruppen zu orientieren. Das ist nur allzu verständlich. Aber jenseits des Verlusts sachbezogener Ergebnisoffenheit sind derartige zweckrationale Planungen – früher wie heute – sowieso mit allzu großen Unwägbarkeiten verbunden. In mehrfacher Hinsicht erscheint es mir somit ratsam, der Illusion der Planbarkeit solcher Prozesse nicht allzu sehr zu erliegen.

Nun schälen sich ja immer deutlicher einige Bedenken gegenüber der Organisation Wissenschaft heraus. Wie ging es aber mit deiner Habilitationsschrift weiter?

Auch im Zuge der Vorbereitung meines Habilitationsprojekts sehe ich – im Nachhinein: glücklicherweise –, dass ein großes Potential von Unbefangenheit im Spiel war. Wobei die frühere Komponente der Naivität hier allerdings nicht mehr so ausgeprägt war. Das heißt, ich war mir durchaus der Risiken eines Forschungsvorhabens bewusst, das durch den Stand der Forschung weder in gegenstandstheoretischer noch in methodisch-methodologischer Hinsicht abgesichert und in diesem Sinne extrem ergebnisoffen war. Vor allem aber war das Projekt an einer Verfahrensweise, einer Praxis, orientiert, deren methodische Prinzipien erst am Ende des Projekts wirklich expliziert, d.h. rekonstruiert, werden konnten. Und auch hinsichtlich des Gegenstandsbereichs, also der Jugendforschung, hatte ich mich nur minimal verortet.

Und von Seiten deiner Chefs oder Betreuer gab es in der Hinsicht keine Bedenken oder Hindernisse?

Dass mir Freiräume für eine derartige in jeder Hinsicht ergebnisoffene Habilitationsschrift organisatorisch zur Verfügung standen, ist ganz wesentlich das Verdienst von Werner Mangold, neben Joachim Matthes der andere der beiden Lehrstuhlinhaber am damaligen Institut für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg. Aber auch Joachim Matthes hat sich im Hinblick auf mein Habilitationsverfahren solidarisch gezeigt. Werner Mangold hat mit seiner am Frankfurter Institut für Sozialforschung unter Horkheimer und Adorno entstandenen und 1960 veröffentlichten Dissertation⁹³ eine der wenigen qualitativen Studien der Nachkriegszeit vorgelegt, die auch noch in den 1980er Jahren in methodischer Hinsicht viel zitiert wurden.

Seine Dissertation ist eine Re-Analyse, also eine erneute Interpretation, von Gruppendiskussionen, die im Rahmen einer groß angelegten Studie über das politische Bewusstsein im Nachkriegsdeutschland unter der Leitung von Adorno durchgeführt worden war. Die Teilnehmer*innen waren Angehörige unterschiedlicher »Großgruppen«, wie Mangold sie bezeichnete. Unter ande-

rem waren dies solche, die durch ein gemeinsames Schicksal (z.B. Flüchtlinge) oder durch eine gemeinsame soziale Lage (z.B. Bergleute und Bauern), nicht aber (oder nur zusätzlich) durch direkte Bekanntschaft miteinander verbunden waren. Es ging also um *gesellschaftliche Milieus*. Mit seiner Interpretation der Gruppendiskussion hat er sich über den am Frankfurter Institut dominanten theoretischen Zugang hinweggesetzt, der stark an der Psychoanalyse und am Individuum orientiert war. Unter dem Begriff der »Gruppenmeinung« hat Mangold auf das Bezug genommen, was ich dann später als »kollektive Orientierung« bezeichnet habe. Da die Studie am Institut für Sozialforschung auf unterschiedliche gesellschaftliche Milieus gerichtet war, hat Mangold damit zugleich Wege zur Milieuanalyse gewiesen.⁹⁴

Adorno und Horkheimer hatten im Vorwort zur Dissertation von Mangold⁹⁵ den kollektiven Charakter durchaus erkannt und auch anerkannt. Sie haben dabei allerdings den Begriff der Kollektivität von Émile Durkheim zugrunde gelegt, nicht den Mannheim'schen. In der Rezeption der methodischen Texte Mangolds zum Gruppendiskussionsverfahren, wie sie dann Ende der 1970er Jahre einsetzte, ist der kollektive und auch strukturbezogene, d.h. situationsübergreifende, Charakter der Orientierungen allerdings wieder verlorengegangen. Diese Rezeptionen waren dem sogenannten Interpretativen Paradigma verpflichtet. Sie verstanden die Gruppenmeinung nicht wie Mangold und später auch ich selbst als etwas, was in der Diskussionssituation lediglich zur Artikulation gebracht wird, seine Genese also nicht in der Diskussion selbst, sondern in der gesellschaftlichen oder milieuspezifischen Lagerung der Beteiligten hat. Vielmehr kamen sie – ohne zu tieferliegenden Strukturen vorzudringen – zu dem Schluss, dass in Gruppendiskussionen Meinungen ständig verändert beziehungsweise neu gebildet werden. Ich hatte damals, also Anfang der 1980er Jahre, Werner Mangold auf dieses Problem aufmerksam gemacht. Und zwar mit einer kleinen methodischen Abhandlung zur »strukturbezogenen soziologischen Textinterpretation« auf der Grundlage meiner bisherigen Überlegungen zur Gesprächsanalyse. Ich habe versucht, in meiner Begrifflichkeit das zu fassen, worauf er m.E. damals hinaus wollte.⁹⁶ Er war sofort begeistert und brachte die Idee eines gemeinsamen DFG-Forschungsprojekts ins Spiel.

Hattest du dich denn vorher schon mit Mangold in dieser Richtung ausgetauscht?

Nein, eigentlich überhaupt nicht. Ich glaube auch nicht, dass er sich vorher besonders für das interessiert hat, woran ich gearbeitet habe. Da hatte ich schon eher Kontakte mit seinen Wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen. Unsere Annäherung damals fiel zeitlich mit den politischen Auseinandersetzungen um die Hausbesetzerbewegung zusammen, die in Nürnberg zu Massenverhaftungen von Jugendlichen führten. Wir hatten deshalb zunächst die Absicht, unsere Forschung auf die Hausbesetzerbewegung zu konzentrieren und mit deren An-

gehörigen Gruppendiskussionen durchzuführen. Mangold, der als Angehöriger der sogen. Flakhelfer-Generation noch unter dem Nationalsozialismus gelitten hatte, war von den – letztendlich auch illegalen – Übergriffen von Seiten der Polizei und Justiz auf die Nürnberger Jugendlichen sehr betroffen. Wir saßen damals im Treppenhaus des Instituts für Soziologie in Erlangen auf den Stufen und beschlossen, uns genauer über die Hausbesetzerbewegung zu informieren. Dies führte dazu, dass wir, das heißt Helmut Fehr, ein wissenschaftlicher Mitarbeiter von Mangold, und ich unter anderem in Berlin Materialien zur Hausbesetzerbewegung, d.h. deren eigene Schriften und Tonträger, gesammelt haben. Wir waren zu diesem Zwecke vor allem im Umfeld der besetzten Häuser und durch die einschlägigen Buchläden und Kneipen unterwegs – und wurden bisweilen für Kripo-Beamte gehalten. Meinen Kollegen hat dies ziemlich belastet. Mir selbst war dies ja aus meiner Zeit als studentischer (teilnehmender) Beobachter in der Drogenszene nicht unbekannt.

Ihr habt doch dann die Hausbesetzerbewegung gar nicht mehr untersucht, oder?

Die Unterlagen aus der Hausbesetzerbewegung wurden dann später – als Anlage des DFG-Antrages – lediglich zur Präzisierung der erkenntnisleitenden Fragestellungen mit einbezogen. Denn Mangold und ich hatten uns schließlich – beeinflusst unter anderem auch durch nicht unerhebliche Probleme bei der Kontaktaufnahme mit der Hausbesetzerszene – entschlossen, uns den Lebensorientierungen und Lebensstilen gerade jener Jugendlichen zuzuwenden, die – ganz im Gegensatz zur Hausbesetzerbewegung – als sozusagen ›graue Mäuse‹ im Abseits der medialen Aufmerksamkeit lebten. Exemplarisch für dieses Milieus haben wir Jugendliche aus dem kleinstädtischen und dörflichen Milieu in Nordbayern oder Mittelfranken ausgewählt, genauer: aus einer dortigen Kleinstadt (mit dem maskierten Namen *Frankenstadt*) und umliegenden Dörfern in der Umgebung von Erlangen.

Inzwischen hatte ich ja bereits erste Erfahrungen bezüglich der Antragstellung bei der DFG gesammelt und hätte mich deshalb ohne die Unterstützung von Mangold nicht getraut, einen Antrag zu stellen, welcher derart radikal-qualitativ ausgerichtet war, wie der von uns nun ausgearbeitete. Mangold hatte jedoch nicht nur eine längere Geschichte als erfolgreicher Antragsteller großangelegter DFG-Projekte, die zur damaligen Zeit thematisch auf die Erforschung des Arbeiter- und Angestellten-Bewusstseins fokussiert waren. Er hatte ebenso auch eine Geschichte als gewählter DFG-Gutachter, sodass der von uns beiden gestellte Antrag nach nur geringfügigen Überarbeitungen sehr bald finanziert wurde. Der Umfang war eine volle und zwei halbe Stellen für zwei Jahre. Erstere wurde von Werner Mangold mit Werner Kudera besetzt, der sich nur sehr begrenzt an unserem Projekt beteiligen konnte, für die beiden halben

Stellen wurden Margit Sippel-Erlbacher und Barbara Hackner von mir eingestellt.⁹⁷

Und wie ging es dir dann bei der Realisierung des DFG-Projekts?

Es war einer der glücklichen Umstände, dass ich zu dem Zeitpunkt Hans Schmid kennenlernte, der Pädagogik studierte und eine empirische Abschlussarbeit im Bereich der Jugendforschung plante (ich war damals für die Grundausbildung in empirischer Sozialforschung der Studierenden in Soziologie, Pädagogik und Politikwissenschaft zuständig). Zugleich war Hans aber als katholischer Religionslehrer an der Berufsschule von *Frankenstadt*, einer überwiegend katholischen Kleinstadt, für etwa 90% aller in der Berufsausbildung befindlichen Jugendlichen zuständig. Obwohl als »Grüner« etikettiert und somit vielen der überwiegend konservativen Eltern nicht ganz geheuer, war er dennoch eine Vertrauensperson in der Kleinstadt und den umliegenden Dörfern – insbesondere für die Jugendlichen. Dies war eine ganz wesentliche Voraussetzung dafür, mit 30 Cliquen oder Peer Groups Jugendlicher Gruppendiskussionen durchführen zu können. Hans Schmid, der innerhalb weniger Jahre sowohl seine Magisterarbeit wie auch seine Dissertation in engem Bezug zum Projekt abschließen konnte,⁹⁸ war für mich neben Werner Mangold die wichtigste Bezugsperson im Rahmen der Projektarbeit. Die Stadtbibliothek von *Frankenstadt* hat nach Abschluss des Projekts und der Veröffentlichung meiner Habilitationsschrift zehn Exemplare des Buches angeschafft, die ich in einer feierlichen Zeremonie dann dem Oberbürgermeister überreichen durfte.

Das ist schön, dass du wenigstens in diesem Kontext dem Ritual durchaus etwas abgewinnen konntest – hast du noch mehr Erinnerungen an den Kontext dieser Forschung?

An den Auswertungen der Gruppendiskussionen waren auch damalige Student*innen von mir beteiligt, mit denen wir uns unter anderem in einem alternativen Gasthof in der Hersbrucker Schweiz trafen. Dabei kam es gemeinsam mit Hans Schmid, Cornelia Behnke, Klaus Städtler, Peter Loos, Hans-Joachim Schubert und Sepp Eiber zu einer netten Anekdote. Nachdem wir nach intensiven Diskussionen, an denen Werner Mangold teilgenommen hatte, der da aber bereits abgereist war, noch heftig dem guten fränkischen Bier aus der örtlichen Brauerei zugesprochen und schließlich in unsere Betten zurückgezogen hatten, wurden wir in der Nacht um drei Uhr von einer enormen und beißenden Rauchentwicklung aus den Betten und dann aus dem Haus getrieben. Nachdem wir die örtliche freiwillige Feuerwehr per Münzfernsprecher alarmiert hatten, konnten wir beobachten, wie deren Mitglieder aus den Häusern liefen. Sobald sie schließlich mit dem Löschfahrzeug beim Gasthof eingetroffen waren, kamen sie angesichts der Rauchentwicklung zu dem Schluss: »Naa, da gehn mir

fei ned nei«. Sie alarmierten die Berufsfeuerwehr aus der Kreisstadt, die dann, nachdem sie den Rauch abgesaugt hatte, feststellen musste, dass all dies auf mehrere fränkische Schweinebraten zurückzuführen war, die in Vorbereitung eines Hochzeitessens im Backofen verbrannten, während der Wirt als Taxifahrer unterwegs war, weil er auf diesen Zuverdienst angewiesen war.

Der Abschluss des Projektes und auch meine Habilitation in Allgemeiner Soziologie fielen mit Mangolds 60. Geburtstag zusammen, aus dessen Anlass Friedhelm Neidhardt, damals einer der einflussreichsten deutschen Soziologen und auch DFG-Gutachter, eine Rede halten wollte. Mangold hat ihn gebeten, auf das Projekt und meine Habilitationsschrift Bezug zu nehmen. Was er dann auch ausführlich getan hat, obschon er selbst eigentlich eher ein quantitativer Sozialforscher ist.

Die Vermittlung der Projektergebnisse und der eigenen Methode

Daraus schließe ich, dass die Ergebnisse des Projekts beziehungsweise deiner Habilitationsschrift auch einem eher quantitativen Sozialforscher vermittelbar waren.

Das sollte nicht überschätzt werden. Es handelte sich hier ja primär um die Ehrung Werner Mangolds und sekundär um eine Beurteilung des Projekts und seiner Ergebnisse. Für die Veröffentlichung der Ergebnisse qualitativer oder rekonstruktiver Forschungen gab es ebenso wie letztlich auch für den Ablauf derartiger Projekte damals – und daran hat sich bis heute grundlegend nicht viel geändert – kein verallgemeinerungsfähiges Muster oder Modell. Dies wurde für mich besonders dort zum Problem, wo ich selbst die Ergebnisse des Projekts öffentlich präsentieren musste. Im Bereich einer genuin theorie- oder typengenerierenden Forschung stellt sich insbesondere das Problem, zu vermitteln, zu belegen, zu beweisen oder zu demonstrieren, dass die Ergebnisse – im Falle meiner Habilitationsschrift war dies unter anderem die komplexe mehrdimensionale Typenbildung – nicht schlicht das Produkt theoretischer Vorannahmen sind.

Dass du das »grundlegend« nicht gelöst siehst, bezieht sich also allein auf die Präsentation der Ergebnisse?

Das Problem besteht ja darin, dass es für die theorie- oder typengenerierende Vorgehensweise nur wenige Vorbilder gab, vor allem natürlich die Grounded Theory. Aber abgesehen davon, dass sie erkenntnistheoretisch, d. h. in einer Auseinandersetzung mit konventionellen Erkenntnistheorien, nicht begründet war, was ja Luhmann auch an meiner Dissertation bemängelt hatte, kam bei mir noch die Komplexität der *mehrdimensionalen* Typenbildung hinzu. Damit ist ja gemeint, dass unterschiedliche Typen oder Typiken einander überlagern und modifizieren und in dieser Weise rekonstruiert werden. Dazu gab es in der rekonstruktiven beziehungsweise theoriegenerierenden Vorgehensweise überhaupt keine Präzedenzen, sodass mir das nicht oder nicht ohne Weiteres abgenommen wurde.

Das Problem der Bewältigung dieser weitgehend ungelösten Aufgabe der Ergebnispräsentation qualitativer Forschung stellte sich mir damals unter erschwerten Bedingungen, nämlich im Kontext meiner Bewerbungen auf Professuren, also unter Bedingungen einer für mich sowieso schon problematischen Selbstpräsentation. Ich hatte das Glück, dass ich mich diesen Situationen nur zweimal aussetzen musste, ehe ich dann einen Ruf erhalten habe. Oder genauer gesagt: dreimal. Allerdings fand mein allererstes Bewerbungsgespräch nicht an einer Universität oder Hochschule statt, sondern am Bundesgesundheitsamt in Berlin, aus dem dann später unter anderem das Robert Koch-Institut hervorgegangen ist. Dort war als Reaktion auf die Entdeckung des Aids-Virus und der schnell ansteigenden Infektionszahlen auf Initiative der damaligen Gesundheitsministerin Rita Süßmuth eine Forschungsabteilung eingerichtet worden, in der auch sozialwissenschaftliche Erkenntnisse einbezogen werden sollten. Es wurde eine recht gut dotierte Stelle mit dem Schwerpunkt Subkulturforschung eingerichtet, auf die ich mich beworben hatte und auch eingeladen wurde. Das interessierte mich, und ich habe heute noch etliche Bücher zur Aids-Forschung im Regal stehen – also vor allem solche, die Auskunft über die Szene gaben, die davon betroffen war. Das Gespräch endete dann damit, dass der damalige Präsident des Bundesgesundheitsamtes mich wissen ließ, dass ich doch wohl eher ein Wissenschaftler sei. Womit er sicher recht hatte, ich aber dennoch überrascht war, weil ich aufgrund der Stellenausschreibung davon ausgegangen war, auch im Bundesgesundheitsamt wissenschaftlich tätig sein zu können. Das Bundesgesundheitsamt wurde kurz danach wegen Problemen mit HIV-kontaminierten Blutprodukten aufgelöst.

Und danach hast du dich an der Universität beworben?

Ja, meine nächste Präsentation fand im Rahmen meiner Bewerbung auf eine Professur für Methoden der empirischen Sozialforschung an der damaligen Hochschule (später dann: Universität) der Bundeswehr in München statt und endete im Fiasko. Den dort versammelten Wissenschaftler*innen (es handelte sich um einen Hörsaal mit nahezu 100 Personen) fehlte überwiegend jegliches Verständnis für die theorie- oder typengenerierende Forschung. Als ich auf Fragen nach den meine Analyse leitenden Hypothesen deren Existenz überhaupt verneinen musste, erntete ich ungläubiges Staunen und auch Misstrauen. Das Fiasko wurde durch die an diesem Tag in München herrschende Föhn-Wetterlage noch gesteigert. Aus heutiger Perspektive erscheint es mir auch abwegig, mich damals überhaupt auf eine derartige Stelle beworben zu haben. Denn die hätte mich dazu verpflichtet, ganz allgemein Methoden der empirischen Sozialforschung und nicht speziell qualitative zu lehren. Was meinen Hoffnungen, qualitative Methoden parallel zu Grundlagentheorie lehren zu können, entgegenstand.

Zum Glück folgte kurz auf die Erfahrungen in München (ehe diese traumatisch werden konnten) eine weitere Vorstellung im Rahmen einer Bewerbung – diesmal auf eine Professur für »Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften« an der Freien Universität Berlin. Mein ›Vorsingen‹, also meine Vorstellung, fand im kleineren Kreis und unter Kolleg*innen statt, für die Begriffe wie Theoriegenerierung und Typenbildung nichts Anstößiges an sich hatten. Nachdem ich im Herbst 1989 nach meiner Vorstellung von Berlin nach Nürnberg zurückgeflogen war, wurde dann ein paar Tage später die Mauer geöffnet, und ziemlich genau ein Jahr später habe ich dann meine Professur in Berlin angetreten.

Was die ersten Präsentationen der Ergebnisse meiner Habilitationsschrift betrifft, so bin ich damals allerdings in anderen Situationen auch im Kreis von qualitativ informierten und gutwilligen Kolleg*innen bezüglich des theorie- respektive typengenerierenden Charakters meiner Studie auf Skepsis gestoßen. Angesichts der komplexen mehrdimensionalen Typenbildung, für die es damals so gut wie keine Vergleiche gab, war dies wohl auch nicht besonders verwunderlich. Auch bei Bourdieu findet sich ja schließlich keine derartige mehrdimensionale Analyse. Seine Analyse des Habitus bleibt eindimensional.⁹⁹

Bezieht sich diese Eindimensionalität auf die ökonomische Dimension?

Aus der Perspektive der Praxeologischen Wissenssoziologie erscheint die empirische Analyse des Habitus bei Bourdieu insofern eindimensional, als es empirisch weitgehend ungeklärt bleibt, wie beispielsweise der klassenspezifische Habitus gender- und generationenspezifisch überlagert und modifiziert wird.

Du selbst hast doch in deiner Habilitationsschrift in gewisser Weise eine mehrdimensionale Typenbildung realisiert, indem du eine Typik unterschiedlicher Generationen von DDR-Soziolog*innen herausgearbeitet hast, zugleich aber auch zeigen konntest, dass das Verhältnis der jüngeren zur jeweils älteren Generation bei den akademischen ›Töchtern‹ ein anderes ist als bei den ›Söhnen‹, du somit also eine Geschlechtstypik identifizieren konntest, die in die Generationentypik eingelagert ist.¹⁰⁰

Ja, aber du warst eigentlich bei der Skepsis, die dir damals begegnet ist angesichts des Anspruchs, eine komplexe mehrdimensionale Typenbildung empirisch generiert zu haben, pardon.

Dass dem Anspruch, diese Typen aus der empirischen Analyse generiert zu haben, mit Skepsis bis hin zur Ablehnung begegnet wurde, hängt wohl auch damit zusammen, dass ich über das, was bei Barney Glaser und Anselm Straus als komparative Analyse und – wenn wir deren Produkt betrachten – als Theoriegenerierung bezeichnet wird, doch recht weit hinaus gegangen bin. Und selbst die Grounded Theory von Glaser/Strauss war ja damals noch nicht allzu bekannt. In unseren Interpretationen zeigte sich jedoch, dass dem jeweils zu untersuchenden Fall nicht nur – wie wir dies in der Grounded Theory finden – lediglich eine Kategorie beziehungsweise ein Typus zugeordnet werden kann. Damit sind wir wieder bei den Eigenarten einer mehrdimensionalen Typenbildung. Aus dieser Perspektive kommt am untersuchten Fall je nach Vergleichsfall, je nach Vergleichshorizont, Unterschiedliches, kommen also unterschiedliche Dimensionen zum Vorschein. Indem wir eine Gruppe männlicher Auszubildender mit Bezug auf die Thematik der Zukunft mit gleichaltrigen männlichen Gymnasiasten verglichen, wurde Bildungstypisches sichtbar: die beiden Gruppen hatten elementar unterschiedliche Zugänge zur Zeitlichkeit ihrer Lebenspraxis und deren Zukunft. Indem ich männliche mit den weiblichen Auszubildenden verglichen habe, wurde Geschlechtstypisches sichtbar, wobei sich beide Gruppen hinsichtlich ihrer Zeitlichkeitsorientierungen und auch der Bedeutung des Sozialraumes von den Gymnasiasten und auch den Gymnasiast*innen unterschieden.¹⁰¹ Trotz aller Gemeinsamkeiten zwischen letzteren beiden Gruppen auch hinsichtlich ihrer Zeitlichkeitsorientierungen wurden aber erhebliche Unterschiede hinsichtlich einer offenen Zukunft (bei den jungen Frauen) versus einer geschlossenen Zukunft (bei den jungen Männern) sichtbar.

Über die Kategorisierung als »offen« und »geschlossen« würde ich gerne diskutieren. Inwieweit setzt die Alltagssprache unserer Interpretation Grenzen – sind das nicht sehr besetzte Begriffe?

Mit geschlossener Zukunft meine ich hier, dass die Gymnasiasten sich – indem sie sich am Beispiel eines ihnen bekannten Referendars abarbeiten, der Angst um seine Karriere hat – selbst in einen derartigen »standardisierten Normallebenslauf« im Sinne von Martin Kohli¹⁰² eingespurt sahen. Sie sahen dazu keine Alternative, sodass die schönste Phase ihres Lebens mit 25 Jahren vorbei ist, wie sie betonten. Demgegenüber banden die gleichaltrigen Gymnasiastinnen sich antizipatorisch weder in beruflicher noch in familialer oder beziehungs-mäßiger Hinsicht an derartige standardisierte Ablaufmuster. Im Sinne von Martin Kohli könnte man hier von der »Destandardisierung« des Lebenslaufs sprechen.

Es wäre aber ein Irrtum, zu unterstellen, dass die geschlechtstypischen und auch die milieu- oder entwicklungstypischen Differenzen oder Typen das Produkt einer direkt darauf gerichteten Suche waren. So war auch im Antrag von Werner Mangold und mir lediglich von einer »Typologie von Normalitätsvorstellungen« sowie von »Prozessen der Erlebnisverarbeitung und Stilen« die Rede.¹⁰³ Vielmehr entwickelte sich die Typenbildung aus dem Forschungsprozess heraus. Also beispielsweise so, dass bei einer der ersten Diskussionen mit Gymnasiast*innen, bei der drei junge Männer und eine junge Frau beteiligt waren, sich letztere kaum beziehungsweise lediglich in Form eher unterschwelliger Abgrenzungen (verdeckter Rahmeninkongruenzen) beteiligt hatte. Dies führte dazu, dass wir die junge Frau bitten, mit uns eine Diskussion im Kreis mit ihr befreundeter junger Frauen zu führen. Deren Interpretation in komparativer Analyse mit derjenigen, an der die drei jungen Männer beteiligt waren, ließ dann klar konturierte Unterschiede der Orientierungsrahmen erkennen.

Ihr hattet also zunächst nicht die Absicht, so etwas wie eine mehrdimensionale Typenbildung oder Typologie zu erstellen?

Dies hat sich erst im Verlauf des Projekts als Möglichkeit oder besser vielleicht als Notwendigkeit herauskristallisiert. Erst am Ende des gesamten Projekts stand dann schließlich eine mehrdimensionale Typenbildung mit den Überlagerungen der Dimensionen des Bildungsmilieus und des Geschlechts (Gymnasiastinnen versus Gymnasiasten im Vergleich mit weiblichen versus männlichen Auszubildenden), des sozialräumlichen Milieus (ArbeiterNachbarschaft, Notwohngebiet, Dorf), der Generation (Vergleich der Jugendlichen mit Vertreter*innen der Elterngeneration) und der Adoleszenzentwicklung der männlichen Auszubildenden mit ihrer krisenhaften Phasen- und Entwicklungstypik.

Letztere Typik sollte in den in Berlin durchgeführten Anschlussprojekten eine besondere Bedeutung gewinnen.

Verbindest du besondere Erfahrungen mit dieser Entwicklung der Typenbildung?

Eine derartige mehrdimensionale komparative Analyse und Typenbildung lässt auf eine recht konkrete Art die eigene *Standortgebundenheit* oder *Seinsverbundenheit* spürbar und ansatzweise auch der Reflexion zugänglich werden. So wurde ich vor dem Vergleichshorizont der Auszubildenden mir selbst meiner Nähe zu den Gymnasiasten und somit meiner eigenen Standortgebundenheit bewusst (hier unter anderem hinsichtlich meines Verhältnisses zur Zeitlichkeit im Sinne der Vorstellungen von der planerischen Gestaltung der eigenen Zukunft). Die komparative Analyse von Fällen, in denen sich Orientierungen dokumentieren, die auf unterschiedliche Standorte im Sinne existentieller Hintergründe verweisen, ermöglicht eine gedankenexperimentelle – selbstverständlich nicht eine existentielle – sporadische Transzendenz der eigenen Standortgebundenheit. Den Mannheim'schen Begriff »freischwebende Intelligenz«, ¹⁰⁴ welcher zumeist gründlich missverstanden und teilweise polemisch attackiert worden ist, interpretiere ich in diesem Sinne.¹⁰⁵ Gemeint ist dann eine experimentell-intellektuelle Positionierung, eine Analyseeinstellung oder methodisch- methodologische Grundhaltung, welche eine mehrdimensionale systematische Operation mit Vergleichshorizonten, also eine mehrdimensionale komparative Analyse, voraussetzt. In diesem Sinne »schweben« die Forschenden dann gleichsam zwischen den unterschiedlichen Milieus oder konjunktiven Erfahrungsräumen.

Hier würde ich gerne innehalten wollen und auf deine besondere Beziehung zu Karl Mannheim hinweisen. Es gibt eine umfangreiche Literatur zu seinem Werk, welche – durchaus im besten Wortsinn – vor allem als »exegetisch« bezeichnet werden kann. Du bist ein besonderer Karl Mannheim-Forscher: Es gelang dir, seine Thesen weiterzuentwickeln und ihn als Forscher damit lebendig zu erhalten.

Ja, ich würde mich auch von einer derartigen exegetischen Grundhaltung absetzen. Sie ist mit einer genuin rekonstruktiven Analyseeinstellung nicht vereinbar. Vielleicht können wir später noch einmal darauf zurückkommen, da ich dazu auch eine nette Episode aus den letzten Jahren zu berichten hätte, die aber etwas umfangreicher ausfällt. Ich würde zunächst gerne die Skizze der Ergebnisse meines Habilitationsprojekts zu Ende bringen:

Neben der mehrdimensionalen Typenbildung war es der methodische Zugang zu den kollektiven Orientierungen, welcher hinsichtlich seiner Validität von außen nur schwer durchschaubar war. Voraussetzung war die von mir im Zuge meiner Habilitationsschrift entwickelte Gesprächsanalyse, die wesent-

lich in der Rekonstruktion der *Formalstruktur der Diskurse*, der sogenannten *Diskursorganisation*, fundiert war. In der komparativen Analyse der Gruppendiskussionen habe ich ja nicht nur unterschiedliche Orientierungen ausdifferenziert, die ich dann hinsichtlich geschlechts-, bildungs-, entwicklungs-, milieu- und auch generationsspezifischer Differenzen typologisiert habe. Um überhaupt tiefergehend zu verstehen, welche Orientierungen in den Gruppendiskussionen ausgehandelt wurden, musste zunächst geklärt werden, in welcher Weise die einzelnen Redebeiträge in Beziehung zueinanderstehen.

Kannst du das einmal ein wenig konkretisieren beziehungsweise an Beispielen erläutern?

Es zeigte sich beispielsweise bei den jungen Frauen in der Berufsausbildung, dass sie – etwa dort, wo es um das Verhältnis zu ihrem Vater und zu den Männern allgemein ging – Erzählungen und Beschreibungen *parallel* nebeneinanderstellten. In welchem Bezug diese zueinander stehen, war uns als Forscher*innen zunächst überhaupt nicht klar. Der Erfahrungshintergrund der jungen Frauen war offensichtlich derart übereinstimmend, also kollektiv oder konjunktiv geteilt, dass der Bezug, also die darin zum Ausdruck gebrachte Orientierung, für sie selbst nicht weiter expliziert werden musste. Ich habe dies als *parallelisierende* Diskursorganisation bezeichnet und unter anderem vom *oppositionellen* und *antithetischen* (oder auch: konkurrierenden) Modus unterschieden. Während sich in meiner Habilitationsschrift die begriffliche Fassung dieser unterschiedlichen Modi der Diskursorganisation hauptsächlich in Fußnoten findet, hat Aglaja Przyborski dann 15 Jahre später, unter anderem auch aufgrund bereits vielfältiger Erfahrungen mit Gruppendiskussionen, eine systematische Darstellung der unterschiedlichen Modi der Diskursorganisation ausgearbeitet. Diese ist für die Lehre inzwischen unentbehrlich geworden.¹⁰⁶

In welcher Beziehung steht dies denn zur Konversationsanalyse?

Während das Erkenntnisinteresse der dokumentarischen Gesprächsanalyse auf formale Regeln des Diskurses, des Gesprächs oder der Konversation gerichtet ist, die uns helfen, milieu- und geschlechtsspezifische Unterschiede zu erkennen, sucht die Konversationsanalyse, die ja damals in Ansätzen bereits ausgearbeitet war, gerade im Gegenteil nach den universalen Regeln der interaktiven Bezugnahme, den universalen Regeln des »turn-taking«, des Sprecherwechsels. Diese Suche führt uns allerdings, wie mir sehr bald klar war, nicht zu tieferliegenden semantischen Sinnzusammenhängen, die uns den Weg zum Verständnis unterschiedlicher Milieus und Lebenspraxen hätten eröffnen können. Bereits durch die Tagung des Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF), an der Harvey Sacks, der Begründer der Konversationsanalyse, beteiligt

war, und durch Diskussionen mit Fritz Schütze war mir diese Art der Gesprächsanalyse in Ansätzen bekannt.

Diese Hintergründe der unterschiedlichen Richtungen qualitativer Forschung sind wirklich komplex. Ich sehe – vielleicht auch dadurch bedingt – bei Studierenden eine Bereitschaft, sich rekonstruktiver Methoden relativ losgelöst von methodologischen Fragen oder methodologischen Positionen bedienen zu wollen.

Mein damaliges Interesse war ja nicht ursprünglich oder primär ein methodologisches. Vielmehr resultierte die Auseinandersetzung mit methodologischen Fragen und Positionen aus meinem Interesse an tieferliegenden semantischen Strukturen, wurde in gewisser Weise dadurch gleichsam erzwungen. Je mehr wir über die Oberflächenstrukturen des Common Sense hinausgehen, desto mehr müssen wir den Zugang methodologisch begründen. Mein Interesse an den tieferliegenden semantischen Strukturen wiederum hatte seinen Ausdruck ursprünglich in meiner Begeisterung für die Freud'sche Traumdeutung und für die Tiefenpsychologie im Bereich der Werbung gefunden. Die Konversationsanalyse hat einen Zugang zu tieferliegenden semantischen Strukturen nicht zu bieten. Sie stimmt methodologisch mit der Dokumentarischen Methode oder dokumentarischen Gesprächsanalyse allerdings dahingehend überein, dass sie das Gespräch als ein sich selbst steuerndes, als ein autopoietisches, System versteht. Dass bedeutet, dass nicht mit Annahmen oder Vermutungen operiert wird, die dem Gespräch selbst beziehungsweise dem Transkript nicht entnommen werden können. Dazu gehören unter anderem auch die Intentionen oder Um-zu-Motive der Sprechenden, wie sie in anderen Methoden der Gesprächsanalyse den Ausgangspunkt der Analyse bilden. Diese bleiben damit ja der Art und Weise verhaftet, wie wir im Common Sense über Gespräche theoretisieren. In der Konversationsanalyse stehen demgegenüber die von den Intentionen der Sprechenden unabhängigen Regeln des Sprecherwechsels, des »turn taking«, im Zentrum. Gegenstand sind dabei aber nicht systematisch, wie in der Dokumentarischen Methode, die impliziten oder konjunktiven Sinngehalte mit ihrer tieferliegenden Semantik, sondern die expliziten, kommunikativen oder immanenten.

Dass ich damals bereits auf der Suche nach den tieferliegenden semantischen Sinnzusammenhängen war, hat allerdings nicht nur mit der Freud'schen Traumdeutung, sondern auch mit meinen ersten Erfahrungen mit der Objektiven Hermeneutik im Jahre 1974 auf dem damaligen Soziologentag in Kassel zu tun. Der Name »Objektive Hermeneutik« kam in dem dortigen Vortrag von Ulrich Oevermann über die »Struktur der sozialisatorischen Interaktion«¹⁰⁷ auf der Grundlage von Audioaufzeichnungen in einer Familie allerdings noch gar nicht vor. Ich war sehr beeindruckt. Offensichtlich ging dies aber nicht vielen Zuhörer*innen so, da sich der Vorlesungssaal zunehmend leerte. Mein sehr positiver Eindruck wurde damals noch nicht durch Probleme mit der – in spä-

teren Veröffentlichungen dann deutlicher sichtbaren – Orientierung an Normalitätshorizonten getrübt, die mit Konsequenzen der Pathologisierung der Familienstruktur und teilweise ihrer Mitglieder verbunden war. Diese Normalitätshorizonte kommen dadurch in die Interpretation hinein, dass die objektiven Hermeneut*innen den Anspruch erheben, vor dem Vergleichshorizont des »Allgemeinen«, also eines Wissens um kulturell verallgemeinerbare und somit standortunabhängige, Wissensbestände interpretieren zu können.¹⁰⁸

Der Einstieg in die Professur

Diese Geschichte vom Soziologentag in Kassel ist auf das Jahr 1974 zu datieren, wie du sagst. Im Gesamtkontext waren wir chronologisch ja bereits in der Phase nach deiner Habilitation Ende der 1980er Jahre, in der du die Ergebnisse deiner Habilitationsschrift präsentiert hast und auf Skepsis gestoßen bist – unter anderem im Rahmen von Bewerbungsverfahren. Das war ja sicher nicht einfach – auch angesichts deiner Distanz zur Organisation Universität?

Ja, trotz meiner Leidenschaft für die sozialwissenschaftliche Forschung und auch die forschungsbezogene Lehre hatte ich auch nach meiner Habilitation immer noch ein angespanntes Verhältnis zur Institution oder Organisation Universität. Dies war, wie gesagt, einer der Gründe, warum ich die Habilitation nicht allein und auch gar nicht primär als Etappe zu einer Professur sah. Diese Distanz zur Universität hatte für mich zugleich aber eben auch eine entlastende Funktion – insbesondere angesichts des damaligen in den 1980er Jahren sich entwickelnden dramatischen »Nachwuchsstaus« bei den sozialwissenschaftlichen Professuren. Dieser war so eklatant, dass die sogenannten »Fiebig-Professuren« mit Altersbeschränkungen eingerichtet wurden. Hierzu gehörte auch die Professur für »Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften« an der Freien Universität Berlin, deren Einrichtung zu jener Zeit als Glücksfall für mich gelten kann. Zudem war die direkt auf qualitative Methoden gerichtete Denomination der Professur eine Seltenheit (und ist dies immer noch) und war auch somit ein Glücksfall. Mir waren damals nur zwei Professuren mit einer derartigen Denomination in Deutschland bekannt. Üblicherweise lautete die Denomination generell »Methoden der empirischen Sozialforschung« mit dem Appendix, dass auch qualitative Methoden unterrichtet werden sollten. Wobei diese Stellen dann zumeist mit Vertreter*innen der standardisierten respektive quantitativen Sozialforschung besetzt wurden und noch werden.

Dass eine derartige Denomination überhaupt möglich war, hing nicht nur mit der damaligen fachlichen und professionspolitischen Situation an der Freien Universität Berlin zusammen, sondern auch mit der damaligen rot-grü-

nen Berliner Regierung. Denn so etwas musste ja vom Berliner Senat unterstützt werden. Und insofern war es ein weiterer glücklicher Umstand, dass so etwas zu der Zeit etabliert wurde, zu der ich mit meinen Bewerbungen begonnen hatte. Glückliche Umstände waren schließlich auch die Ausrichtung eines *gesamten Studiengangs* auf qualitative Methoden und dessen transdisziplinäre Struktur. Studierende mit Abschlüssen aus dem gesamten Spektrum der Sozialwissenschaften konnten zum Studiengang zugelassen werden. Und Lehrende aus den Fächern Erziehungswissenschaft, Ethnologie, Kommunikationswissenschaft, Politikwissenschaft, Psychologie und Soziologie der beiden Fachbereiche Politik und Sozialwissenschaften sowie Erziehungswissenschaft und Psychologie der FU und vom Max Planck-Institut für Bildungsforschung waren an ihm beteiligt.

Dreimal glückliche Umstände – hast du das damals auch so gesehen oder ist es der Blick zurück, der einem doch zeigt, wie abhängig man in seiner Lebensgeschichte auch von Zufällen ist?

Das ist eindeutig eine Sicht aus der Retrospektive. Nachdem ich im Herbst 1989 nach meiner Vorstellungspräsentation aus Berlin nach Nürnberg zurückgekehrt war, wurde die Berliner Mauer geöffnet. Und etwa ein halbes Jahr später – im Sommer 1990 – habe ich dann den Ruf auf die Professur erhalten. Ich habe damals zunächst einen Schreck bekommen, da ich diesem Weg nun nicht mehr ausweichen konnte, ich mich nun wirklich damit befassen musste, als Lebenszeitbeamter lebenslänglich in die Universität eingespart zu sein. Auf der anderen Seite war ich natürlich sehr froh über eine derartige Absicherung, noch dazu, weil ich inzwischen Vater geworden war. Und glücklich war ich natürlich auch über die Perspektive einer Freiheit zur Forschung, wie sie bei Universitätsprofessuren und insbesondere solchen an deutschen Universitäten, wohl einmalig ist. Aber es gab doch einen Unterschied zu Kollegen, die zur selben Zeit am Fachbereich ihre Professur angetreten hatten und nun relativ ungebrochen (so zumindest meine Wahrnehmung) mit stolzeschwellter Brust herumliefen: »Ich bin jetzt Professor!«.

Wann hast du denn dann deine Stelle angetreten?

Meine Stelle habe ich zum Wintersemester 1990/91 angetreten und hatte wiederum insofern Glück, als ich nicht in dem in den 1960er Jahren entstandenen (und asbestverseuchten) Hauptgebäude der FU in Dahlem untergebracht wurde, sondern in einer der Villen neben den Dahlemer Museen. Kurioserweise wurde eben jener Raum, das sogenannte Herrenzimmer, einer Villa in der Arnimallee 11 in Dahlem, in dem ich ein Jahr zuvor »vorgesungen« hatte, für mich umgebaut und in ein Vorzimmer für meine Sekretärin Frau Becker und mein Büro aufgeteilt. Auch Maria-Theresia (Mariesa) Becker war ein

wirklicher Gewinn. Geschult durch ihre vorherige Arbeit im Anwaltsbüro war sie eine ebenso systematische und umsichtige Verwalterin für unsere Forschungsunterlagen wie sie eine Betreuerin von Studierenden war. Einmal ganz abgesehen von ihrer Schreibgeschwindigkeit. Ich habe damals meine Texte noch diktiert, also nicht, wie dann etliche Jahre später, selbst in den Rechner getippt. Mein Büro war so groß, dass bis zu zwanzig Studierende oder Doktorand*innen darin Platz fanden. Ich konnte also unter anderem meine Forschungswerkstätten im Rahmen des Zusatzstudiums und später auch des Masterstudiengangs dort stattfinden lassen. Im Jahre 1991 habe ich dann sogleich auch die »Rekonstruktive Sozialforschung« veröffentlicht. Ich hatte diese Einführung in qualitative Methoden natürlich bereits während meiner letzten drei Jahre in Erlangen geschrieben. Im Jahr 2021, also 30 Jahre später, ist dieses Buch nun in der 10. Auflage erschienen. In etlichen der neuen Auflagen ist sie erweitert und aktualisiert worden und ständig gewachsen.¹⁰⁹

Wie war denn dein Verhältnis zu den Studierenden und den Kolleg*innen?

Auch wenn meine Professur mit der eindeutigen Denomination »Qualitative Methoden« und ihrer transdisziplinären Ausrichtung ohne Zweifel ein Glücksfall für mich war, so war für mich als relativ junger und für den Studiengang verantwortlicher Professor die Kommunikation mit graduierten Studierenden nicht so ganz einfach. Für einen derartigen Studiengang gab es ja beim damaligen Stand der qualitativen Methoden inhaltlich und organisatorisch auch keine Vorbilder. Hinzu kam noch, dass ich mich nicht allein und auch nicht primär als Vermittler dieses noch relativ diffusen Spektrums an Methoden in ihrer Breite im Sinne eines neutralen Beobachters verstanden habe, sondern – am Anfang der Entwicklung meiner eigenen Methode stehend – eine methodologische »Mission« hatte. Mein älterer Kollege Hans Oswald, dem – gemeinsam vor allem mit Lothar Krappmann und Martin Kohli – das Verdienst zukommt, den Studiengang initiiert zu haben, hatte mich den Studierenden, wie einer von ihnen, nämlich Burkhard Schäffer, mir später berichtete, nicht zu Unrecht als »einen in der Wolle Gefärbten« angekündigt.

Mit Hans Oswald habe ich mir die organisatorische Verantwortung für das Zusatzstudium geteilt. Formell war ich von 1991 bis 1998 erster und Hans Oswald zweiter Vorsitzender einer gemeinsamen Kommission der am Zusatzstudium beteiligten Vertreter*innen unterschiedlicher Institute aus den beiden Fachbereichen Politik und Sozialwissenschaften sowie Erziehungswissenschaft und Psychologie. Diese Kommission war hinsichtlich der Verabschiedung des Lehrprogramms mit ähnlichen Rechten wie ein Fachbereichsrat ausgestattet. Da die anderen Mitglieder der Kommission sich vor allem aufgrund begrenzter zeitlicher Ressourcen eher zurückhielten, lag die Gestaltung des Lehrprogramms überwiegend in den Händen von Hans Oswald und mir. Dies klappte, abgesehen von einer Kontroverse über den Stellenwert, genauer: den

Pflichtcharakter von Veranstaltungen zur computergestützten Auswertung, recht gut. Als erster Vorsitzender musste ich auch die Dozent*innen – überwiegend Professor*innen, genauer gesagt: Professoren – aus den unterschiedlichen Instituten und vom Max-Planck-Institut dazu motivieren, sich am Lehrprogramm zu beteiligen.

Da mich nicht nur Hans Oswald, sondern dann auch die Studierenden als »einen in der Wolle Gefärbten« wahrnahmen, haben sich daraus erwartungsgemäß Debatten ergeben, die – obgleich überwiegend fruchtbar – teilweise auch recht anstrengend waren. Denn eine pointierte Vertretung der eigenen Position hat ja immer auch einen provokativen Charakter. In jedem Fall aber erwies sich das Erfahrungs- und Anregungspotential seitens der Studierenden für mich, aber auch hinsichtlich der Studierenden untereinander, zum einen deshalb als gewinnbringend, weil diese aus ihren unterschiedlichen Fächern respektive Studiengängen entsprechend vielfältige Erfahrungen und Fragestellungen mitbrachten. Zum anderen strömten damals direkt nach der Maueröffnung Studierende aus dem Ausland in einer spezifischen Aufbruchsstimmung nach Berlin. Aber auch die Studierenden aus dem Osten der Stadt Berlin und insgesamt aus den neuen Bundesländern prägten den Stil der Seminare und insbesondere der Forschungswerkstatt durch eine Art von Unbefangenheit, die ihren Ausdruck u.a. darin fand, dass sie sich weniger an formalisierten akademischen Sprachregelungen orientierten.

Du selbst hast mich und auch andere Teilnehmer*innen der Forschungswerkstatt damals dadurch beeindruckt, dass du dich mit einem breiten Ostberliner Dialekt in die Diskussionen eingebracht hast. Ebenso beeindruckt war ich natürlich davon, dass sich endlich jemand wirklich für Karl Mannheims Schriften im Kontext seines Gesamtwerkes interessiert hat, was bis zu dem Zeitpunkt (und heute ist es auch nicht viel anders) weder bei den Teilnehmer*innen der Forschungswerkstatt noch bei meinen Mitarbeiter*innen in dem Maße der Fall war. Mit deiner Habilitationsschrift¹⁰ zu unterschiedlichen Generationen von Soziolog*innen in der DDR hast du ja nicht nur eine qualitative empirische Analyse auf der Grundlage der Dokumentarischen Methode mit einer komplexen Typenbildung vorgelegt, sondern auch eine Mannheim-Exegese. Zwar stand dabei sein Generationenbegriff im Zentrum, aber ein umfassendes Verständnis dieses Begriffs setzt – wie du gefordert und in deiner Arbeit auch realisiert hast – einen Einblick in den Kontext seines Gesamtwerkes voraus.

Ja, mich interessierte, wie Mannheim zu diesem Konzept gekommen war. Für mich war er in den letzten Jahren der DDR ein Rettungsanker, weil mich die Unterschiedlichkeit des Umgangs mit dem Marxismus in den verschiedenen Generationen faszinierte, denn dieser Umgang hatte natürlich politische Folgen!

Aber, notabene, hat mich deine Forschungswerkstatt auch sehr beeindruckt: vor allem die vielen unterschiedlichen Fragestellungen der Stu-

dierenden resp. Doktorand*innen. Dabei wirktest du nach außen hin eher »konservativ«, und gleichzeitig war das Seminar so unorthodox und dabei gedanklich offen und breit. So etwas hatte ich an der Humboldt-Universität nicht gefunden.

Aufgrund des Neu-Aufbaus der Humboldt-Universität nach ihrer Abwicklung im Zuge der Wende wurden die Berliner Universitäten insgesamt neu strukturiert und leider Kapazitäten von der Freien wie von der Technischen Universität abgezogen – insbesondere auch im Hinblick auf die bisherige Stellenausstattung. Dies führte schließlich dazu, dass die Dozent*innen unseres Zusatzstudiums unter Druck gerieten hinsichtlich der Bewältigung des Lehrprogramms an ihren eigenen Instituten, sodass es mir nicht mehr so ohne Weiteres gelang, sie für die Seminare im Rahmen des Zusatzstudiums zu motivieren. Da dann auch Hans Oswald aufgrund eines Rufes an die Universität Potsdam die Freie Universität verließ, haben wir das Zusatzstudium ab 1998 pausieren lassen. Das heißt, die Studien- und Prüfungsordnung behielt ihre Gültigkeit, sodass sie jederzeit wieder in Kraft treten konnten (was allerdings bisher nicht passiert ist).

Da meine Stelle ja fachbereichsübergreifend verortet und lediglich verwaltungsmäßig am Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie angesiedelt war, hätte ich auch die Möglichkeit gehabt, zum Institut für Soziologie zu wechseln oder auch – dem Wunsch des Kollegen Georg Elwert folgend – zum Institut für Ethnologie. Ich habe mich dafür entschieden, am Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie zu lehren. Die Kolleg*innen am Institut für Soziologie waren – aus meiner Perspektive – damals zu sehr untereinander zerstritten, und in den Diskursen der Ethnologie kannte ich mich zu wenig aus. In der Folge wurde dann 2001 im Rahmen dieses Fachbereichs der Arbeitsbereich »Qualitative Bildungsforschung« unter meiner Leitung gegründet. Dabei habe ich – obwohl ein Lehrangebot für Doktorand*innen oder Graduierte am Fachbereich gar nicht vorgesehen war – meine Forschungswerkstatt für Doktorand*innen im Umfang von drei Semesterwochenstunden stillschweigend beibehalten. Für die Teilnehmer*innen des Diplom- und Magisterstudiengangs waren Lehrforschungsprojekte vorgesehen und später – im Masterstudiengang – auch Forschungswerkstätten. In den letzten Jahren meiner Professur war es zunehmend schwierig, die Forschungswerkstatt für Doktorand*innen in der Lehrplanung durchzusetzen, sodass ich bei jeder Sitzung der Lehrplankommission anwesend sein musste.

Heißt das, dass die Offenheit für qualitative Methoden in dem Maße nicht mehr gegeben war?

Ja, die Zusammensetzung der Professor*innen des Fachbereichs hatte sich inzwischen verändert. Insbesondere im Zuge der Neubesetzung von Professuren, die durch eine Welle von Pensionierungen respektive Emeritierungen notwen-

dig wurde, vollzog sich eine stärkere Entwicklung des Fachbereichs hin zur standardisierten Forschung, die zugleich mit der zunehmenden Hinwendung der Erziehungswissenschaft zur Psychologie respektive Pädagogischen Psychologie verbunden war. Obwohl in den neuen Curricula der Umfang des Lehrangebots in der Methodenausbildung zunächst gleichgewichtig auf quantitative und qualitative Methoden verteilt war, wurde dann versucht, die Semesterwochenstunden im Bereich qualitativer Methoden peu à peu wieder zu reduzieren. Derartige Auseinandersetzungen im Fachbereich habe ich vor allem deshalb als problematisch erfahren, weil es etliche Kollegen und auch einige Kolleginnen gibt, die ihre Selbstbestätigung weniger an wissenschaftlichem Einfluss und Engagement oder auch am diesbezüglichen Output festmachen, als an ihrer Durchsetzungsfähigkeit – mit welchen Mitteln auch immer – innerhalb der Selbstverwaltung des Fachbereichs.

Das Projekt über Hooligans und Rockbands

Du hattest dich schon sehr bald nach dem Einstieg in die Professur um die Finanzierung eines weiteren DFG-Projekts bemüht?

Ja, nach dem Antritt meiner Professur in Berlin habe ich gleich damit begonnen, einen neuen Antrag auszuarbeiten. Das gemeinsam mit Werner Mangold geleitete Forschungsprojekt hatte uns ja in das Ressort der Jugendforschung respektive Jugendsoziologie geführt, obschon wir beide dort nicht unmittelbar als Experten ausgewiesen waren. Unser gemeinsames Interesse war ja eher ein methodisches. Was von den Gutachtern damals auch akzeptiert wurde.

Ich versuchte nun ein Forschungsprojekt zu entwerfen, in dem im Kontext rekonstruktiver empirischer Forschung die Jugendsoziologie mit der Kriminalsoziologie, also mit der Erforschung von Jugendkriminalität, verbunden ist. Meine wissenschaftliche Laufbahn hatte ja mit dem Versuch einer derartigen theoretischen Verbindung ihren Anfang genommen. Der erste in Erlangen-Nürnberg bereits vorbereitete und in Berlin ausgearbeitete Antrag mit dem Titel »Städtische Milieus, peer-groups und Ausgrenzungserfahrungen Jugendlicher« war im Ressort Jugendforschung und in dem dort im Zuge der Wende eingerichteten Schwerpunktprogramm der DFG angesiedelt.¹¹¹ Ihm war kein Erfolg beschieden.

Wie ich später herausfand, war dies wohl nicht zuletzt auf den Einfluss des damals zuständigen Fachreferenten (Programmdirektors) der DFG zurück zu führen. Unglücklicherweise hatte dieser seine 1977 erschienene Dissertation der Methode des Gruppendiskussionsverfahrens gewidmet. Er gehörte zu den Vertreter*innen des Interpretativen Paradigmas, welche keinen Zugang zu dem kollektiven und strukturbezogenen, das heißt situationsübergreifenden,

Charakter der »Gruppenmeinungen« hatten, wie dieser von Werner Mangold ursprünglich herausgearbeitet und auch von mir mit dem Begriff der kollektiven Orientierungen ins Zentrum gerückt worden war. Im Rahmen des Interpretativen Paradigmas wurde auf den situativ emergierenden, sich im Diskurs immer neu etablierenden, Charakter der Gruppenmeinungen rekurriert. Entsprechend war die Dissertation des Fachreferenten in den neueren Texten von Werner Mangold und mir einer der negativen Gegenhorizonte, vor deren Vergleichshintergrund wir unser Methodenverständnis zu präzisieren suchten.

Mir ist noch nicht recht deutlich, wieso das »Interpretative Paradigma« dermaßen spalten kann. Kommt ihr nicht alle aus dieser Diskussionslinie?

Das Interpretative Paradigma¹¹² steht vor allem in der Tradition von Alfred Schütz und des »Symbolischen Interaktionismus«. Davon unterscheide ich den praxeologischen Zugang. Präziser müsste zwischen dem rekonstruktiv-interpretativen und dem rekonstruktiv-praxeologischen Zugang unterschieden werden. Abgesehen davon, dass beim rekonstruktiv-interpretativen Zugang der Bruch mit der Logik des Common Sense im Sinne von Bourdieu fehlt, ist in der Analyse von Gruppendiskussionen beziehungsweise allgemein von Gesprächen im Sinne des Interpretativen Paradigmas der Zugang zu den tieferliegenden dauerhaften Orientierungsstrukturen nicht möglich. Es können also keine kollektive Orientierungen oder Habitus identifiziert werden, also solche, die ihre Genese in Gemeinsamkeiten der gesellschaftlichen Lagerung der Beteiligten, also in gesellschaftlichen konjunktiven Erfahrungsräumen oder Milieus haben und in die Diskussion gleichsam mitgebracht und dort aktualisiert werden, wie dies zum Kern der Erkenntnis der Dissertation Mangolds gehörte.¹¹³ Aber auch solche Strukturen, die sich im Verlauf der Geschichte des Interaktionssystems oder der Gruppe als interaktive konjunktive Erfahrungsräume herausbilden, um dann reproduziert zu werden, entziehen sich dem Interpretativen Paradigma. In der qualitativen Sozialforschung war es damals neben der Dokumentarischen Methode lediglich die Objektive Hermeneutik, die über eine derartige strukturbezogene Textinterpretation verfügte. Darüber haben wir ja schon gesprochen.

Nach Gesprächen mit Werner Mangold habe ich mich dann entschieden, den Antrag nach entsprechender Überarbeitung im Fachreferat »Kriminologie« der DFG einzureichen. Auch der zunächst im Ressort Jugendforschung eingereichte Antrag hatte ja bereits starke Bezüge zur Kriminalsoziologie. Er verstand sich bereits in gewisser Weise als transdisziplinärer Brückenschlag zwischen der Jugendforschung und der Erforschung von Jugendkriminalität.

Was erbringt denn ein solcher Brückenschlag zwischen der Jugendforschung und Erforschung von Jugendkriminalität?

Die Trennung zwischen diesen Forschungsfeldern kann in vielen Bereichen nicht sachlich gerechtfertigt werden, sondern resultiert aus der organisatorisch-bürokratischen Differenzierung von Lehrstühlen wie auch von Antragsverfahren im Drittmittelbereich, u.a. auch in der DFG. Das hat aber natürlich inhaltlich-wissenschaftliche Konsequenzen. Indem das Handeln und die Identität und Biografie der kriminalisierten Jugendlichen allein mit Bezug auf diesen Aspekt ihrer Praxis und ihrer Person wahrgenommen und erforscht werden, werden sie dadurch von vornherein als eine Sondergruppe von den »normalen« Jugendlichen separiert und ihre Diskriminierung auch auf diesem Wege verfestigt. Die Suche nach den Ursachen eines Verhaltens, welches als abweichend definiert wird, führt dann im Sinne einer verdachtsgeleiteten Wirklichkeitskonstruktion (wie ich dies genannt habe) dazu, nach Abweichungen auch in der Biografie und den milieuspezifischen Hintergründen der Jugendlichen zu suchen. Auf diese Weise wird Abweichung durch Abweichung erklärt.

Damit folgt die sozialwissenschaftliche Theoriebildung dem Common Sense, dessen alltägliche Erklärungsmodelle sich durch eine Tautologie auszeichnen.¹¹⁴ Dies wurde vom damals dominanten kriminalsoziologischen Zugang, dem sogenannten Labeling Approach, und allen voran von Fritz Sack zwar ansatzweise so kritisiert und von der Ethnomethodologie auch weiterführend problematisiert. Dieser konstruktivistische Zugang blieb allerdings allein auf die Prozesse der Diskriminierung und Degradierung durch die Konstruktionen der Kontrollinstanzen und der gesellschaftlichen Öffentlichkeit fokussiert. Demgegenüber gerieten – wenn wir den Bereich der Jugendkriminalität nehmen – die Prozesse des (milieuspezifischen) Aufwachsens und die Entwicklungs- und Adoleszenzkrisen der Jugendphase allenfalls zur Hälfte in den Blick.

In meinem Habilitationsvortrag im Sommer 1987, dessen Thematik ja weit genug vom Thema der Habilitationsschrift entfernt zu sein hat, war ich auf den Labeling Approach eingegangen und hatte ihn in dieser Richtung kritisiert. Ich hatte den Vortrag mit einer aktuellen Pressemitteilung eingeleitet, nämlich dass im Zusammenhang mit der geplanten Wiederaufbereitungsanlage in Gorleben und den zu erwartenden Demonstrationen in diesem Landkreis sieben zusätzliche Polizeikommissariate eingerichtet worden waren. Daraufhin ist die Jugend- und Kinderkriminalität exorbitant gestiegen.¹¹⁵ Die Erkenntnis, dass die Kriminalstatistik nicht unerheblich das Produkt der Arbeit der Kontrollinstanzen ist, stieß in dem zum Teil sehr konservativen Kreis von Professor*innen und Habilitierten des Fachbereichs, welche damals per se gewisse Zweifel an der Seriosität der Soziologie hatten, nicht nur auf Erstaunen, sondern auch Ablehnung. Die Situation war durchaus dazu angetan, meinen Horror vor derartigen akademischen Ritualen mit ihrem strukturell verankerten

permanenten Prüfungscharakter und ihren Potentialen der persönlichen Degradierung und Gradierung zu bestätigen.

Aber: Etwa 20 Jahre später hatte ich dann wieder einen Vortrag im selben Saal, dem Senatssitzungs-Saal – diesmal zur Bildinterpretation. Nachdem ich vom Institut für Soziologie mehrfach zum Vortrag eingeladen worden war, hatte ich mich schließlich bereit erklärt unter der Bedingung, dass dies im eher intimen Kreis des Oberseminars mit ca. 20 Leuten stattfindet (in dessen Rahmen ich früher auch Arbeitsschritte meines Habilitationsprojekts präsentiert hatte). Dies wurde mir zugesichert. Allerdings ist kurz vor meinem Präsentationstermin dort die Decke eingestürzt. So fand ich mich schließlich im Senatssitzungs-Saal wieder – mit ca. 80 Leuten. Dies war dann – ganz im Gegensatz zu meiner Erinnerung an diesen Ort – eine sehr schöne Situation. Zumal sehr viele der früheren Kolleg*innen gekommen waren, die ich lange nicht mehr gesehen hatte.

Hast du denn mit allen Arten von Ritualen Probleme?

Mein kompliziertes und distanziertes Verhältnis zu den universitären Ritualen betrifft auch und gerade solche, die in die persönliche Sphäre hineinreichen, indem sie mit persönlichen Ehrungen oder Gradierungen verbunden sind. Dazu gehören sogar die mit beruflicher Ehrung verbundenen Geburtstagsrituale. Bei meinem 60. Geburtstag konnte ich mich dem ja erfolgreich entziehen, bei meinem 50. Geburtstag allerdings nicht. Meiner Frau und meinen Töchtern ist es gelungen, mich unter dem Vorwand eines Ausfluges nach Berlin-Mitte zu locken. Erst als wir plötzlich ›rein zufällig‹ Winfried Marotzki und seiner Frau begegneten, ahnte ich etwas. Das bestätigte sich kurz darauf, als wir auf Wunsch meiner Frau die »Bar-Celona« besuchten: Hier waren etwa 20 Personen versammelt: neben Winfried und seiner Frau meine damaligen Mitarbeiter*innen, Doktorand*innen und Kolleg*innen, allen voran Klaus Städtler, Burkhard Schäffer, Peter Loos, Aglaja Przyborski, Karin Schittenhelm und Arnd-Michael Nohl. Ein umfangreiches Programm mit Sketchen und kleinen Vorträgen war vorbereitet.

Das Paradoxe an solchen Situationen ist, dass ich mich letztlich dann doch umso mehr freute. Denn die Mitarbeiter*innen, Freund*innen ebenso wie auch meine Frau haben ja unter solchen Bedingungen einen erheblich größeren Aufwand auf sich genommen als unter normalen, das heißt: nicht durch mich derart verkomplizierten Bedingungen. Ähnlich wie beim 50. war dies dann auch bei meinem 65. Geburtstag. Allerdings war ich dann schon ein paar Tage vorher über die Geburtstagsfeier informiert. Dennoch war die Überraschung und auch Freude groß, auch weil dieses Ritual wesentlich deshalb initiiert wurde, um mir den Band »Dokumentarische Methode« mit Arbeiten ehemaliger und aktueller Mitarbeiter*innen beziehungsweise Doktorand*innen sowie enger Kolleg*innen zu überreichen.¹¹⁶ Es ist gelungen, dem Band den (mir verhasst-

ten) typischen Festschrift-Charakter zu nehmen, indem die Beiträge sehr sachbezogenen und überwiegend in Dyaden verfasst worden sind. Dies ist eine besondere Leistung und ein besonderer Ausdruck des wissenschaftlichen Zusammenhalts. Du bist ja beim Band auch mit einem Beitrag dabei, bei der Feier wart Ihr, Jens und du, allerdings leider gerade in den Staaten, in Iowa.

Ja, das stimmt. Jetzt sind wir aber doch weiter abgeschweift – wir waren beim Wechsel vom Ressort der Jugendforschung zu demjenigen der Kriminologie.

Ja, pardon. Es ging ja um den Wechsel vom Ressort der Jugendforschung zu demjenigen der Kriminologie innerhalb der DFG Anfang der 1990er Jahre. Mit diesem Wechsel konnte ich mich nicht nur dem Einflussbereich des Fachreferenten der DFG entziehen (was allerdings nicht von Dauer war). Mehr noch war es mir auch möglich, mich in einem Fachressort zu bewegen, in dem ich aufgrund meiner Abschlussarbeit immer noch eine gewisse Reputation hatte. Schließlich war in diesem Ressort auch die Gutachterlage insofern günstig, als dort zur damaligen Zeit der ethnomethodologische Zugang dominant vertreten war. Der ethnomethodologische und allgemeiner: der konstruktivistische Zugang hatte mittels des Labeling Approach dort früher an Bedeutung gewonnen als beispielsweise in der Genderforschung. Der neue Antrag mit dem Titel »Entwicklungs- und milieutypische Ausgrenzungserfahrungen in Gruppen Jugendlicher« war also einerseits im Grenzbereich von Jugendforschung und Kriminologie angesiedelt mit einem Schwerpunkt im Bereich Jugendgewalt. Andererseits nahm er innerhalb der Kriminologie eine vermittelnde Position zwischen dem konstruktivistischen Zugang und den sogenannten ätiologischen oder objektivistischen Ansätzen ein. Letztere begeben sich auf die Suche nach den sozialisatorischen und sozialstrukturellen Bedingungen der Devianz im Bereich der sozialen Herkunft der Delinquent*innen. Letztlich lässt sich ja die Praxeologische Wissenssoziologie insgesamt als ein Zugang verstehen, welcher zwischen konstruktivistischer und objektivistischer Perspektive vermittelt. Man kann auch sagen, dass wir es bei der Praxeologischen Wissenssoziologie mit einem *umfassenden* oder *erweiterten Konstruktivismus* zu tun haben.

Was sind denn Beispiele für einen weniger umfassenden Konstruktivismus?

Beim Labeling Approach und allgemein beim Konstruktivismus im Sinne des Interpretativen Paradigma und auch der Phänomenologischen Soziologie haben wir es mit einem »halbierten« Konstruktivismus zu tun. Denn dort gerät lediglich die *definitiorische* und *explizite* Herstellung der Wirklichkeit in den Blick, nicht aber jene Konstruktionen, welche die Herstellung der *Praxis* betreffen respektive das Produkt *habitualisierter Praktiken* sind. Ich hatte ja Al-

fred Schütz erwähnt, welcher unsere *alltäglichen* Konstruktionen als solche *ersten Grades* bezeichnet hat, an die dann die *sozialwissenschaftlichen* Konstruktionen als solche *zweiten Grades* anzuschließen haben. Dem stimme ich zwar zu, allerdings bleibt dies auch bei Schütz ein *halbierter* Konstruktivismus, da auch in seinem Begriff der Konstruktion ersten Grades nicht diejenige Art von »Konstruktion« enthalten ist, welche die Herstellung der habitualisierten Praxis betreffen.

Wäre hier noch eine weitere Konkretisierung möglich? Ich bin auch über den Begriff der »objektivistischen« Perspektive gestolpert?

Alfred Schütz steht für eine zwar rekonstruktive, aber zugleich auch subjektive oder subjektivistische Perspektive, deren Grundbaustein der subjektiv gemeinte Sinn ist. Die Praxeologische Wissenssoziologie eröffnet eine Beobachterperspektive, die auf die Differenz der Sinnstruktur des beobachteten Handelns vom subjektiv gemeinten Sinn zielt, dabei aber das Wissen der Akteur*innen selbst, nämlich das handlungsleitende, performative und implizite Wissen als die empirische Basis der Analyse belässt. Dies unterscheidet sich von einem objektivistischen Zugang. Denn dieser nimmt ein privilegiertes Wissen um Strukturen des Handelns für sich in Anspruch. Im Bereich der qualitativen Sozialforschung habe ich in dieser Weise den Objektivismus der Objektiven Hermeneutik kritisiert.¹¹⁷

Jetzt sind wir aber wieder vom roten Faden der Verbindung von Jugendforschung und Kriminalsoziologie abgekommen. Mein Interesse war ja die Verbindung des zu der Zeit sehr dominanten konstruktivistischen Zugangs zur Jugendkriminalität, des Labeling Approach, mit der Jugendforschung, also mit der Frage, welche Bedeutung Phänomene der Jugendphase wie unter anderem Adoleszenzkrisen für kriminalisierungsfähiges Handeln haben. Diese Verbindung hat zugleich auch den Vorteil, dass nicht, wie in einer isolierten kriminologischen Forschung gewaltorientierte oder in Gewalt verstrickte Jugendliche von vornherein als eine Sondergruppe ausgegrenzt werden. Denn in einer kriminologischen Forschung, die zugleich Jugendforschung ist, werden die Verhaltensweisen und die biografischen und milieuspezifischen Hintergründe immer auch auf Gemeinsamkeiten mit den kriminologisch unauffälligen Jugendlichen überprüft. Das setzt einen empirischen Zugang voraus, welcher von vornherein und insgesamt auf der *komparativen Analyse* unterschiedlicher – möglichst kontrastierender – Gruppen oder Szenen basiert. Dies ist auch bereits in unserem Projekt über die Jugendlichen aus der nordbayerischen Kleinstadt und umliegenden Dörfern realisiert worden.

Das Projekt in der Metropole Berlin wiederum stellt, was die regionale Dimension betrifft, einen maximalen Kontrast zu den Milieus in Kleinstadt und Dorf dar. Es wurde im zweiten Anlauf schließlich im Bereich der Kriminologie gefördert. Aus aktuellem Anlass, das heißt wegen der Aktualität

rechtsorientierter (Jugend-) Gewalt direkt nach der Wende, haben wir uns für die Untersuchung von Gruppen aus der Hooligan-Szene im Vergleich mit solchen aus der Hip-Hop-Szene entschieden. Einbezogen wurden darüber hinaus solche aus der linken Szene und »familienbezogene« Gruppen. Letztere wurden von anderen, aber auch teilweise von sich selbst, als »Stinos«, also als Stinknormale, bezeichnet. Innerhalb dieser unterschiedlichen Szenen wurde dann noch einmal nach Kontrasten gesucht. Im Feld der Hooligans war dies derjenige zwischen einer Gruppe mit hoher Reputation innerhalb der Szene und einer solchen mit geringer Reputation aus dem Osten der Metropole Berlin. Zudem haben wir eine Gruppe von Freund*innen der Ost-Hooligans in den Vergleich einbezogen sowie eine Gruppe von Hooligans aus dem Westteil der Stadt.

Wie seid Ihr denn methodisch vorgegangen?

Die Hooligans wie auch die HipHop-Gruppen wurden auf der Basis einer sogenannten Methodentriangulation untersucht: die Gruppendiskussionen wurden mit biografischen Interviews und teilnehmender Beobachtung trianguliert. Der Erkenntnisgewinn derartiger komparativer Analysen ist umso höher, je mehr diese Felder zwar zunächst aus ihrer eigenen Logik heraus kontrastierend erschlossen werden, um dann aber auf einer abstrakteren Ebene nach Gemeinsamkeiten zu suchen. Dies lässt dann die Unterschiede noch präziser sichtbar werden. Ich habe dieses Prinzip der komparativen Analyse als dasjenige des *Kontrasts in der Gemeinsamkeit* bezeichnet. Diese Art von komparativer Analyse ist zugleich das Grundprinzip der Typenbildung. Voraussetzung für den Vergleich ist allerdings nicht nur eine gemeinsame methodologisch-methodische, sondern auch eine grundlagentheoretische Basis. Mit der Dokumentarischen Methode und der Praxeologischen Wissenssoziologie war diese bereits in wesentlichen Bereichen ausgearbeitet worden. Wie gesagt, sehe ich die Funktion von Grundlagen- oder Meta-Theorien in Übereinstimmung mit Niklas Luhmann vor allem darin, Vergleiche zu ermöglichen und auf diese Weise *gegenstandsbezogene* Theorien zu generieren.

Wieso sprichst du von »sogenannter« Methodentriangulation – der Begriff wird doch unterdessen schon beinahe inflationär verwendet?

Ja, eben deshalb. Der Begriff »Triangulation« wurde in die qualitative Sozialforschung von Norman K. Denzin eingeführt, um die Kombination unterschiedlicher methodischer Zugänge zu demselben Gegenstand zu bezeichnen.¹¹⁸ Wenn ich durch das Adjektiv »sogenannter« meine Distanz gegenüber dem Begriff zum Ausdruck bringe, so liegt das daran, dass in der einschlägigen Literatur, welche diesen Begriff verwendet, nicht klar dargelegt wird, dass Voraussetzung für eine derartige Triangulation von Methoden eine diesen Metho-

den gemeinsame methodologische und letztlich auch grundlagentheoretische oder metatheoretische Basis ist. Erst eine solche vermag den Bezug der Ergebnisse der unterschiedlichen methodischen Zugänge aufeinander beziehungsweise deren Vergleich miteinander zu sichern. Ohne hier anmaßend sein zu wollen, lässt sich wohl behaupten, dass sich im Bereich der qualitativen Methoden neben der Dokumentarischen Methode allenfalls noch die Objektive Hermeneutik zu einer Triangulation derart unterschiedlicher methodischer Zugänge in der Lage gezeigt hat, wie unter anderem diejenigen der Text- und der Bildinterpretation, also etwa von Gruppendiskussionen und der Interpretation von Fotos oder Zeichnungen, von Videoanalysen und Interviews.

Was unser Projekt über Hooligans und HipHop-Gruppen betrifft, so war Burkhard Schäffer primär für die Teilstudie der Musikgruppen zuständig und konnte mit seiner Dissertation in gewisser Weise auch an die eigene jugendliche Karriere als Schlagzeuger anschließen.¹¹⁹ An der Hooliganstudie waren Klaus Städtler, Bodo Wild und in der Anfangsphase Peter Loos und Cornelia Behnke beteiligt. Alle haben auch bereits vor der Finanzierung durch die DFG am Projekt mitgearbeitet. Hieran wird bereits das große Engagement der Beteiligten deutlich. Bodo Wild hat in seiner Dissertation die Hooligans (die sich selbst ja nicht als »Fußballfans« bezeichnen) dann noch mit den Fußballfans verglichen.¹²⁰ Klaus Städtler war durch eine Planstelle als Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Burkhard Schäffer durch ein Stipendium abgesichert. Ihn hatte ich im Rahmen des Zusatzstudiums kennengelernt. Cornelia Behnke, Peter Loos, Klaus Städtler und Bodo Wild kannte ich bereits aus Erlangen-Nürnberg. Sie waren mir sozusagen nach Berlin gefolgt. Die Magisterarbeiten von Klaus Städtler zur Interaktion mit Kleinkindern in der Spracherwerbsphase auf der Grundlage der noch ganz am Anfang stehenden dokumentarischen Gesprächsanalyse, von Cornelia Behnke zum Stigma »sexueller Verwahrlosung« auf der Grundlage von Gruppendiskussionen mit Mädchen, von Peter Loos zu Mitgliedern und Sympathisanten rechtsextremer Parteien auf der Grundlage von Gruppendiskussionen und teilnehmender Beobachtung waren im Rahmen meiner Erlanger Forschungswerkstatt entstanden und gehörten zu den ersten Abschlussarbeiten, die auf der Dokumentarischen Methode basierten.¹²¹ Peter Loos hatte damals in seiner Abschlussarbeit teilnehmende Beobachtungen in der Nürnberger Szene der kurz zuvor gegründeten rechtsorientierten Partei »Die Republikaner« in deren Stammkneipe durchgeführt. Ich hatte ihn zweimal dorthin begleitet.

Da hattest du ja bereits eine große Gruppe von Forschenden um dich, ehe das Projekt überhaupt finanziert wurde?

Ja, die arbeitsintensiven und kreativen Teamsitzungen der Berliner Projektgruppen fanden ihre sommerlichen – teilweise recht trinkfesten – Höhepunkte in der Bildungsstätte »Villa Fohrde« östlich der Stadt Brandenburg. Die

schöne alte Villa mit großem Park unmittelbar an der Havel gelegen war direkt nach der Wende von Sozialarbeiter*innen als Bildungsstätte gegründet worden. Sie war damals also erst ein paar Jahre alt. Unter den großen alten Bäumen fanden wesentliche Diskussionen zur Weiterentwicklung der Dokumentarischen Methode statt. Zudem wurde hier eine Ehe gestiftet: diejenige von Aglaja Przyborski mit Klaus Städtler. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir auch unsere Touren auf der Havel in einem alten riesengroßen NVA-Schlauchboot, in das unsere gesamte Projektgruppe hineinpasste. An unseren Treffen war teilweise auch Michael Meuser beteiligt, der im Zusammenhang mit seinem Habilitationsprojekt¹²² damals einen DFG-Antrag zu Männlichkeitsorientierungen vorbereitete. Dieser Projektantrag wurde ein paar Wochen früher bewilligt als unser Hooligan-Projekt, sodass Cornelia Behnke und Peter Loos schließlich in der Geschlechterforschung weitergearbeitet und dort promoviert haben.¹²³

Nachdem Peter Loos seine Mitarbeit im Projekt von Michael Meuser zugesagt hatte, haben er, seine Frau sowie meine Frau, unsere beiden Töchter und ich einen Urlaub in Ligurien in einer alten renovierten Mühle verbracht – auf einem riesigen verwilderten Grundstück. Der Besitzer hatte interessante anarchistische Vorstellungen. Unter anderem besuchten seine Kinder nicht die Schule, sondern wurden in der Familie unterrichtet. Eines Tages kam er, wie häufiger, auf seinem Moped angeknattert, diesmal mit einem Fax-Gerät im Rucksack, und klemmte zwei Drähte an die quer durch die Büsche gelegte Telefonleitung. Aus dem Fax-Gerät surrte eine große freudige Überraschung heraus: der Bewilligungsbescheid der DFG zu unserem Projekt über Hooligans und Rockbands. Frau Becker, meine Sekretärin, hatte uns den Bescheid nachgesendet.

Das war ein schöner Auftakt des Projekts, aber waren denn diese Jugendgruppen oder -cliquen so leicht zu erreichen?

Der Beginn der Kontaktaufnahme mit den Hooligans in Marzahn in den Wirren kurz nach der Wende, an der neben Peter Loos, Klaus Städtler und vor allem Bodo Wild beteiligt waren, gestaltete sich tatsächlich nicht einfach, da die Provokation eine der dominanten Formen der Selbstpräsentation bei den Hooligans war. So wurden die Feldforscher zunächst mit dem Hitler-Gruß konfrontiert, was ihnen später allerdings nie wieder passiert ist.¹²⁴ In einer der Situationen wurden sie vom Leiter des Jugendzentrums gebeten, dieses möglichst schnell zu verlassen, da Gefahr im Verzuge sei. Wie recht dieser hatte, zeigte sich dann darin, dass ich ihn später im Krankenhaus mit einer Messerwunde im Bauch besuchen musste, um mich für seine Voraussicht zu bedanken. Allerdings war dies die Tat eines Einzelgängers und nicht der Hooligans, die nach Ansicht des Jugendarbeiters dies womöglich im Ernstfall sogar verhindert hätten. Nachdem eine Vertrauensbasis mit den Hooligans geschaffen

war, ist vor allem Bodo Wild so weit in die Szene integriert worden, dass er sie bei einigen ihrer Aktionismen begleitet hat. Voraussetzung war, sich im Outfit (welches ihm von der Gruppe zur Verfügung gestellt wurde) anzupassen: u.a. in Stil und Marke des Sweatshirts und der Laufschuhe. Dies hatte dann interessante Konsequenzen: Als Bodo sich während eines Fußballspiels eine Curry-Wurst am Stand besorgen wollte, wurde er in der Warteschlange permanent nach vorne komplimentiert, sodass er sich gar nicht erst ordentlich einzureihen brauchte.

Bodo hat die Hooligans dann auch bei ihren Aktionismen auf dem »Herrentag« begleitet, also zu Christi Himmelfahrt; im Westen spricht man ja vom »Vatertag«. Während ich mit meiner Frau und den Töchtern unterwegs war und wir vom Gegröle der betrunkenen Väter und anderer Männer genervt waren, haben die Hooligans ebendiese provoziert und auch attackiert, wie Bodo berichtete. Dies hatte die Konsequenz, dass Bodo sich mit einer größeren Gruppe von Hooligans bei erheblicher Hitze für Stunden eingesperrt in einem Kastenwagen der Polizei, in der »Grünen Minna«, wiederfand. Im anschließenden Aufenthalt in der Arrestzelle wurde Bodo seitens der Hooligans vorgeschlagen, den Beamten zu erklären, dass er ein Buch über die Szene schreibe. Nachdem er dem Rat gefolgt war, wurde er sofort freigelassen.

Hattest du selbst auch Kontakte zu den Hooligans?

Ja, zur Gruppendiskussion mit der Kerntruppe der Hooligans, den »absoluten Hauern«, wie sie von anderen Gruppen der Szene genannt wurden, hatte ich in mein Büro in Dahlem eingeladen, da sie gerne den »Chef«, also mich, dabei haben wollten. Da einige aus der Gruppe schon von Kolleg*innen standardisiert interviewt worden waren und den Sinn dieser Interviews bezweifelten, ging der eigentlichen Erhebung eine für sich genommen schon sehr interessante (Methoden-) Diskussion voraus, in der wir die zehn Teilnehmer, die in Begleitung eines Kampfhundes erschienen waren, zunächst vom Sinn des Gruppendiskussionsverfahrens überzeugen mussten. Die dann folgende mehr als zweistündige Diskussion selbst zeichnete sich durch große Selbstläufigkeit aus, was sicher auch durch den bereitgestellten Kasten Bier begünstigt wurde.

Kannst du auch etwas zu den Ergebnissen eures Projekts über Hooligans und Rockbands sagen?

Hier ist zu unterscheiden zwischen den Ergebnissen im Bereich der *gegenstandsbezogenen* Theorien, also im jugend- und kriminalsoziologischen Bereich, den Ergebnissen im Hinblick auf die Weiterentwicklung der Grundlagentheorie, also der Praxeologischen Wissenssoziologie und drittens den Erkenntnissen im methodisch-methodologischen Bereich. Sowohl im Hinblick auf den Gegenstand als auch im Bereich der Grundlagen- oder Meta-Theorie

war die Theoriegenerierung unser Ziel. Die *gegenstandsbezogenen* Ergebnisse unseres Projekts betreffen insbesondere den Zusammenhang von Adolezenzkrise und Ausgrenzungs- und Kriminalisierungsprozessen Jugendlicher, hier also vor allem solche im Kontext von Jugendgewalt. Die komparative Analyse zeigte, dass die damals hochaktuelle und dominante These zum Zusammenhang von Desintegrationserfahrungen einerseits und Jugendgewalt andererseits unzureichend respektive falsch ist.¹²⁵ Denn davon waren nicht nur die Hooligans, sondern auch die Jugendlichen der Rockbands betroffen. Auch sie sind in der frühen Jugendphase aus dem dörflichen Umland oder aus den integrierten innerstädtischen Vierteln Ost-Berlins, u.a. dem Prenzlauer Berg, in die Plattenbauten im Osten Berlins übersiedelt. Der wesentliche Unterschied zwischen den gewaltorientierten Hooligans und den Jugendlichen der Rockbands zeigte sich in der unterschiedlichen *Verarbeitung* derartiger Erfahrungen milieuspezifischer Desintegration. Wie vor allem die biografischen Interviews zeigen, fehlte bei den Hooligans in deren Familien eine offene Kommunikation, die auf einer Anerkennung der je besonderen persönlichen Identität relevanter anderer basiert. Diese Soziogenese, also die – in Anführungszeichen – »Erklärung« der unterschiedlichen Praktiken und Orientierungsrahmen der Hooligans und Rockbands wurde auf der Grundlage biografischer Erzählungen und Beschreibungen herausgearbeitet. Ich habe dies als soziogenetische *Interpretation* bezeichnet. In meiner Habilitationsschrift ist die Soziogenese vor allem auf der Grundlage komplexer komparativer Analysen insbesondere zwischen Gymnasiast*innen und Gymnasiasten versus weiblichen und männlichen Gymnasiast*innen herausgearbeitet worden. Ich spreche hier von soziogenetischer *Typenbildung*.¹²⁶

Dem Projekt über Hooligans und Rockbands kommt auch eine Bedeutung für die *methodisch-methodologische* Fortentwicklung zu. Hier ist insbesondere die Methoden-Triangulation zu nennen, die Integration unterschiedlicher methodischer Zugänge, hier: des Gruppendiskussionsverfahrens, der teilnehmenden Beobachtung und des biografischen Interviews. Im Zuge dieses Projekts konnte vor allem der Stellenwert und methodologische Ort der biografischen Interviews innerhalb der Dokumentarischen Methode und auch der Praxeologischen Wissenssoziologie genauer bestimmt werden. Wie bereits dargelegt, sehe ich die Problematik der Arbeit mit Individualinterviews und auch biografischen Interviews darin, dass bei der Identifizierung eines Habitus oder Orientierungsrahmens sehr oft nicht kontrolliert wird, dass der Zugang zu ihm bereits im Zuge der Erhebung und Auswertung ein aspekthafter ist, das heißt ein von vornherein auf einen bestimmten (gesellschaftlichen) Erfahrungsraum, ein bestimmtes Milieu, ein Kollektiv zugeschnittener. Um präziser bestimmen und kontrollieren zu können, welcher Art der kollektive Habitus ist, den wir durch unseren je selektiven kommunikativen Zugang erreichen, sollte in der Auswertung diese Selektivität methodisch dadurch kontrolliert werden, dass wir diejenigen beziehungsweise deren biografische Interviews in eine kompa-

rative Analyse einbeziehen, die sich selbst dem jeweiligen Kollektiv, Milieu oder Erfahrungsraum als zugehörig betrachten. Auf diese Weise kann es gelingen, nicht nur den jeweiligen kollektiven Habitus valider zu bestimmen, sondern auch Einblicke in dessen Soziogenese zu gewinnen. Eine weitergehende Validierung bezieht dann biografische Interviews mit den Angehörigen anderer Kollektive kontrastierend mit ein. Diese Wege sind wir im Rahmen unserer Studie zu Hooligans und Rockbands zum ersten Mal gegangen.

Bisher bist du auf Ergebnisse im Bereich der Jugendtheorien und der Theorien zur Jugendkriminalität und Jugendgewalt, also der gegenstandsbezogenen Theorien, eingegangen sowie auf die Methodenentwicklung. Du hattest aber auch noch die Grundlagentheorie erwähnt.

Was die Bedeutung der Untersuchung für die *Meta-Theorie*, die meta- oder grundlagentheoretischen Kategorien, anbetrifft, so konnten bei den Hooligans und den Jugendlichen der Rockbands sehr unterschiedliche Wege der Suche nach (Milieu-) Zugehörigkeit rekonstruiert werden. Beiden gemeinsam ist ein für die Adoleszenzphase typischer *aktionistischer*, d.h. nicht zweckrationaler, Charakter dieser Suche und der damit verbundenen interaktiven Praktiken. Der Begriff des Aktionismus wurde in dieser Studie geprägt.¹²⁷ Bei den Rockbands basierte die aktionistische Suche nach gemeinsamen Stilen auf einer kommunikativen Verständigung auf der Grundlage einer wechselseitigen Perspektivenübernahme und einer wechselseitigen Anerkennung der persönlichen Identität. Eine gemeinsame Praxis und allmählich auch eine *habituelle Übereinstimmung* im Bereich musikalischer Stile, eine »stilistische Einfindung«, wie Burkhard Schäffer es genannt hat, wurden auf dieser Grundlage etabliert.¹²⁸

Demgegenüber mussten bei den Hooligans eine gemeinsame Praxis und Formen der Zusammengehörigkeit und Zugehörigkeit gleichsam erzwungen werden. Aus der selbst initiierten Verstrickung in die Handlungszwänge des »Fight«, der »Randale« resultiert – angesichts der selbst provozierten körperlichen Gewalt des Gegners – ein Aufeinander-Angewiesen-Sein (eine episodale Schicksalsgemeinschaft), welche eine elementar ansetzende Kollektivität untereinander durch den äußeren Druck zur *kollektiven Gegenwehr* generiert oder eben erzwingt. Gestützt werden derartige prekäre Formen der Zusammengehörigkeit durch die Orientierung an imaginären oder fiktiven Zugehörigkeiten, wie sie bei den Hooligans im Begriff des »Nationalstolz« ihren Ausdruck finden.

Welche Bedeutung haben denn derartige Ideologien?

Derartige Ideologien haben hier ja den Charakter fiktiver Zugehörigkeiten im Sinne imaginärer Erfahrungsräume. Diese stehen primär im Dienst eines durch Provokation initiierten Aktionismus und der auf diesem Wege sich konstituie-

renden situativen oder »episodalen« Schicksalsgemeinschaft. Der praxeologisch geschulte Blick lässt erkennen, dass es sich nicht umgekehrt verhält. Der Aktionismus, der Kampf steht nicht im Dienst einer durch politische Überzeugungen oder Theorien bereits etablierten Gemeinschaft. Es ist ein Irrtum des überwiegenden Teils der Jugendtheorien, wenn diese (in Übereinstimmung mit dem Common Sense) die Aktionismen jugendlicher Szenen und auch der Hooligans aus (rechten) Ideologien (deduktiv) abzuleiten suchen, ohne deren komplexe Funktion im Kontext der Praxis zu beachten. Ideologien alleine sind nicht in der Lage, Zugehörigkeit und Gemeinschaftlichkeit zu etablieren. Im Fall der Hooligans ist es die durch das Spiel mit ideologischen Provokationen initiierte Praxis des Kampfes, aus der heraus sich, wenn sie gelingt, Zugehörigkeiten zu etablieren vermögen. Der Kampf ist also nicht einseitig als das Resultat unangereifter politischer Fiktionen zu verstehen. Vielmehr haben diese primär die Funktion, Konfrontationen und kämpferische Aktionismen zu provozieren, welche ihrerseits, das heißt aus ihren Eigengesetzlichkeiten heraus, dann Zugehörigkeiten zu konstituieren vermögen.

Ich vermute, dass derartige Einsichten auch dabei hilfreich sein können, aktuelle politische Aktionismen seitens der »rechten Szene« genauer zu verstehen (wobei dieser Begriff allerdings bereits eine Homogenität impliziert, die in diesem Fall nicht zutreffend ist). Ich meine unter anderem die Besetzung des Eingangsbereichs des Reichstags in Berlin durch eine kleine heterogene Gruppe am Rande der Demonstration gegen die Schutzmaßnahmen und Kontaktverbote im Zusammenhang mit der Corona-Krise. Ich denke, es führt in die falsche Richtung, tiefergehend über die symbolisch-ideologische Bedeutung beispielsweise der Reichskriegsflagge und allgemein des Begriffs der Reichsbürger zu spekulieren. Ich denke, es geht hier primordial um eine Provokation, die Entrüstung und Besorgnis und schließlich auch Aggression und womöglich Hass auf Seiten der Mehrheit der Bevölkerung entstehen lässt, um dann vor diesem Hintergrund eine Zusammengehörigkeit und Zugehörigkeit unter denjenigen zu produzieren, denen ansonsten jenseits einer diffusen ablehnenden Haltung der etablierten Politik eben wenig gemeinsam ist. Eine auf diese Weise konstituierte Zusammengehörigkeit ist die denkbar voraussetzungsloseste – sowohl was die hierfür notwendigen kommunikativen Kompetenzen anbetrifft, als auch im Hinblick auf eine Einbindung in gemeinsame Traditionen, inklusive historischen Bewusstseins. Im Sinne der Provokation waren diese Aktionismen ja leider außerordentlich erfolgreich (und dies gilt ja bereits für die Art von Provokation, wie diese aus der Teilnahme an der Demonstration selbst resultiert). Der Provokation wurde mit einem tiefen Ernst begegnet, welcher in ihnen eine Gefahr für unsere Demokratie sehen will. Es ist aber genau diese Reaktion, welche aus der Perspektive der Akteur*innen den Erfolg ihres Aktionismus ausmacht.

Bei der Erstürmung des Capitols funktionierte es ja ähnlich. – Wenn wir jetzt aber noch einmal zum Projekt über die Hooligans und Rockbands zurückkehren: Wo siehst du denn, was die Ergebnisse anbetrifft, die Beziehung zum Erlanger Projekt beziehungsweise zu deinem Habilitationsprojekt?

Die Grundbegriffe oder metatheoretischen Kategorien einer *Suche nach Milieugehörigkeit* und nach *habituellem Übereinstimmung* sowie auch die Kategorie des *Aktionismus* und diejenige der *episodalen Schicksalsgemeinschaft* konnten im Projekt der Hooligans und Rockbands generiert, also neu gewonnen werden. Dabei konnten wir an den Milieubegriff anschließen, welcher bereits in meiner Habilitationsschrift in Ansätzen ausgearbeitet worden war – im Anschluss an den Begriff des konjunktiven Erfahrungsraums bei Mannheim und an seinen Generationenbegriff. Zu dessen Ausarbeitung haben ja neben deinen eigenen auch die Arbeiten von Burkhard Schäffer wesentlich beigetragen.¹²⁹

Auch das Stufenmodell der Adoleszenzentwicklung, die sogenannte Entwicklungstypik, bei Jugendlichen in der Berufsausbildung war im Projekt in Kleinstadt und Dorf, also in meiner Habilitationsschrift, in seinen wesentlichen Komponenten und Stadien bereits herausgearbeitet worden und konnte nun im Vergleich, im maximalen Kontrast, mit der Metropole Berlin bestätigt werden. Im Zentrum steht dabei die Adoleszenzkrise, die von mir sogenannte *Negativphase*, welche aus den Erfahrungen der Monotonie des Arbeitsalltags resultiert. Über diese Besonderheiten der Adoleszenzkrise bei den arbeitenden Jugendlichen, die ja auch zu den sogenannten bildungsfernen Milieus gezählt werden, war bis dahin kaum etwas bekannt. Wesentlich für die Unterschiede zwischen der Adoleszenzkrise bei den ›bildungsnahen‹ Milieus, den Gymnasiast*innen, und derjenigen in den ›bildungsfernen‹ Milieus sind die in der Praxis der Lebensorientierungen und in den eigenen Zukunftsvorstellungen und Biografiekonstruktionen verankerten Unterschiede der Zeitlichkeit.¹³⁰ Diese Unterschiede werden in der Bildungsforschung bis heute in ihrer Tragweite nicht erkannt.

Könntest du deine Gedanken zur »Zeitlichkeit« an dieser Stelle nochmal erläutern?

Auf der Grundlage unserer Gruppendiskussionen im Erlanger Projekt hatte ich zwischen *theoretisch-reflexiven* Bildungsprozessen beziehungsweise der *theoretischen Individuierung* bei den Gymnasiastinnen und Gymnasiasten gesprochen und sie von den *praktischen Bildungsprozessen* beziehungsweise der *praktischen Individuierung* bei den Auszubildenden unterschieden.¹³¹ Wir konnten bei den Gymnasiasten und Gymnasiastinnen ein gedankenexperimentelles, theoretisch-reflexives Durchspielen von zukünftigen berufsbioграфisch relevanten Entscheidungssituationen beobachten, beispielsweise gedanken-

akrobatische Überlegungen zur Studienfinanzierung durch ein Stipendium, welches sich selbst zurückzahlt.

Demgegenüber wurden bei den arbeitenden Jugendlichen in dem Alter, in dem man eine Antizipation der beruflichen Ausbildungssituationen, die für die Jugendlichen von erheblicher Tragweite sind, erwarten würde, entsprechende berufsbiografisch relevante Orientierungen *suspendiert*. Dahingehende Fragen der Diskussionsleitung wurden regelrecht abgeblockt. Ich habe deshalb von der »Suspendierungsphase« gesprochen. Die Jugendlichen finden sich dann am Ende der Schulzeit nach einer spontanen »Entscheidung« die nun unter Druck getroffen werden musste, plötzlich in der biografischen Verlaufsentwicklung ihrer ersten beruflichen Praxis wieder, die sie erst jetzt – retrospektiv – in ihrer Tragweite, in ihrer Bedeutung für das eigene Leben erkennen, während sie bereits in deren praktischer Durchführung stehen. Wir haben es in dem Sinne mit *praktischen* Bildungsprozessen und einer *praktischen* Individuierung zu tun.

Die fehlende Antizipation der beruflichen Praxis und der damit verbundenen Probleme führt dazu, dass diese erste – retrospektive – Reflexion auf berufsbiografisch relevante Verläufe sogleich mit einer tiefgreifenden Ent-Täuschung verbunden ist. Ich spreche von der *Ent-Täuschungsphase*. Diese mündet – angesichts der fehlenden Antizipation von ernsthaften Alternativen – in eine Phase der Negation berufsbiografischer und schließlich ganz allgemein biografischer Perspektiven. Diese *Negationsphase* ist mit ungerichteten Suchprozessen verbunden, welche sich – weit entfernt von Modellen zweckrationalen Handelns – in Form von *Aktionismen* vollziehen, die sowohl produktiv als auch – was den Alkohol- und Drogenkonsum oder auch Gewaltexzesse anbetrifft – zerstörerisch oder auch beides zugleich sein können und ihren Ausdruck unter anderem in Formen jugendlicher Devianz finden. In jedem Fall aber stiften sie situativ Gemeinsamkeit. Die Spannbreite dieser Aktionismen reicht von den dörflichen Saufgelagen der arbeitenden Jugendlichen in den Dörfern in Nordbayern während und auch außerhalb der jahreszyklischen Feste über das probehafte dilettantische Zusammenspiel bei den Rockbands bis hin zur Randalie und zum »Fight« der Hooligans. Bei letzteren finden sich auch Ansätze einer Explikation dieser aus der Ent-Täuschung über den Berufsalltag resultierenden *episodalen Negation der Alltagsexistenz*, wenn sie etwa davon sprechen, dass es durch die Aktionismen des Fight darum geht, »vom Leben abzuschalten«, aus dem »Rhythmus rauszukommen«.

Und damit liegen ja dann auch Bezüge zur Kriminalsoziologie auf der Hand?

Ja, in den Besonderheiten der Adoleszenzkrise bei den (männlichen) berufstätigen Jugendlichen mit ihrer Negationsphase sind auch Erklärungen für die sogenannte Episodenhaftigkeit der Jugendkriminalität zu suchen, die mich be-

reits in meiner Diplomarbeit beschäftigt hatte. Männliche und vor allem berufstätige Jugendliche sind, wie erwähnt, in einer episodalen Phase – und nur in dieser – in der polizeilichen und gerichtlichen Kriminalstatistik seit Beginn des 20. Jahrhunderts in eklatanter Weise überrepräsentiert. Damals zu Beginn unserer Berliner Untersuchungen, also in den 1990er Jahren, lagen keine tiefergreifenden, d.h. über den Common Sense hinausreichenden, Erklärungsmodelle dazu vor. Aufgrund unserer Einblicke in die »Negationsphase« bei den arbeitenden Jugendlichen konnte ein derartiges Erklärungsmodell zumindest in Ansätzen erarbeitet werden.

Das Projekt über Jugendliche türkischer Herkunft

Konntest du mit deinem nächsten DFG-Projekt, dem Projekt über Jugendliche türkischer Herkunft, dann hier anschließen?

Ja, die Bedeutung der Entwicklungstypik und mit ihr der Adoleszenzkrise, der Negationsphase, bestätigte sich auch im Anschlussprojekt zu Kriminalisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen bei Jugendlichen türkischer Herkunft, dessen Antrag ich dann mit Unterstützung von Arnd-Michael Nohl ausgearbeitet habe, der sehr gut Türkisch sprach. Auch hier konzentrierten wir uns auf die männlichen Jugendlichen aus den sogenannten bildungsfernen Milieus (aber auch hier wurden Gymnasiasten und auch Gruppen von Mädchen und jungen Frauen türkischer Herkunft als Vergleichshorizont einbezogen). Die besondere gesellschaftliche Lagerung bei den Jugendlichen türkischer Herkunft, die wir auch als »Migrationslagerung« bezeichnet haben, ist durch die »Sphärendifferenz«, d.h. die Differenz respektive Diskrepanz zwischen »innerer«, also familialer und verwandtschaftlicher, und »äußerer«, also öffentlicher Sphäre strukturiert.¹³² Es ist dieses Orientierungsproblem, welches die Adoleszenzkrise bei Jugendlichen türkischer Herkunft bestimmt. Deren unterschiedliche Milieus, also Typen, lassen sich als unterschiedliche Bearbeitungen dieses Problems der Sphärendifferenz verstehen. In der Sprache der Dokumentarischen Methode handelt es sich bei dem Problem der Sphärendifferenz um die »Basistypik« bei den Jugendlichen mit einer Migrationsgeschichte. Innerhalb der von uns untersuchten Jugendlichen aus den sogen. bildungsfernen Milieus, also solchen, die sich nicht auf den Weg des Bildungsaufstiegs begeben hatten, ließ sich somit ein Spektrum unterschiedlicher Milieus ausdifferenzieren, von der eher links orientierten Breakdance-Szene bis zur rechts orientierten Szene.¹³³ Was letztere anbetrifft, so war der Zugang sehr schwierig.

Kannst du dafür einmal ein Beispiel bringen?

Eine dieser Gruppen, zu der Aglaja Przyborski und Peter Loos als Projektmitarbeiter*innen den Kontakt hergestellt hatten, stellte – in dieser Hinsicht den Hooligans nicht unähnlich – für ihre Teilnahme an einer Gruppendiskussion die Bedingung, dass der Chef dabei anwesend sein müsse. Sie nutzten dann die Gelegenheit, mir zu erklären, dass »deutsche Männer« für sie keine Männer seien. Dabei ging es offensichtlich um die »Ehre des Mannes«, ein Phänomen, dem in unseren Analysen und Veröffentlichungen später eine zentrale Bedeutung zukam.¹³⁴ Wie in ihren Erzählungen und Beschreibungen (und auch in denen anderer Gruppen) sich dokumentiert, wird den deutschen Männern die Ehre vor allem deshalb abgesprochen, weil sie es beispielsweise erlauben, dass die Ehefrau mit Arbeitskollegen essen geht und sich somit in einer Art und Weise in der Öffentlichkeit bewegt, die anderen Männern Gelegenheit bietet, die Grenze zur inneren Sphäre zu überschreiten. Mehr noch wird ihnen die Ehre bereits dann abgesprochen, wenn sie diese Grenzziehung überhaupt zum Gegenstand der Verhandlung mit ihren Frauen werden lassen.

Diese Argumentation wie auch eine Erzählung, in der drastisch berichtet wurde, wie die Jugendlichen angesichts des »Versagens« der deutschen Männer sich berechtigt sehen, deren »Schwäche« in einer Weise auszunutzen, die einer Vergewaltigung sehr nahekommt, war darauf zugeschnitten, mich zu provozieren und auf diese Weise auch meine Ehre als deutscher Mann zu testen. Als pflichtbewusster Feldforscher habe ich meine »Ehre« zunächst zurückgestellt zugunsten der Richtlinien der Initiierung und Leitung von Gruppendiskussionen, indem ich zunächst darauf verzichtet habe, selbst Propositionen einzubringen.¹³⁵ Am Ende der Diskussion habe ich mir dann aber Zeit genommen, um – mit Unterstützung von Aglaja und Peter – meine Vorstellung in Bezug auf die Beziehung zu meiner Frau und die Erziehung meiner beiden Töchter beispielhaft zu erläutern.

War denn die Ehre des Mannes oder waren allgemein die Geschlechterverhältnisse von zentraler Bedeutung für eure Ergebnisse beziehungsweise die Typenbildung?

Die Geschlechterverhältnisse stellen ja nur eine Dimension der von uns ausdifferenzierten Typen dar. Diese Dimension eignet sich aber besonders gut, um die Typen in aller Kürze zu skizzieren. Den Milieutypus, dem die eben erwähnte Gruppe zuzuordnen ist, haben wir als denjenigen der »Exklusivität der inneren Sphäre« bezeichnet. Das bedeutet, dass andere moralische Vorstellungen als diejenigen, die der inneren Sphären entsprechen und zu denen eben auch die Ehre des Mannes gehört, nicht toleriert werden. Beim Typus der »Primordialität der inneren Sphäre« bildet der zur inneren Sphäre gehörende Modus der Sozialität, Moral und Identitätskonstitution zwar auch den primären

Orientierungsrahmen. Gleichwohl tolerieren die jungen Männer andersartige, also der äußeren Sphäre attribuierte, Orientierungen und moralische Vorstellungen. Die Jugendlichen des Milieutypus der »Sphären(dif)fusion« stehen zwischen beiden Sphären. Dies dokumentiert sich beispielsweise darin, dass es zur begrifflichen Verwirrung kommt, indem auf Phänomene, die eher die »Ehre« (des Mannes), also die innere Sphäre, betreffen, mit dem Begriff der »Eifersucht« Bezug genommen wird und umgekehrt. Die Jugendlichen des Typus der »Suche nach einer dritten Sphäre«, zu der unter anderem die Breakdancer gehören, die zum Teil eine beachtliche mediale Karriere erfahren haben, orientierten sich demgegenüber weder an dem tradierten Modus der inneren Sphäre noch an der Moral der äußeren Sphäre mit den dazugehörigen Orientierungen an den institutionalisierten Ablaufmustern von Ausbildung und Beruf.

In welcher Hinsicht war dies denn von Relevanz für die Kriminologie oder Kriminalsoziologie?

Wie die von mir knapp skizzierte Typenbildung bereits nahelegt, hatten unsere Ergebnisse durchaus Relevanz für den kriminologischen oder kriminalsoziologischen Diskurs. Schließlich sind es die für die Adoleszenzentwicklung typischen Konflikte mit der Sphärendifferenz, welche zu Aktionismen im Sinne der in Berlin damals berüchtigten Bandenbildungen führten. Aber die im Antrag noch dominante kriminalsoziologische Komponente trat schließlich im Zuge der Diskussion unserer Ergebnisse in den Hintergrund zu Gunsten des Diskurses der Migrations- und teilweise der Genderforschung. Das hängt ja davon ab, in welchem Kontext, welchem Diskurs wir die Ergebnisse präsentieren wollten. Der Migrationsdiskurs war damals sehr aktuell. Und was die Migrationsforschung anbetrifft, so kamen im Kontext der Dissertation von Arnd-Michael Nohl zu den Berliner Gruppendiskussionen noch jene hinzu, die er mit Jugendlichen in Ankara geführt hat.¹³⁶ In dieser komparativen Analyse wurde sichtbar, dass das Problem der Sphärendifferenz durch die Migration nicht entstanden, sondern lediglich verschärft worden ist. Denn dieses Phänomen zeigte sich auch in spezifischen »bildungsfernen« Milieus in Ankara, die ihre Wurzeln in der dörflichen Kultur hatten.

Gab es noch weitere Dissertationen mit direktem Bezug auf euer Projekt?

Arnd-Michael Nohl hatte ja eine Stelle an meinem Arbeitsbereich. Die Dissertation von Wivian Weller aus Brasilien ist zwar im theoretischen und methodischen Bezug zu beiden DFG-Projekten entstanden, war aber vollständig autonom, was die forschungspraktische Organisation und ihre Finanzierung anbetrifft.¹³⁷ Wivian war auch bei unseren Treffen in der Villa Fohrde dabei. Sie hat die HipHop-Szenen von schwarzen Jugendlichen in São Paulo mit derjeni-

gen von Jugendlichen türkischer Herkunft in Berlin verglichen. Zum einen unter dem Gesichtspunkt von Diskriminierungserfahrungen respektive milieu- oder klassenspezifischen Auseinandersetzungen und zum anderen im Hinblick auf die generationsbezogene Selbstverortung der Jugendlichen. In beiderlei Hinsicht zeigten sich einige Gemeinsamkeiten in den beiden lokalen kulturellen Kontexten in Berlin und São Paulo, die jedoch durch kulturtypische Unterschiede überlagert und modifiziert werden.

In São Paulo hat Wivian ihre Feldforschung auf der Grundlage von teilnehmender Beobachtung, Gruppendiskussionen und biografischen Interviews in einer der größten Plattenbausiedlungen Brasiliens durchgeführt (mit einer Einwohnerzahl, die derjenigen von Nürnberg entspricht). Der enorme Mut, der dafür notwendig war, lässt sich vielleicht daran verdeutlichen, dass sie gleich bei einem ihrer ersten Besuche an der Haltestelle des Stadtbusses mit den Leichen von Drogenabhängigen konfrontiert wurde, die von Drogendealern erschossen worden waren.¹³⁸

Das Format der Forschungswerkstatt

Mit Wivians Forschung kommen wir wieder zu deiner Forschungswerkstatt. Wie bist du denn überhaupt zu diesem Format gekommen und was ist für dich das Besondere daran?

Ja, meine derart starke Präferenz für das Format der Forschungswerkstatt ist wohl erklärungsbedürftig. Ich hatte in Erlangen eine Forschungswerkstatt bereits seit Mitte der 1980er Jahre angeboten. Die beiden Direktoren des Instituts für Soziologie, Mangold und Matthes, haben dieses Prinzip der Lehrforschung zwar befürwortet – allerdings nicht unter diesem Namen. Ich habe es dann als »Neue Arbeiten qualitativer Forschung« bezeichnet. In Berlin war im Rahmen des Curriculums des Zusatzstudiums eine »Supervision studentischer Projekte« vorgesehen. Im Rahmen allgemeiner Änderungen am Curriculum habe ich dann in Diskussionen mit dem Kollegen Hans Oswald den Begriff Forschungswerkstatt eingeführt.

Eher vordergründig betrachtet, ist meine Präferenz für die Forschungswerkstatt in meiner Erfahrung und Überzeugung begründet, dass, da es sich bei Methoden um eine Praxis handelt, ihre adäquate Vermittlung und Aneignung letztlich nur in der Praxis möglich ist. Etwas tiefer angesetzt, geht es mir um die Einheit von Forschung und Lehre oder um forschendes Lernen. Dies ist für mich das Leitprinzip meines Verhältnisses zu den Studierenden. Und dieses ist für mich nur dann erreichbar, wenn auch die Studierenden wirklich als Forschende Anerkennung finden. Das bedeutet wiederum, gemeinsam an einer Sache zu arbeiten und dies in einer Art und Weise, bei der die Lehrenden

nicht schon von vornherein besser wissen, was die Lösung respektive das Ergebnis ist. Für mich ist dies auch der Weg, den permanenten Prüfungscharakter konventioneller Seminare mit seinen entsprechenden Degradierungs- und Gradierungspotentialen und auch Selbstinszenierungs-Zwängen zu vermeiden beziehungsweise weitgehend zu begrenzen.

Damit bestimmt dann auch nicht das abfragbare Wissen die Kommunikation, sondern die gemeinsame Bewältigung von Herausforderungen auf der Grundlage einer Aneignung von Reflexionspotentialen und Methoden, die sich immer aufs Neue zu bewähren haben. Die Studierenden wirklich als Forschende anzuerkennen, bedeutet, sie in dieser Weise ernst zu nehmen. Wenn mir von Teilnehmer*innen – und gerade von denen, die im Beratungs- oder Therapiebereich, also in zentraler Weise kommunikativ, tätig sind – eine, wie sie es nennen, »wertschätzende« Haltung bestätigt wird, so ist wohl vor allem dies gemeint. Schließlich ist in Forschungswerkstätten, wenn es wirklich gelingt, gemeinsam an einer Sache zu arbeiten, wenig Raum für akademische Selbstinszenierungen. Dort, wo vor allem Referate im Zentrum stehen, werden derartige Praktiken oft nicht nur eingeübt, sondern treten in den Vordergrund. Wie ja schon angesprochen, sind es diese Selbstinszenierungen, die für mich eine der Komponenten ausmachen, aufgrund derer mir die akademischen Diskurse in gewissem Maße immer fremd geblieben sind.

Damit der Stil der Kommunikation in den Forschungswerkstätten sich von dem in konventionellen Seminaren bereits eingeübten und teilweise auch verfestigten zu unterscheiden vermag, bedarf es einer Sozialisation, einer Einfindung in ein Milieu, in einen konjunktiven Erfahrungsraum. Gemeinsam an einer Sache arbeiten, also forschen zu können, setzt einen großen Aufwand im Bereich der Vorbereitung voraus. Alle müssen sich immer aufs Neue mit den grundlegenden Daten, also Transkripten, Bildern etc., und den Interpretationen vertraut machen, die von einer/einem von ihnen vorgelegt worden sind. Im Unterschied zu anderen Seminar-Veranstaltungen ist eine Beteiligung am Diskurs ohne eine Vorbereitung nicht nur weniger, sondern gar nicht sinnvoll und belastend für die gemeinsame Arbeit der anderen.

Diese Vorbereitung ist allerdings recht aufwändig, wie ich noch in Erinnerung habe.

Ja, der Aufwand für die Vorbereitung ist im Vergleich zu anderen Seminarformaten schon deshalb deutlich erhöht, weil sich aufgrund der transdisziplinären oder fachübergreifenden Zusammensetzung einige der Teilnehmer*innen immer mit Bereichen (sozial-) wissenschaftlicher Forschung auseinandersetzen müssen, mit denen sie selbst wenig vertraut sind. Zumindest gilt dies für meine eigenen Forschungswerkstätten. Das Methodische wird aber gerade dort in seinen Prinzipien und Möglichkeiten erkennbar, wo es sich an ganz unterschiedlichen Gegenstandsbereichen und Fragestellungen zu bewähren vermag. Na-

türlich ist der Aufwand für die Vorbereitung auch für mich selbst enorm hoch, mindestens das Doppelte, oft sogar das Dreifache dessen, was in normale, auf Lektüre basierende, Seminare zu investieren ist. Auch mit den üblichen Doktoranden-Kolloquien ist dies keineswegs zu vergleichen. Von den Teilnehmer*innen wird dies wohl nicht immer so eingeschätzt. Ich habe oft den Eindruck, dass manche denken, ich schüttele die Interpretationen aus dem Ärmel.

Da muss ich widersprechen – ich erinnere mich, dass in meinem Jahrgang der Forschungswerkstatt unter uns Teilnehmenden Konsens darüber herrschte, dass man nicht hoch genug schätzen kann, wie du dich in unsere »Fälle« hineinvertieft hast – bis zur schriftlichen Mit-Bearbeitung der Fälle – und uns nicht mit blitzschnell im Seminar hingeworfenen Interpretationen überrumpelt hast.

Ich meine damit nicht, dass meine Interpretationen nicht als adäquat wahrgenommen werden, sondern dass nicht eingeschätzt und geschätzt wird, welcher Arbeitsaufwand auch für mich damit verbunden ist. Aber vielleicht trifft dies auch eher für die Forschungswerkstätten zu, in denen die Teilnehmenden sich untereinander und auch mich persönlich nicht oder kaum kennen, wie dies für den Bundesweiten Methodenworkshop in Magdeburg gilt, auf den wir vielleicht später noch zu sprechen kommen.

Die Berliner Forschungswerkstatt und ihre Projekte

Da du ja schon mehrmals dein Interesse an den Teilnehmer*innen meiner Forschungswerkstatt bekundet hast, von denen du ja nur einige auch persönlich kennengelernt hast, habe ich mir einige Unterlagen aus meiner Berliner Forschungswerkstatt noch einmal angeschaut. Im Folgenden werde ich nur auf Dissertationen und Habilitationsschriften eingehen und in der Regel nur auf solche, die zur Veröffentlichung gebracht worden sind. Es fällt mir schwer, hieraus noch einmal eine Auswahl zu treffen, sodass die Liste doch relativ lang wird. Ich werde auf die Arbeiten in der Reihenfolge ihres Veröffentlichungsjahres zu sprechen kommen und habe mir dafür ein paar Notizen gemacht. Die chronologische Reihenfolge vermittelt auch einen gewissen, wenn auch nicht immer genauen, Eindruck von der jeweiligen Zusammensetzung der Forschungswerkstatt, also davon, welche Arbeiten im Diskussionszusammenhang der Forschungswerkstatt in denselben Sitzungen diskutiert worden sind.

Ich kann mir vorstellen, dass dadurch auch die Vielfalt der Forschungsfelder und Fachgebiete sichtbar werden kann, die in der Forschungswerkstatt verhandelt worden sind.

Ja genau. Die teils mehr, teils weniger ausgeprägte Heterogenität der Forschungsfelder und Fachgebiete habe ich in der Forschungswerkstatt ja immer angestrebt. Ein wenig ausführlicher möchte ich unter anderem auf solche Arbeiten eingehen, die aus dem Bereich der Sozialwissenschaften herausfallen. Denn diese sind unter dem Aspekt der Transdisziplinarität oder in dem Fall eigentlich der Interdisziplinarität besonders interessant.

Es fällt auf, dass du zumeist den Begriff der »Transdisziplinarität« verwendest und seltener denjenigen der »Interdisziplinarität«. Vielleicht könntest Du kurz darauf eingehen?

Ja, ich verstehe sozialwissenschaftliche empirische Methoden – wenn sie ihrem Anspruch gerecht werden wollen – als Verfahren, die über die Grenzen unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Disziplinen hinweg Gültigkeit haben, da Sozialwissenschaften per definitionem empirische Wissenschaften sind. In diesem Sinne setzt die Etablierung eines »Zusatzstudiums Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften« ja auch schon voraus, dass es eine Transdisziplinarität der zu vermittelnden Methoden gibt. Der Begriff der »Interdisziplinarität« impliziert demgegenüber eher, dass man von dem ausgeht, was den Disziplinen jeweils eigen ist und angesichts dieser Unterschiede die Verständigung sucht. In dem Sinne haben wir es dort, wo etwa die Medizin, die Informatik, die Rechtswissenschaft oder auch die Theologie sich um die Adaption qualitativer Methoden bemühen, dann mit Interdisziplinarität zu tun. Ich würde später gerne hierauf an Beispielen noch genauer eingehen.

Zu den ersten Arbeiten meiner Berliner Forschungswerkstatt zählen die Dissertationen von Burkhard Schäffer und Bodo Wild sowie Iris Nentwig-Gesemann, die zwischen 1996 und 1999 veröffentlicht worden sind.¹³⁹ Sie sind formell dem Bereich der Erziehungswissenschaft zugeordnet. Während die ersteren beiden im Zusammenhang des Projekts über Hooligans und Rockbands entstanden sind und ich bereits darauf eingegangen bin, trifft dies für die Arbeit von Iris Nentwig-Gesemann nicht zu. Iris hat in einer eigenständigen Analyse der Krippenerziehung in der DDR drei unterschiedliche Typen des handlungspraktischen Umgangs mit den normativen Anforderungen der staatlich verordneten Erziehungsprogrammatis herausgearbeitet. Entgegen vielen Vorurteilen – auch in der sozialwissenschaftlichen Literatur – konnte sie zeigen, dass in etlichen Bereichen, insbesondere in den kleinen und den dörflichen Krippen, die Praxis weit entfernt war von den staatlichen Vorgaben. Du selbst hast ja mit deinen Töchtern umfangreiche persönliche Erfahrungen mit den Krippen in der DDR gemacht.

Ja, das stimmt. Und auch ich habe die Erkenntnis gewonnen, dass die Programmatik in der alltäglichen Praxis zunächst an der Wandzeitung existierte. Und es gibt ein kuriose Erlebnis: Ich war eine Zeit lang im Beirat des Kindergartens (fürs Essen zuständig!) und es ging in einer Sitzung darum, dass sich die Kinder vor allem an ihren Geburtstagen als Individuum fühlen dürfen und ansonsten aber lernen sollen, Teil des Kollektivs zu sein. Darüber habe ich mich mächtig aufgeregt und mit der Leiterin gestritten und erst nicht verstanden, warum mich eine Erzieherin unter dem Tisch leicht schubste: Sie wollte andeuten, dass niemand solche Programme in die Tat umsetzt, und ich solle nicht schlafende Hunde wecken. Dieser Konflikt mit der Leiterin aus der älteren Generation wurde einfach »übergangen«.

An ähnliche Konflikte knüpfst du ja auch in deiner soziologischen Habilitationsschrift an, die du in die Forschungswerkstatt eingebracht hast.¹⁴⁰ Sie basiert auf (berufs-)biografischen Interviews mit den Vertreter*innen der Soziologie in der DDR, deren Interpretationen wir in der Forschungswerkstatt diskutiert haben. Du differenzierst vier beziehungsweise fünf Typen von Generationsgestalten nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Zusammenbruch der DDR. In Anknüpfung an die Unterscheidung zwischen der kommunikativen und konjunktiven Ebene bei Mannheim kommst du zu dem Ergebnis, dass auf der kommunikativen Ebene, also derjenigen des *explizit Dokumentierten*, die ideologischen Prämissen der Gründergeneration der DDR-Soziologie *scheinbar* bis zu ihrem Ende dominant blieben. Demgegenüber eröffnet dein eigener empirischer Zugang zu den Erzählungen und Beschreibungen der Alltagspraxis der *Schüler*innen* der Gründergeneration jedoch, dass deren Praxis und deren konjunktive Erfahrungsräume sich von denjenigen der Gründer grundsätzlich unterschieden.¹⁴¹ Zugleich kannst du aber auch herausarbeiten, dass das interaktive Verhältnis der jüngeren zur jeweils älteren Generation immer wieder in ähnlicher Weise *geschlechtsspezifisch* geprägt ist. Die Generationstypik wird also überlagert oder modifiziert durch die Geschlechtstypik oder umgekehrt, und du bist auf diese Weise zu einer mehrdimensionalen Typenbildung gelangt.

Aber es soll jetzt nicht um meine Habilitationsschrift gehen, sondern um deine Forschungswerkstatt.

Das ist aber doch auch ein Beispiel aus der Forschungswerkstatt. Und deine Teilnahme ist im Übrigen ja auch ein Beispiel dafür, dass der Zugang zu ihr nicht von Formalia abhängig war. Denn dein Habilitationsverfahren war an der Universität Kassel in der Soziologie angesiedelt. An meiner Forschungswerkstatt nahmen nicht nur Doktorand*innen aus dem Zusatzstudium und auch nicht nur der FU teil, sondern auch Doktorand*innen und teilweise Habilitand*innen aus dem gesamten Bundesgebiet und auch dem Ausland. In die

Seminare des Zusatzstudiums habe ich auch Studierende aus dem Hauptstudium aufgenommen. So erinnere ich mich unter anderem an *Christine Wiezorek*, die im Seminar »Theoretische Grundlagen und klassische Studien der qualitativen Sozialforschung«, in dem es um die verschiedenen Generationen der Chicagoer Schule ging, über »The Taxi Dance Hall« von Paul Cressey referiert hat. Sie hat dann danach ihre empirische Diplomarbeit (gemeinsam mit Sylvia Thürich) zum Thema »Adoleszenzkrise und Jugendkriminalität« verfasst. Und obwohl nach der Studienordnung des Zusatzstudiums »Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften« lediglich examinierte Studierende der *Sozialwissenschaften* zugelassen werden durften, haben wir beziehungsweise habe ich als Verantwortlicher beispielsweise auch graduierte Studierende aus der Rechtswissenschaft, der Informatik und der Medizin aufgenommen, die dann auch an meiner Forschungswerkstatt teilnahmen.

So hat beispielsweise auch *Heike Stach* aus dem Bereich der Informatik in den 1990er Jahren am Zusatzstudium und auch an meiner Berliner Forschungswerkstatt teilgenommen. Ich war Zweitbetreuer ihrer Dissertation, die dann 2001 unter dem Titel: »Zwischen Organismus und Notation. Zur kulturellen Konstruktion des Computer-Programms« mit einem Geleitwort von mir veröffentlicht worden ist.¹⁴² Vielleicht sollte ich hierauf ein wenig genauer eingehen, um einen Einblick in die Komplexität derartiger interdisziplinärer Betreuungen zu geben: Wir haben in der Forschungswerkstatt u.a. Texte von John von Neumann, einem der Begründer der Informatik, interpretiert und diese daraufhin befragt, in welcher Weise dieser den Begriff des Gehirns als Metapher für die Computing Machine verwendet hat. Dabei ging es darum, die kulturell-historische Standortgebundenheit der Texte und ihrer Begrifflichkeiten herauszuarbeiten.¹⁴³ Die Dissertation, deren Ergebnisse auch im Rahmen der heutigen Diskussion um »Künstliche Intelligenz« immer noch aktuell sind, ist im Rahmen des Forschungsschwerpunkts »Sozialgeschichte der Informatik« an der TU-Berlin entstanden, und ich habe dann auch auf einem Kongress der Informatik einen Vortrag gehalten. Der Titel lautete: »Rekonstruktive Sozialforschung und der Begriff des Orientierungsmusters«.¹⁴⁴ Klaus Städtler, dessen Stelle an meinem Arbeitsbereich leider nicht verlängert werden konnte, hatte im Anschluss daran eine Mitarbeiter-Stelle in diesem Projekt an der TU. Heute, 20 Jahre später, hat Burkhard Schäffer ja auch Ansätze einer Integration von Künstlicher Intelligenz in den Interpretationsprozess der Dokumentarischen Methode unter dem Namen *DokuMetQDA* ausgearbeitet.¹⁴⁵

Die Disputation von Heike Stach gestaltete sich unter anderem deshalb nicht so einfach, weil kaum jemand der Mitglieder des Fachbereichsrates Informatik an der TU wusste, was unter Dokumentarischer Methode zu verstehen sei, ein Begriff, der von Heike Stach im Verlauf der Diskussion ziemlich oft verwendet wurde. Anwesend bei der Disputation war unter anderem auch Joseph Weizenbaum vom MIT aus den USA. Mit seinen mehr als 80 Jahren zählte er zu den prominentesten Computer-Experten, aber zugleich auch Com-

puter-Kritikern der ersten Generationen.¹⁴⁶ Seine Lebensgeschichte war somit auch Gegenstand des Projekts »Sozialgeschichte der Informatik«. Er lebte zu der Zeit wieder in Berlin, welches er als Kind im Rahmen der Zwangsemigration seiner jüdischen Familie in die USA verlassen musste. Nachdem sich Joseph Weizenbaum nachdrücklich auf die Seite der Kandidatin gestellt hatte, stand einer erfolgreichen Disputation nichts mehr im Wege.

Ich glaube mich zu erinnern, dass Weizenbaum auch vor 1989 in Ost-Berlin war. Dieser Link zwischen Dokumentarischer Methode und Informatik ist für mich ganz neu. Sicher trifft das auch für andere Wissenschaften zu?

Ja, ich hatte damals – ebenfalls formal nicht ganz korrekt – auch eine Doktorandin der Rechtswissenschaften zum Zusatzstudium zugelassen. Und wir haben uns Ende der 1990er Jahre mit Zivilrechtsakten aus der Zeit des Nationalsozialismus befasst, die aus einem Ost-Berliner Archiv stammten, welches erst im Zuge der Wende wieder geöffnet worden war. Gegenstand der Dissertation waren Urteile aus Scheidungsprozessen zwischen »Ariern« und »Nicht-Ariern«, also vor allem jüdischen Ehepartner*innen. Dabei ging es um die Frage, welche richterlichen Argumentationsmuster hier erkennbar waren und insbesondere, in welchem Verhältnis sie zur Ideologie des Nationalsozialismus, unter anderem zu dem dort zentralen Begriff der »Volksgemeinschaft«, standen.

Im Jahre 2000 ist auch die Habilitationsschrift von *Eva Breitenbach* über »Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz« veröffentlicht worden, die zu einem Teil durch meine eigene Habilitationsschrift inspiriert wurde. Eva war dann ja auch an dem zuerst 2001 erschienenen Band »Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis« beteiligt, welcher von Iris Nentwig-Gesemann, Arnd-Michael Nohl und mir herausgegeben wurde. Und auch die im engen Zusammenhang mit unserem Projekt zu den Jugendlichen türkischer Herkunft entstandene Dissertation von *Arnd-Michael Nohl* ist teilweise in der Forschungswerkstatt diskutiert und 2001 veröffentlicht worden. In dieser Zeit ist zudem die in der Forschungswerkstatt diskutierte und der Alters- und Musikforschung zuzuordnende Dissertation von *Dorothea Muthesius* über »Musikerfahrungen im Lebenslauf alter Menschen« auf der Basis biografischer Interviews erschienen, in deren Zentrum Erfahrungen mit der Demenz standen.¹⁴⁷ Ebenso ist hier auch die Dissertation von *Matthias Rudloff* aus dem Bereich der Genderforschung auf der Basis biografischer Interviews zu nennen mit dem Titel »Männlichkeiten und Milieus in der sozialen Arbeit«.¹⁴⁸ Zu den in der frühen Phase der Forschungswerkstatt diskutierten empirischen Analysen gehören auch diejenigen aus der politikwissenschaftlichen Habilitationsschrift des Hannah Arendt-Forschers *Wolfgang Heuer* über »Couragierte Menschen«, das heißt über unterschiedliche Formen der Zivilcourage in der DDR-Gesellschaft. Den »couragierten Menschen« ist eines gemeinsam: Ihr Handeln

ist weniger das Ergebnis eines theoretisierenden moralischen Bewusstseins, als vielmehr habitualisierter Praktiken und sogar Verstrickungen.¹⁴⁹ Damit erweist sich in gewissem Maße die Abwandlung des Hannah Arendt'schen Diktums von der »Banalität des Bösen« in die »Banalität des Guten« als eine treffende – durchaus praxeologisch zu verstehende – begrifflich-theoretische Charakterisierung. In jener Zeit sind in der Forschungswerkstatt ebenfalls Analysen der Lebensgeschichten und kollektiven Orientierungen von Teilnehmer*innen einer Frauenfriedensgruppe in der DDR von *Ingrid Mieth*e diskutiert worden.¹⁵⁰

Ja, es ist immer wieder erstaunlich, wie sehr wir uns vom Kopf her definieren.

Auch das internationale Dissertationsprojekt von *Renata Franke* zum Thema »Schuleigene Betriebe in der Volksrepublik China« war mit ganz neuen Erfahrungen verbunden. Zum einen, weil die Interpretation chinesisch-sprachiger Transkripte aus den Interviews mit Vertreter*innen der Schulleitung, die von Renata Franke übersetzt worden sind, eine methodische Herausforderung darstellte. Zum anderen eröffnete mir das Projekt in kurzer Zeit eine Fülle kultureller Eindrücke der Volksrepublik. Ich hatte damals die Leitung des von Renata Franke bearbeiteten und von der VW-Stiftung finanzierten Projekts übernommen, in Abstimmung mit dem ursprünglichen Projektleiter, mit dem Renata Franke sich überworfen hatte. Diese Funktion war mit mindestens einer Reise nach China verbunden. Als Tochter einer chinesischen Mutter und eines Professors für Sinologie mit chinesischer Verwandtschaft und einer Wohnung in Beijing hat mir Renata Franke 1995, also zu einer Zeit, in der noch so gut wie kein Tourismus in China zu beobachten war, Einblicke in Bereiche der chinesischen Kultur verschafft. Diese waren u.a. mit Besuchen der einschlägigen Schulen in Beijing und Shanghai sowie in einer ländlichen Region verbunden und mit einem Vortrag in der Beijing Normal University über Jugendkriminalität und unsere Forschungsmethoden. Bei der Diskussion im Zusammenhang mit dem Vortrag selbst fanden etwaige Phänomene der Jugendkriminalität in China – der offiziellen politischen Position entsprechend – keine Erwähnung. Ganz anders war dies beim anschließenden gemeinsamen Abendessen mit jüngeren Kolleg*innen. Diese vermittelten mir dann auch den Kontakt zu einer besonderen Schule in Beijing und deren Leitung. Diese Schule war – inoffiziell – eine Art Sammelbecken für Jugendliche, die mit der Polizei in Konflikt geraten waren.

Ich nehme an, dass auch die Habilitationsschrift von Burkhard Schäffer zu Generationen und Medien, die auch für mich wichtig war, in der Forschungswerkstatt noch vor meiner Zeit diskutiert worden ist?

Ja, auch Vorlagen zur Habilitationsschrift von *Burkhard Schäffer*¹⁵¹ sind in der Forschungswerkstatt diskutiert worden. Burkhard, der inzwischen in Magdeburg angestellt und nunmehr stark an der Medienpädagogik orientiert war, hat den Begriff der »Medienpraxiskulturen« geprägt, den er hier mit Bezug auf den Umgang mit dem Computer untersucht. Es geht hier nicht um das *über* das Medium Computer angeeignete, also das propositionale, Wissen, sondern vielmehr um das im Umgang, *in der Praxis mit dem Medium* selbst erworbene, also das performative, Wissen. Der Umgang mit dem Medium Computer hat seine eigene Praxis und somit eigene Erfahrungsräume, welche sich in empirisch evidenter Weise zwischen den Generationen unterscheiden. Burkhard hat damit nicht nur einen wesentlichen Beitrag zur praxeologisch fundierten Medienforschung, sondern auch – im direkten Anschluss an Mannheim – zur praxeologischen Generationenforschung geleistet. Seine Studie auf der Basis von Gruppendiskussionen ist nicht nur in dieser Hinsicht wegweisend für die dokumentarische Methode, sondern auch im Hinblick auf die Typenbildung. Denn innerhalb der Generationstypik (Differenzen zwischen der jüngeren, der mittleren und der älteren Generation) konnten in der jüngeren Generation auch noch einmal bildungs- und geschlechtstypische Erfahrungsräume ausdifferenziert werden. Burkhard hat somit eine *mehrdimensionale Typologie* vorgelegt, welche zugleich Voraussetzung für eine valide *soziogenetische* Typenbildung ist.¹⁵²

Werner Vogd, der damals am Institut für Medizinsoziologie der FU tätig war, hat in seiner 2004 veröffentlichten (medizin-) soziologischen Habilitationsschrift auf der Grundlage teilnehmender Beobachtung in unterschiedlichen Kliniken eine grundlegende Struktur, eine Basistypik *ärztlicher Entscheidungsprozesse* identifiziert, die sich durch eine prekäre Balance auszeichnet zwischen »dem Ärztlich-Fachlichen und dem Ökonomisch-Administrativen«. In der unterschiedlichen Bearbeitung oder Bewältigung dieser Problemstellung, die damit zum Tertium Comparationis wird, dokumentiert sich dann der je fachtypische Modus Operandi (der Chirurgie, der internistischen Abteilung und der Psychosomatik). Dieser wird wiederum überlagert durch den je organisationstypischen Modus Operandi (Allgemeinkrankenhaus versus Universitätsklinik).¹⁵³ Somit haben wir es auch hier mit einer mehrdimensionalen Typologie und einer komplexen Organisationsanalyse zu tun.

Dann haben wir es hier wohl mit der ersten dokumentarischen Organisationsanalyse zu tun?

Das kann man wohl so sagen. Werner hat damit an die klassischen medizinsoziologischen Arbeiten von Glaser/Strauss und deren Potential der Theoriegenerierung angeschlossen, und zugleich wurden Verbindungen zwischen dem Habitusbegriff von Bourdieu, dem Rahmenbegriff von Goffman sowie der Dokumentarischen Methode beziehungsweise der Praxeologischen Wissenssoziologie und der Luhmann'schen Systemtheorie hergestellt. Wobei unter anderem von der mehrdimensionalen Typenbildung Anchlüsse an die Luhmann'sche Konzeption der Polykontextualität hergestellt wurden, die dieser wiederum aus der Kybernetik entlehnt hat. Die Verbindung von Systemtheorie und Dokumentarischer Methode resp. Praxeologischer Wissenssoziologie ist dann von Werner in einer Monografie umfassender ausgearbeitet worden¹⁵⁴ – ebenso wie seine durch die Dokumentarische Methode geprägte »Rekonstruktive Organisationsforschung«.¹⁵⁵

In dieser Zeit ist *Bettina Fritzsche*, die dann später eine Zeitlang auch als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an meinem Arbeitsbereich tätig war, in ihrer Dissertation der Frage der Bedeutung der kommerzialisierten Pop-Kultur für die Identitätsentwicklung von Mädchen und jungen Frauen, insbesondere im Hinblick auf den Übergang von der Kindheit zur Jugendphase, nachgegangen.¹⁵⁶ Sie hat im Sinne einer mehrdimensionalen Typenbildung eine dreistufige Phasen- oder Entwicklungstypik herausgearbeitet, die unterschiedlichen Bildungsmilieus gemeinsam ist, um dann vor diesem Hintergrund – im Sinne des Kontrasts in der Gemeinsamkeit – die bildungsmilieutypischen Besonderheiten konturierter hervortreten zu lassen. Dabei hat sie bereits in dieser frühen Phase der Praxeologischen Wissenssoziologie konsequent einen praxeologischen Blick entwickelt in dem Sinne, dass die Mediennutzung ihre Bedeutung erst im Kontext interaktiver Alltagspraxen gewinnt und nicht umgekehrt. Mit dieser praxeologischen Analyseinstellung knüpft sie auch an den Aktionismus-Begriff in der Studie zu Hooligans und Rockbands an und verbindet diesen mit dem Praxisbegriff von Judith Butler.

Anfang des neuen Jahrtausends sind auch Vorlagen zur Dissertation von *Aglaja Przyborski* in der Forschungswerkstatt, aber auch in meinen Seminaren zur Gesprächsanalyse, diskutiert worden, die ich zum Teil gemeinsam mit Aglaja geleitet habe. Auf der Basis von Gruppendiskussionen mit Jugendlichen – vor allem jungen Frauen und Mädchen – türkischer Herkunft aus dem DFG-Projekt, in dem Aglaja eine Stelle hatte, hat sie die Systematik von Modi der Diskursorganisation, also der Formalpragmatik von Gesprächen, im Anschluss an meine Habilitationsschrift ausformuliert und systematisiert. Da sie zur Zeit des Abschlusses ihrer Dissertation bereits eine Stelle an der Universität Wien im Bereich der Kommunikationswissenschaften hatte, hat sie dann schließlich dort promoviert.¹⁵⁷

Gab es auch Dissertationen aus dem Bereich der Videoanalyse?

Die Dissertation von *Monika Wagner-Willi* und deren Vorarbeiten standen am Anfang der dokumentarischen Videoanalyse.¹⁵⁸ Ich hatte bereits ihre Diplomarbeit betreut, in der sie Gruppendiskussionen mit Menschen geführt hatte, die als geistig behindert definiert wurden. Ihre Video-Interpretationen basierten unter anderem auf Beschreibungen beziehungsweise Protokollen der korporellen oder non-verbalen Praktiken. Im Sinne von Erwin Panofsky, auf den ich noch genauer eingehen sollte, sind diese Beschreibungen auf der vor-ikonografischen Ebene angesiedelt. Monika hatte in Diskussionen mit der Forschungswerkstatt eine Form detaillierter Beobachtungsprotokolle entwickelt, die dann später unter anderem auch in einen von ihr selbst, Bettina Fritzsche, Tanja Sturm und Benjamin Wagener weiter entwickelten Weg der Unterrichts-Videoanalyse¹⁵⁹ eingegangen sind. Eine Ausnahme in der Forschungswerkstatt bildete die soziologische Dissertation von *Amalia Barboza*. Es handelte sich nicht um eine empirische Arbeit, sondern um eine Exegese der Werke Mannheims. Allerdings bildete diese Exegese eben nicht, wie in deiner Habilitationsschrift am Fall der Auseinandersetzung mit dem Generationenbegriff, den kategorialen Hintergrund für empirische Analysen. Amalia Barboza ging es um eine theoretische Diskussion des Verhältnisses der Mannheim'schen Stilbeziehungsweise Formanalyse zu den kunsthistorischen Theorien seiner Zeit.¹⁶⁰

Etwa zur gleichen Zeit wurde in der Forschungswerkstatt die Habilitationsschrift von *Karin Schittenhelm* diskutiert.¹⁶¹ Auf der Basis von Gruppendiskussionen und biografisch-narrativen Interviews hat sie den *Übergang* von der Realschule in die berufliche Ausbildung bei jungen Frauen und die unterschiedlichen Bewältigungsformen dieser Übergänge typenhaft rekonstruiert. Die Frage nach der *Soziogenese* dieser unterschiedlichen Wege führt zur Rekonstruktion einer mehrdimensionalen Typologie. Eine Typik unterschiedlicher Milieus wird ihrerseits durch migrationstypische Erfahrungen und (auf dem Wege des Vergleichs mit Untersuchungen gleichaltriger junger Männer) durch eine Geschlechtstypik überlagert. *Claudia Streblov* ist in ihrer Dissertation der Frage nachgegangen, welche Konsequenzen die Schulsozialarbeit für die Handlungspraxis der Jugendlichen haben kann.¹⁶² Sie hat sich als eine der ersten dem komplexen Feld einer dokumentarischen Evaluationsforschung angenähert, welches von mir selbst dann später theoretisch genauer in den Blick genommen wurde und schließlich im Rahmen des von Iris Nentwig-Gesemann und mir herausgegebenen Sammelbandes umfassender bearbeitet worden ist. Auf der Grundlage der Auswertung von Gruppendiskussionen und Beobachtungsprotokollen gelangte Claudia Streblov im Rahmen ihrer Dissertation zur Schulsozialarbeit zu einer Typologie der Lebenswelten von Schüler*innen. Was die (meta-) theoretische Auseinandersetzung anbetrifft, so hat sie eine genaue Differenzierung vorgelegt zwischen der Kategorie der Lebenswelt, wel-

che im Diskurs der Sozialen Arbeit eine zentrale Bedeutung hat, und den Begriffen des (handlungsleitenden) Wissens und des konjunktiven Erfahrungsraums.

Die Dissertation von Claudia Streblov ist dann die erste aus dem Bereich der Sozialen Arbeit, die im Kontext der Forschungswerkstatt entstanden ist?

Ja, kurz danach ist dann die Dissertation von *Sonja Kubisch* über Organisationen der Wohlfahrtspflege veröffentlicht worden. Diese Analyse aus dem Bereich der Sozialen Arbeit und diejenige von *Anja Mensching* mit Bezug auf polizeiliche Hierarchien, beide auf der Grundlage von Gruppendiskussionen, wurden im Rahmen der Forschungswerkstatt betreut und haben wesentliche Beiträge zur Weiterentwicklung der dokumentarischen Organisationsforschung geleistet.¹⁶³ Sonja Kubisch konnte zum ersten Mal in empirisch fundierter Weise unterscheiden zwischen den organisationsinternen oder »organisationsbezogenen« Milieus einerseits und den »existentiellen«, den in die Organisation hineinragenden, *gesellschaftlichen* Milieus, andererseits. Zugleich hat sie sich vertieft mit der Abgrenzung der Praxeologischen Wissenssoziologie von der sogenannten Wissenssoziologie von Berger/Luckmann, die eigentlich eine Sozialphänomenologie ist,¹⁶⁴ unter Einbeziehung des Bourdieu'schen Habituskonzepts auseinandergesetzt. Anja Mensching war es als frühere Mitarbeiterin am bekannten »Kriminologischen Institut Niedersachsen« gelungen, Gruppendiskussionen im sensiblen Feld der Polizei durchzuführen. Während ihrer Mitarbeit an meinem Arbeitsbereich hat sie in komplexer Weise herausgearbeitet, wie *informelle* Hierarchien in der Polizei sich zu etablieren und gegenüber formellen Hierarchien durchzusetzen vermögen. Im Bereich der polizeilichen Organisation ist auch die Dissertation von *Sonja Dudek* angesiedelt, die aus Gruppendiskussionen den Umgang der Berliner Schutzpolizei mit Diversity im Bereich des Geschlechts und des Migrationshintergrundes und mit den organisationalen Programmen des Diversity Managements rekonstruiert hat.

Diese Thematik hat in letzter Zeit ja besonders an Bedeutung gewonnen.

Ja, das stimmt. Ihre Dissertation ist deshalb auch, soweit ich weiß, zunehmend rezipiert worden. Neben dieser praxisbezogenen Dissertation haben wir in dieser Zeit aber auch grundlagentheoretische Arbeiten diskutiert. In seiner 2006 veröffentlichten und in der Forschungswerkstatt vorgestellten Habilitationsschrift auf der Grundlage Narrativer Interviews hat *Arnd-Michael Nohl*, der inzwischen eine Stelle als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Winfried Marotzki in Magdeburg angetreten hatte, eine allgemeine Typik von Entwicklungsphasen (spontaner) biografischer Bildungsprozesse identifiziert.¹⁶⁵ In ei-

ner mehrdimensionalen Typologie konnte die Überlagerung und Modifikation durch lebenszyklische und milieuspezifische Ausprägungen herausgearbeitet werden. Zugleich wurden erst durch diese Differenzen und Kontraste hindurch wesentliche Elemente und Stadien der Phasentypik von Bildungsprozessen als übergreifende identifiziert und die Phasentypik von Bildungsprozessen damit zugleich validiert und generalisiert. *Diemuth Ophardt* ist in ihrer Dissertation der Frage nachgegangen, ob und in welcher Weise professionelles Handeln von Lehrpersonen unter Bedingungen möglich ist, unter denen aufgrund des Einzugsgebietes der Schule und des schulischen Reformprozesses die Aufgabe der schulischen Wissensvermittlung fraglich geworden ist.¹⁶⁶ Es konnten in valider Weise drei Typen einer mehr oder weniger professionalisierten Bewältigung dieser Problemlage rekonstruiert werden.

In dieser Zeit haben wir ein weiteres Projekt diskutiert, in dem die thematische respektive fachliche Spannweite und auch Interdisziplinarität, die ich in der Forschungswerkstatt begrüße, ihren besonderen Ausdruck gefunden hat. Dieses Dissertationsprojekt von *Amelie Klambeck* aus dem Fachbereich der Neurologie der Charité wurde veröffentlicht unter dem Titel »Das hysterische Theater unter der Lupe«: Klinische Zeichen psychogener Gangstörungen. Wege der dokumentarischen Rekonstruktion von Körperbewegungen auf der Grundlage von Videografien«. ¹⁶⁷ Ebenso wie die Dissertation von Heike Stach stellt auch diejenige von Amelie Klambeck eine große transdisziplinäre Leistung dar. Hatten doch beide vorab keinerlei sozialwissenschaftliche Ausbildung. Im Falle von Amelie Klambeck stand die dokumentarische Videointerpretation noch sehr am Anfang, und die Doktorandin hat sich tief in die Panofsky'sche Ikonologie eingearbeitet. Dabei ging es um die explizite kategoriale Erfassung jener Bewegungsabläufe, welche der erfahrene Chefarzt intuitiv, das heißt ohne dies methodisch begründen zu können, als »dissoziative Bewegungsstörung« diagnostiziert. ¹⁶⁸ Derartige »Bewegungsstörungen« wurden überwiegend bei Frauen diagnostiziert und als »Hysterie« gelabelt. Wie schon erwähnt, hatte zu dem Zeitpunkt lediglich Monika Wagner-Willi bereits mit Videoanalysen auf der Grundlage der Dokumentarischen Methode gearbeitet. ¹⁶⁹ Allerdings waren dort korporierte Praktiken primär in ihrer sprachbegleitenden Funktion analysiert worden, wohingegen sie nun den zentralen Gegenstand darstellten, der »unter der Lupe«, also mikroskopisch betrachtet wurde. Zwar war ich auch beim Promotionsverfahren von Amelie Klambeck mit einem Gutachten beteiligt und bei der recht kontroversen Disputation im Fachbereichsrat auch anwesend, ohne mich jedoch an ihr beteiligen zu dürfen. Amelie Klambeck war allerdings souverän genug, bereits zu antizipieren, dass ihre Herangehensweise vom überwiegenden Teil des Fachbereichsrats nicht verstanden werden würde.

Dieses Thema und überhaupt diese Spannweite an Themen sind wirklich toll – doch insgesamt waren es doch zumeist Arbeiten aus dem Bereich der Erziehungswissenschaft, die du begleitet hast, oder?

Ja, das ist richtig. Zu dieser Zeit hat *Dorothea Emmerl* in ihrer Dissertation auf der Grundlage von Gruppendiskussionen die kooperativen Beziehungen zwischen Grundschullehrkräften sowie Erzieherinnen von Tageseinrichtungen im Vergleich des städtischen und des dörflichen Milieus evaluiert und dabei gezeigt, wie diese gesellschaftlichen Milieus die organisationalen Milieus prägen. *Steffan Welling* hat, beeinflusst durch Burkhard Schäffers Kategorie der Medienpraxiskulturen, die Computermedienpraxen bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus im Kontext der Jugendarbeit auf der Grundlage von Gruppendiskussionen untersucht.¹⁷⁰

In den Jahren 2009 bis 2012 sind weitere elf Dissertationen und eine Habilitationsschrift erschienen, die in der Forschungswerkstatt betreut worden waren.¹⁷¹ *Barbara Asbrand*, mit der die Kommunikation in einer von Burkhard Schäffer und mir geleiteten Arbeitsgruppe des Magdeburger Methodenworkshops begonnen hatte, ist in ihrem Habilitationsprojekt der Frage nachgegangen, ob und in welcher Weise Jugendliche ihren eigenen Alltag in eine weltweite, eine globale Perspektive einzubinden vermögen. Eine *Entwicklungstypik globalen Lernens* wird in ihrer mehrdimensionalen Überlagerung und Modifikation durch Typiken des Bildungsmilieus, des Einflusses organisatorischer Rahmenbedingungen globalen Lernens sowie durch eine Geschlechtstypik auf der Grundlage von Gruppendiskussionen rekonstruiert. Auf diesem methodischen Zugang wie auch auf Kreisgesprächen und Interviews basiert auch die Dissertation von *Christiane Lähnemann*, die eine (Selbst-) Evaluation der von ihr als Lehrerin begleiteten »Freiarbeit« von Schüler*innen auf der Grundlage von Gruppendiskussionen umfasst. *Nikolaus Schröck* rekonstruierte die Orientierungen schulischer Steuerungsgruppen ebenfalls auf der Grundlage von Gruppendiskussionen.

Alexander Geimer, der dann auch Mitarbeiter an meinem Arbeitsbereich war, ist in seiner Dissertation auf der Basis von Interviews mit Jugendlichen (die im Rahmen eines Forschungsprojekts von Yvonne Ehrenspeck und Dieter Lenzen durchgeführt worden waren) der Frage nachgegangen, ob und inwieweit die Medien-Rezeption nicht nur im Augenblick des Medienkonsums selbst, sondern auch darüber hinaus die Alltagspraxis von Jugendlichen tangiert. Er hat dabei ein wichtiges Konzept der Medienrezeption, genauer der »Aneignung« von Medien, ausgearbeitet. Eine methodologisch tiefgreifende Analyse von Filmen resp. Videos hat *Astrid Baltruschat* vorgelegt. Sie hat Videos analysiert, die von Lehrpersonen über ihren eigenen Schulalltag erstellt worden waren und dabei einen wesentlichen Beitrag geleistet zur Fortentwicklung der in der dokumentarischen Bild- und Videointerpretation geforderten Relationierung der Gestaltungsleistungen der abgebildeten und abbildenden

Bildproduzent*innen (also derjenigen vor und hinter der Kamera; ich denke, wir sollten darauf später noch einmal zurückkommen). *Juliane Lamprecht*, die heute *Juliane Engel* heißt, rekonstruierte in ihrer Dissertation auf der Grundlage von Gruppendiskussionen die Potentiale einer kommunikativen Vermittlung, Rückkoppelung oder auch Moderation der im Kontext der Evaluationsforschung entstandenen Ergebnisse an die beteiligten beruflichen Akteur*innen am Übergang vom primären zum elementaren Bildungsbereich.

Sina Köhler hat an internationalen Schulen die dort besonders komplexen Beziehungen zwischen der Schüler-Existenz und den Freundschafts- und Peer-Beziehungen untersucht und gelangt unter Einbeziehung grundlagentheoretischer Kategorien zu Theoriegenerierungen im Bereich von Gruppen- und Milieubeziehungen. – *Friederike Schmidt* analysierte – ebenso wie *Sina Köhler* mit der Methode des Gruppendiskussionsverfahrens – den »Blick«, d.h. die selektiven Konstruktionen und das Verständnis von Normalität bei sozialpädagogischen resp. sozialarbeiterischen Fachkräften gegenüber ihrer Klientel. *Gerald Blaschke* hat auf der Grundlage von Videoanalysen am Übergang vom Kindergarten in die Schule jene für die Aufnahme in die Organisation Schule, also in der Initiations- oder Etablierungsphase, relevante konstituierende Rahmung untersucht und zwei unterschiedliche Typen rekonstruiert. Vor dem Hintergrund ihrer langjährigen Berufserfahrung als Hebamme ist *Dorothea Tegethoff* auf der Grundlage leitfadengestützter Interviews mit Schwangeren der Frage nach dem wechselseitigen Einfluss der inneren Bilder der Frauen und der materiellen, durch Ultraschall erzeugten Bilder nachgegangen.

Ich erinnere mich auch an Themen, bei denen es um den Holocaust beziehungsweise den Antisemitismus in der Zeit des Nationalsozialismus geht.

Ja, da sind zwei Projekte aus dieser Zeit zu nennen. *Marion Klein* hat am Forschungsbeispiel des »Denkmals für die ermordeten Juden Europas« in Berlin in ihrer Dissertation auf der Grundlage von Gruppendiskussionen rekonstruiert, ob und wie sich Schülerinnen und Schüler mit dem Holocaust auseinandersetzen. Sie ist auf dieser Basis grundlagentheoretisch der Frage nachgegangen, inwiefern ein kollektives Gedächtnis in Bezug auf den Holocaust vorhanden ist beziehungsweise geschaffen werden kann und/oder soll. – *Vinicius Liebel* aus Brasilien hat in seiner Dissertation im Grenzbereich von Politik- und Geschichtswissenschaft Karikaturen aus der nationalsozialistischen Zeitschrift »Der Stürmer« einer dokumentarischen Bildinterpretation unterzogen und dabei zentrale Prinzipien und subtile Paradoxien der Konstruktionen des Antisemitismus in der Agitation und Propaganda des Nationalsozialismus rekonstruiert. In der Forschungswerkstatt sind in dieser Zeit Zeichnungen von Schüler*innen, die sich in der für ihre Identitätskonstruktion zentralen Lebensphase des Übergangs von der Kindheit zur Jugend befanden, von *Gabriele Wopfner*

aus dem österreichischen Tirol interpretiert und mit Gruppendiskussionen trianguliert und auf Homologien überprüft worden. Sie gelangt zu einer Typologie, in der drei *regionale* (Schul-)Milieus in ihrer Überlagerung und Modifizierung durch entwicklungs- und geschlechtsspezifische Erfahrungsräume ausdifferenziert werden.

In dieser Zeit haben wir auch Analysen von *Tanja Sturm* zu Orientierungen von Lehrpersonen hinsichtlich von Fragen der Inklusion auf der Basis von Gruppendiskussionen in der Forschungswerkstatt diskutiert. Dies war noch bevor die Inklusionsforschung einen »Boom« erfahren hat. Tanja Sturm gehört zu den wissenschaftlichen Wegbereitern der Diskussion um Inklusion. Einige Ergebnisse der Auswertung von Gruppendiskussionen sind dann später in ihre kumulative Habilitation an der Universität Mainz und in ihr Buch »Heterogenität in der Schule« eingeflossen¹⁷² und haben – dann auch gemeinsam mit Monika Wagner-Willi – der Praxeologischen Wissenssoziologie im Forschungsfeld der Inklusion den Weg bereitet.

In den Jahren 2013 bis 2015 haben wir in der Forschungswerkstatt empirische Analysen aus der Habilitationsschrift von *Johanna Erzberger* aus dem Bereich der Katholischen Theologie diskutiert. Dabei ging es um das Jeremia-Buch des Alten Testaments. Hierzu liegen zwei unterschiedliche Fassungen vor, eine griechische und eine hebräische. Johanna Erzberger, die heute Professorin für Katholische Theologie ist,¹⁷³ war auf der Suche nach den unterschiedlichen Entstehungsmilieus dieser Texte. Sie hatte bereits Erfahrungen mit der Dokumentarischen Methode aufgrund ihrer Mitarbeit in einem religionssoziologischen Projekt zum Umgang mit der Bibel in unterschiedlichen Milieus.¹⁷⁴ Das, was Johanna Erzberger an der Dokumentarischen Methode besonders interessiert hat, war die *soziogenetische Interpretation*. Dabei geht es darum, die soziale Genese von Texten, also die sozialen Zusammenhänge und Milieus, in denen sie entstanden, aus den Texten selbst zu erschließen.¹⁷⁵ Üblicherweise greift man zu diesem Zweck auch in der theologischen Textexegese auf Kontextwissen zurück, also auf historisches Wissen über die Zeit oder über die vermutliche Zeit der Genese. Der mit dem Habilitationsprojekt von Johanna Erzberger verbundene Dialog zwischen der theologischen Textexegese als dem ältesten Verfahren der Texthermeneutik und der Dokumentarischen Methode war dabei besonders spannend und lehrreich.

Die von dir erwähnten Projekte mit ihren Verbindungen zur Theologie, zur Medizin, zur Informatik und zur Rechtswissenschaft, deren interdisziplinären Charakter man als außergewöhnlich bezeichnen kann, sind von Frauen initiiert und durchgeführt worden. Das ist irgendwie auffällig, oder?

Ja, über die Beobachtung, dass es – soweit es mein Erfahrungspotential im Rahmen der Forschungswerkstatt anbetrifft – vor allem die Frauen sind, welche die Schritte ins Ungewisse anderer Disziplinen tun, habe ich schon nach-

gedacht. Es geht dabei ja nicht nur um die Leistung, sich zusätzlich zu den Wissensbeständen ihrer eigenen Disziplin auch noch sozialwissenschaftliche Grundlagen anzueignen. Hinzu kommt, dass sich alle mit der Perspektive auseinandersetzen beziehungsweise in Kauf nehmen mussten, dass der enorme Aufwand von den Vertreter*innen ihrer jeweiligen Stammdisziplin nicht entsprechend honoriert, ihr Promotions- beziehungsweise Habilitationsverfahren im Gegenteil erheblich kompliziert wurde. Dies hat sich in allen Fällen gezeigt. Es ist aber auch so, dass eine Promotion von Frauen in der Informatik und die Habilitation in Katholischer Theologie zu den Zeiten, über die ich hier berichtet habe, eine Rarität darstellte, die sowieso schon Mut und Eigensinn voraussetzte.

Doch nochmal zurück zu den anderen Arbeiten in der Forschungswerkstatt in Jahren 2013 bis 2015.

Ja, in diesen Jahren ist ein Spektrum unterschiedlicher Dissertationen aus der Forschungswerkstatt veröffentlicht worden.¹⁷⁶ *Marion Brüggemann* hat auf der Grundlage von Gruppendiskussionen mit berufserfahrenen Lehrkräften deren Verständnis von Erziehung im Bereich digitaler Medien in einer sinngeneischen Typenbildung rekonstruiert. *Julia Franz* konnte in eigenen empirischen Analysen auf der Grundlage narrativer Interviews zeigen, dass das auch in sozialwissenschaftlichen Studien verwendete Etikett oder Stereotyp des »muslimischen« Jugendlichen, welches die Existenz muslimischer Milieus unterstellt, insofern in die Irre führt, als die Lebensorientierungen der Jugendlichen keineswegs im primären Rahmen einer Auseinandersetzung mit ethnisch-kultureller und religiöser Identität entfaltet werden, sondern sich ebenso vielfältig gestalten wie bei Jugendlichen ohne Migrationsgeschichte.

Lilian Vásquez Sandoval aus Mexiko hat sich in ihrer Dissertation Phänomenen zugewandt, in denen der Milieubegriff zu Recht Verwendung findet. Sie hat Gruppendiskussionen mit Familien aus dem Armutsmilieu einer mexikanischen Großstadt durchgeführt und konnte zeigen, dass sowohl den Familien mit Bildungsabstinenz wie auch denen mit starker Orientierung an Lernen und Leistung aus diesem Milieu die Vorstellung der Abhängigkeit von undurchschaubaren *Schicksalsmächten* gemeinsam ist. Verblüffend ist dabei, dass deine eigenen Studien zur Armut in Mecklenburg-Vorpommern, also in Westeuropa und noch dazu auf dem Lande, starke Homologien zu den Ergebnissen aus der mexikanischen Großstadt aufweisen: es handelt sich auch in deinen Familien um über Generationen (also schon zu DDR-Zeiten) tradierte Orientierungen, die sich durch eine Haltung des *Sich-in-das-Schicksal-Ergebens* auszeichnen. Dieses Projekt, also dein zweites in meiner Forschungswerkstatt, gehört zu denen, auf die ich in meinem Überblick ansonsten gar nicht eingegangen wäre, da es kein Dissertations- oder Habilitationsprojekt war.¹⁷⁷

Ja, das stimmt. Das war ein DFG-Projekt. Es war ein großes Glück für mich, dieses Material wieder einbringen zu können. Ich hatte sehr viele und schöne Interviews geführt (über drei Generationen hinweg) und saß mit dieser Materialfülle allein am Schreibtisch. Die – über das Interesse an der Methode verbundenen – Diskussionen verschiedener inhaltlicher Fragestellungen waren, abgesehen von den wichtigen Hinweisen zur Interpretation, so eine grundlegende wissenschaftliche Erfahrung!

Auch *in den Jahren 2015 bis 2017* ist ein Spektrum unterschiedlicher Themen und fachlicher Ausrichtungen in der Forschungswerkstatt behandelt worden.¹⁷⁸ *Nora Friederike Hoffmann* war in ihrer Dissertation in doppelter Hinsicht methodologisch innovativ. Sie hat zum einen auf der Grundlage einer methodisch durchdachten Triangulation der Interpretation von Fotos und Gruppendiskussionen gearbeitet, zum anderen einen transdisziplinären Brückenschlag zwischen einer an habituellen Szenen und Stilen orientierten Jugendforschung und der Forschung zu sozialer Ungleichheit empirisch realisiert. Das Interesse an einer rekonstruktiv fundierten Ungleichheitsforschung und damit ein Fokus auf dem Milieubegriff findet sich auch in der Dissertation von *Steffen Amling*, wobei er sich den eher unauffälligen Jugendlichen zuwendet, insbesondere jenen aus dem Bereich der Jugend- und Bildungsarbeit. Einem ganz anderen Bereich von Milieus hat sich *Margret Xyländer* auf der Grundlage von Audio- und Videoanalysen erschlossen, nämlich die Familienmilieus und deren Bildungspotentiale unter dem Aspekt von Abendritualen.

Stefan Hampl, der von der Psychologie, speziell der Kulturpsychologie herkommt, hatte sich bereits lange vor dem Abschluss seiner Dissertation mit der dokumentarischen Videoanalyse befasst. Er war gemeinsam mit *Aglaja Przyborski* im Zuge der Entwicklung dieser Methode ein wichtiger Gesprächspartner für mich und hat das Transkriptionssystem *MoViQ*, welches die dokumentarische Videoanalyse fundiert, mit Unterstützung durch *Aglaja Przyborski* entwickelt. In seiner Dissertation hat er sich einem in der Methode bisher vernachlässigten Bereich zugewandt, nämlich der Interpretation von Farbkontrasten. *Xiaofei Hao* aus der Volksrepublik China hat in ihrer englischsprachigen Dissertation bekannte Spielfilme mit Bezug auf die Stadt Taipeh¹⁷⁹ dokumentarisch interpretiert. Sie ist der Frage nach dem dadurch produzierten oder geförderten Image der Stadt nachgegangen, um auf dieser Grundlage unter dem Aspekt der »Tourism Studies« dann Überlegungen zu dessen Bedeutung für den Tourismus anzustellen. *Heike Kanter* hat in ihrer soziologischen Dissertation unter dem Begriff der »ikonischen Macht« eine Analyse jener Einflusspotentiale der Pressefotografien von Politiker*innen durchgeführt, die daraus resultieren, dass Fotografien im Common Sense als reine Abbildung der Realität (oder reine »Denotation«, wie Roland Barthes sagt), wahrgenommen werden. Der Einfluss derjenigen hinter der Kamera und vor allem auch all jener, die noch nach der Ablichtung bis hin zum Prozess der Veröffentlichung der Fotos an deren Gestaltung beteiligt sind (insgesamt also der abbil-

denden Bildproduzent*innen), entzieht sich dabei dem Bewusstsein.¹⁸⁰ Die ikonische Macht liegt hier also in Händen der (Print-) Medien.

Jakob Erne hat sich mit Unterstützung der Forschungswerkstatt einem Weg der Analyse zugewandt, welcher bis dahin in Rahmen der Dokumentarischen Methode noch nicht systematisch beschrritten worden war: demjenigen der Aktenanalyse (hier im Bereich der psychoanalytischen Sozialarbeit). Bei diesem spezifischen Medium der Kommunikation, bei dem primär nicht die Verständigung mit den Klient*innen im Zentrum steht, sondern diejenige zwischen unterschiedlichen Organisationen und Instanzen (hier insbesondere dem Jugendamt), zeigt sich, wie rekonstruiert werden konnte, die Tendenz, die Konstruktion der Identität der Klient*innen in problematischer Weise in einen Kontext zu stellen, der vor allem die eigene Praxis der Einrichtung legitimieren soll. Vor dem Hintergrund vieler Jahre Praxiserfahrung im Bereich der Paartherapie hat sich *Astrid von Sichart* auf der Grundlage der dokumentarischen Interpretation von Paargesprächen resp. Gruppendiskussionen mit Paaren sowie von Fotos, die von ihnen mitgebracht wurden, damit auseinandergesetzt, wie diese ihre Konflikte und Krisen auch ohne professionelle Hilfe zu bewältigen vermögen. Im Anschluss an ihre Dissertation konnte sie dann in Weiterentwicklung der systemischen Therapie ein neues Modell entwickeln, welches sie als »Systemisch-dokumentarische Paartherapie« bezeichnet und mit dem sie an die Orientierungsrahmen und die »Selbsteilungskräfte« der Paare anknüpft.¹⁸¹

Ja, das führt wieder zum Anfang unseres Gesprächs – der »reflection in action«. Darauf werden wir sicher gleich noch einmal zu sprechen kommen, oder?

Ja. Vorher vielleicht noch ein paar Einblicke in weitere Dissertationen aus dieser Zeit. In ihrer französischsprachigen Dissertation, mit der sie In Le Mans promoviert hat, ist *Adeline Busson-Hurmaci* auf der Grundlage einer Triangulation von Privatfotos ehemaliger DDR-Bürger*innen und von Interviews mit ihnen interpretierend der Frage nachgegangen, wie diese die Wende verarbeitet haben. Die Interviews waren mit Bezug auf die Fotos durchgeführt worden. Und Gegenstand der Untersuchung waren insgesamt die Orientierungsrahmen im weiteren Sinne, hier das Spannungsverhältnis von Identitätsnorm und Habitus. Die Rekonstruktion der Beratungspraxis von Eltern durch Lehrpersonen auf der Grundlage narrativ angelegter Leitfadeninterviews ist der Gegenstand der Dissertation von *Daniela Sauer*. In Ihrer Studie zur Sozialen Altenhilfe hat *Meggi Khan-Zvorničanin* auf der Grundlage der dokumentarischen Interpretation von Gruppendiskussionen drei unterschiedliche Typen professionalisierter Milieus rekonstruiert. Zugleich diskutiert sie den Anschluss ihrer empirischen Rekonstruktionen der Handlungslogik der Praxis an die Rekonstruktion der fachlich-politischen Diskurse *über* diese Handlungspraxis mit deren eige-

ner Logik und sucht somit methodologisch nach Annäherungen an die Diskursanalyse.

Eine der Dissertationen aus meiner Forschungswerkstatt, die *in der Zeit von 2017 bis 2021* veröffentlicht wurden,¹⁸² ist diejenige von *Maria Gall Prader* aus Südtirol. Sie hat – ähnlich wie Gabriele Wopfner – auf der Grundlage von Zeichnungen von Schüler*innen und Gruppendiskussionen mit ihnen gearbeitet. Thema waren hier deren – materielle wie metaphorische – Bilder vom Altsein oder Älterwerden. Sie differenziert drei Typen der Auseinandersetzung mit dieser Zukunftsperspektive und arbeitet Homologien zwischen den Gruppendiskussionen und den Zeichnungen heraus. Im Unterschied zu Gabriele Wopfner fand das Promotionsverfahren nicht in Berlin, sondern an der Freien Universität Bozen statt. Sie hat ihre Dissertation auf Italienisch und auf Deutsch verfasst und auch einen Aufsatz von mir ins Italienische übertragen.¹⁸³ Eine der methodisch-methodologisch experimentierfreudigsten Dissertationen ist diejenige von *Tobias Loemke* aus dem Bereich der Kunstpädagogik. Er hat Zeichnungen und andere Artefakte von Studierenden der Kunstwissenschaft in deren unterschiedlichen Entwicklungsphasen in Triangulation mit biografischen Interviews interpretiert. Es ist ihm auf diese Weise gelungen, Verläufe der künstlerischen Entwicklung der Studierenden nachzuzeichnen. Abgesehen von dieser Triangulation stellte die dokumentarische resp. ikonologisch-ikonische Interpretation dreidimensionaler Artefakte wie beispielsweise von Skulpturen eine besondere Herausforderung dar.

Hast du dich denn noch anderweitig mit der Interpretation von Skulpturen befasst?

Nein, leider nicht. Eine Vertiefung dieser Variante der dokumentarischen Interpretation wäre eine spannende Herausforderung. Die anderen in dieser Zeit veröffentlichten Arbeiten aus der Forschungswerkstatt sind auf ganz andere Gegenstandsbereiche gerichtet. *Gloria von Papen Robredo* hat im Bereich der Sozialen Arbeit Programmatiken zweier Verbände der Freien Wohlfahrtspflege in Bezug auf den Umgang mit Migration analysiert auf der Grundlage offizieller Dokumente und von Expert*innen-Interviews. *Silke Werner* aus der Schweiz hat auf der Grundlage von Gruppendiskussionen die Praxis der Implementation im Kontext didaktischer Interventionsstudien in der Schule unter dem Aspekt der dabei geforderten Kooperation der Lehrpersonen evaluierend in den Blick genommen. Zugleich hat sie aber auch – im Sinne einer Evaluation der Evaluation – hierzu bereits vorliegende Erkenntnisse standardisierter Evaluationsforschung kritisch durchleuchtet. *Maiko Wackerle* rekonstruierte auf der Grundlage von Gruppendiskussionen mit Schüler*innen deren »habituelle Praktiken des Fremdverstehens«, wie diese im Kontext des Französisch-Lernens aktualisiert werden. Die Ergebnisse hinsichtlich unterschiedlicher Typen eines derartigen interkulturellen Lernens können in eine anspruchsvolle

Auseinandersetzung mit den »Bildungsstandards für die Allgemeine Hochschulreife« eingebracht werden. Da Maike Wäckerle etliche Jahre am IQB (Institut für Qualitätsentwicklung im Bildungswesen) tätig war, war sie mit der Entwicklung und Implementation der Bildungsstandards bestens vertraut.

Die folgenden *in der Zeit von 2019 bis 2021* veröffentlichten Dissertationen¹⁸⁴ sind überwiegend in einem Diskurszusammenhang innerhalb der Forschungswerkstatt entstanden, der durch die Fragestellung nach den Voraussetzungen *professionalisierten* Handelns im Bereich pädagogischer Organisationen oder genauer: von People Processing Organizations geprägt war. Dieses Interesse, das in den Konzeptionierungen der Dissertationen bereits teils explizit, teils implizit angelegt war, habe ich dann aufgegriffen. Dies brachte mich schließlich dazu, selbstverfasste Papiere zu dieser Thematik in die Forschungswerkstatt hineinzutragen. Dabei ging es darum, elementare und die einzelnen Handlungsfelder übergreifende Anforderungen an professionalisiertes Handeln zu definieren und empirisch zu identifizieren. Was professionalisierte Akteur*innen in elementarer Weise zu leisten haben, ist eine »*konstituierende Rahmung*«. Dies bedeutet, das Spannungsverhältnis von organisationalen Normen und Programmen einerseits und der Praxis mit ihrer Klientel andererseits, also das spezifische Spannungsverhältnis von Norm und Praxis, in einer Weise zu bewältigen, welche eine kontinuierliche Verständigung im Sinne eines konjunktiven Erfahrungsraums zu etablieren vermag. Eine Rahmenkongruenz, eine Übereinstimmung von Orientierungsrahmen, ist dafür nicht Voraussetzung, wohl aber die Etablierung einer Kontinuität des Umgangs miteinander, welche die Kooperation dennoch ermöglicht.

Von einer derartigen Definition des professionalisierten Handelns beziehungsweise der professionalisierten Interaktion im Sinne der konstituierenden Rahmung ist die *normative oder ethische Bewertung* der Art und Weise, wie diese geleistet wird beziehungsweise sich entwickelt, noch einmal zu unterscheiden. Diese Bewertung bezieht sich auf das diskursethische Niveau der beruflichen Kommunikation und fragt danach, ob im Diskurs Bedingungen der Möglichkeit dafür geschaffen werden, sich mit der Klientel über unterschiedliche Norm(alitäts)vorstellungen, also insbesondere über die Differenzen zwischen den eigenen Normalitätsvorstellungen und denen der Klientel und somit auf dem Niveau der *Meta-Norm*, zu verständigen oder nicht (Niveau der Norm). Zugleich lassen sich auf dieser Ebene unter anderem Modi der Interaktion identifizieren, die durch *Macht* und durch *Willkür* strukturiert sind. Ich denke, ich sollte hierauf im weiteren Verlauf des Gesprächs noch einmal genauer eingehen.¹⁸⁵

Kevin Stützel fragt in seiner Analyse unterschiedlicher Milieus von Akteur*innen der Mobilien Jugendarbeit mit rechtsorientierten Jugendlichen nach dem kollektiven beruflichen Habitus von Teams und der sich in ihren Darstellungen dokumentierenden klientenbezogenen Interaktionsstruktur und konstituierenden Rahmung. Er konnte auf der Grundlage der in Gruppendiskussio-

nen und (durch die Erforschten selbst ausgewählten) Fotos dargestellten beruflichen Praxis drei Typen von Milieus unterscheiden, von denen nur bei einem von ihnen eine konstituierende Rahmung rekonstruiert werden konnte. *Elena Bakels* hat sich dem Forschungsdesiderat der Klinikschulen der Kinder- und Jugendpsychiatrie zugewandt und dort der Frage nach dem professionellen Habitus der Kliniklehrkräfte auf der Grundlage von Interviews mit narrativen Anteilen. Sie diagnostiziert in allen Fällen eine »Spannung zwischen pädagogisch-fachlicher und pädagogisch-therapeutischer Funktion« (als Basistypik) und unterscheidet drei Typen hinsichtlich des Modus Operandi der Bewältigung dieser Spannung, von denen zwei als professionalisiert gelten können.

Benjamin Wagener hat im Rahmen von videogestützten Unterrichtsanalytischen Leistungslogiken in unterschiedlichen Schulformen im Zusammenspiel von verbalen Äußerungen und korporierten Praktiken untersucht. Im Zuge der Rekonstruktion der Diskurs- und Interaktionsorganisation vermag er unterschiedliche Ausprägungen der konstituierenden Rahmung, unter anderem die *macht*strukturierte Interaktion, zu identifizieren sowie – im Falle des Verlusts der konstituierenden Rahmung – den *willkürlichen* Interaktionsmodus. In Ihrer Dissertation zur Interaktion zwischen frühpädagogischen Fachkräften und Eltern in der Kita auf der Grundlage von videografierten Elterngesprächen sowie von Gruppendiskussionen mit den Fachkräften gelangt *Annika Kallfaß* zu zwei grundlegenden Typen: Sie unterscheidet den *intervenierenden* Typus auf dem Niveau der Norm und den *rekonstruktiven* auf dem Niveau der Meta-Norm. Beide werden in sich noch einmal umfassend differenziert. Was die Frühpädagogik anbetrifft, so haben sich auch Iris Nentwig-Gesemann und Frauke Gerstenberg¹⁸⁶ mit empirischen Analysen in die Forschungswerkstatt eingebracht, in denen insbesondere die Diskurs- und Interaktionsorganisation auf einem generellen Niveau im Zentrum stand.

Inwiefern gab es denn bei den vielen Promotionen in deiner Forschungswerkstatt Kooperationen mit den Kolleg*innen innerhalb der FU? In gewisser Weise sind die ja im Kontext der Promotionsverfahren unabdingbar?

Seit Anfang des neuen Jahrtausends war meine Forschungswerkstatt stark durch die Zusammenarbeit mit Christoph Wulf beziehungsweise mit seinen Doktorand*innen geprägt. Er war zu der Zeit in die Arnimallee 11, also in die ehemaligen Räume von Hans Oswald, eingezogen und nun mein unmittelbarer Nachbar. Christoph Wulf war als Mitglied eines Sonderforschungsbereiches (»Kulturen des Performativen«) mit Stellen für Doktorand*innen und Mitarbeiter*innen gut ausgestattet. Da er selbst eher Theoretiker als Empiriker ist, kamen dann viele seiner Doktorand*innen in meine Forschungswerkstatt. Es entwickelte sich eine langjährige fruchtbare Zusammenarbeit, obschon der Umgang mit Grundbegriffen bei Christoph Wulf und in seiner »Historischen

Anthropologie« ein prinzipiell anderer war als in der rekonstruktiven Sozialforschung. Ein (sozial-) philosophisch orientierter Zugang, der seine Grundbegriffe primordial aus der Klassiker-Exegese heraus begründet und definiert, unterscheidet sich grundlegend von einem rekonstruktiven, für den dies in den Hintergrund tritt zugunsten der in komparativer Analyse gewonnenen empirischen Evidenz.

Welche Themen oder theoretische Orientierungen verbanden euch dennoch?

Christoph Wulf und seinen Doktorand*innen war mit denjenigen meines Arbeitsbereichs und auch mir selbst das Interesse am Theoriekomplex des Performativen wie auch an demjenigen der rituellen Praktiken, des Ritualen, gemeinsam. Es handelt sich nicht nur bei der Thematik des Performativen, sondern auch bei derjenigen des Ritualen um theoretische Zugänge, die alternative Wege zu Theorien des Sozialen und zu Handlungstheorien jenseits rationalistischer Vorannahmen eröffnen. Über dieses starke gemeinsame Interesse beider Arbeitsbereiche hinaus unterschieden sich jedoch auch hier die grundlagentheoretischen Rahmungen. So ist das Verständnis des Performativen in der Praxeologischen Wissenssoziologie beziehungsweise Dokumentarischen Methode nicht primär eines der Inszenierung oder Selbststilisierung, also nicht primär ein Darstellungsmodus, eine Praxis des Theatralischen. Vielmehr wird diese Dimension grundlegend von derjenigen des habituellen Handelns, also der Ebene der existenziellen Praxis, unterschieden, wobei letztere in der Praxeologischen Wissenssoziologie im Zentrum steht. Diese Differenzierung, welche bereits in derjenigen des Kommunikativen und des Konjunktiven bei Mannheim angelegt ist, ist für die Historische Anthropologie im Sinne von Christoph Wulf grundlagentheoretisch nicht relevant.

Ähnliche Unterschiede zur Praxeologischen Wissenssoziologie zeigen sich auch beim *Ritualbegriff*. In der Praxeologischen Wissenssoziologie lassen sich Rituale, mit denen Gemeinsamkeit, Zugehörigkeit und Kollektivität primordial auf der Grundlage der Aktualisierung gemeinsamer Erfahrung, gemeinsamen Erlebens, hergestellt wird, beispielsweise familiäre Rituale, von jener Gattung von Ritualen unterscheiden, mit denen Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit primordial auf der Grundlage von Ausgrenzung und Exklusion, also der Konstruktion von Außenseitern, hergestellt werden. Dies gilt beispielsweise im Strafverfahren und allgemein für machtstrukturierte Rituale: die/der Abweichende wird als Person, also in seiner Gesamtheit, seiner totalen Identität, als jemand konstruiert, mit dem sich niemand identifizieren kann. Auf diesem Wege kann sich dann die übrige Gruppe ihrer Normalität und Zugehörigkeit oder auch Gemeinsamkeit vergewissern. So gegensätzliche Klassiker wie Émile Durkheim und Harold Garfinkel haben dies gezeigt.¹⁸⁷ Exklusion ist somit Voraussetzung für diesen Weg der Inklusion. Im ersten

Fall spreche ich von konjunktiven und im zweiten Fall von kommunikativen Ritualen.

Das schließt aber auch ein, dass die Exkludierten resp. Degradierten, zum Beispiel Mitglieder einer Gang, dann ihrerseits konjunktive Rituale entwickeln?

Ja, genau. Bei den Hooligans wurden diejenigen, welche über Erfahrungen kommunikativer Exklusion verfügten – nämlich über Erfahrungen des Strafvollzugs zu DDR-Zeiten, verschärft noch durch solche der Stasi-Isolationshaft – dadurch gleichsam ›geadelt‹. Dies ist eines der Merkmale, welches ihrer Führungsfunktion begründete.¹⁸⁸ In der Historischen Anthropologie im Sinne von Christoph Wulf finden sich derartige begrifflich-theoretische Unterscheidungen nicht oder nicht systematisch. Das kritische Potential von Ritualen gerät damit in den Hintergrund, und die Perspektive bleibt auf das fokussiert, was ich als konjunktive Rituale bezeichne. Und die kommunikativen Rituale – beispielsweise Degradierungszeremonien – geraten leicht aus dem Blick, wie dies unter anderem auch in der Inklusionsdebatte zu beobachten ist. Je stärker – beispielsweise im schulischen Unterricht oder in der Frühpädagogik – Praktiken oder Verfahren der Inklusion aus der alltäglichen Praxis ausdifferenziert werden, umso mehr wird – paradoxerweise – das Handeln und schließlich die gesamte Person der zu Inkludierenden notwendigerweise, also strukturell, ausgesondert. Dies ist in den Arbeiten von Tanja Sturm und in der Dissertation von Benjamin Wagener gezeigt worden. Wie gesagt, sind die ersten empirischen Zugänge zu Phänomenen der Inklusion in den Arbeiten von Tanja Sturm und auch die Dissertation von Benjamin Wagener in Verbindung mit meiner Forschungswerkstatt entstanden.¹⁸⁹

Trotz unterschiedlicher theoretischer Zugänge im Bereich des Performativen und des Rituellen war das generelle Interesse an diesen Themen und damit an alternativen Wegen zur rationalistischen Theoriebildung neben dem Interesse an qualitativen Methoden eine gute Grundlage der Kooperation mit dem Arbeitsbereich von Christoph Wulf. Und diese Kooperation war eine wesentliche Komponente des transdisziplinären Charakters der Forschungswerkstatt. Darüber hinaus und damit zusammenhängend stand Christoph Wulf dem zunehmend sich entwickelnden pädagogisch-psychologisch und an standardisierter Forschung orientierten Mainstream in unserem Fachbereich ebenso distanziert gegenüber wie ich selbst. Von daher bildeten wir in unserer Villa eine Art Insel, auf der wir eine große Zahl von kreativen Promotionsverfahren in komplementärer Besetzung als Erst- und Zweitgutachter unbehelligt durchführen konnten.

Der Bundesweite Methodenworkshop

Trotz der vielen Themen und Projekte sollten wir auch noch etwas genauer auf den Bundesweiten Methodenworkshop in Magdeburg zu sprechen kommen, den du ja bereits erwähnt hattest?!

Da hast Du recht. Im Jahre 1998 wurde der Bedeutung von Forschungswerkstätten für die Methodenausbildung und die gesamte Lehre durch die Etablierung des »Bundesweiten Methodenworkshops« in Magdeburg Rechnung getragen. Die Initiierung und Organisation dieses Workshops, an dessen Vorbild sich dann später unter anderem der »Berliner Methodentreff« orientierte, ist vor allem Winfried Marotzki zu verdanken, dem es durch seine starke Position in der universitären Selbstverwaltung ein paar Jahre zuvor gelungen war, Fritz Schütze nach Magdeburg zu holen. Dies war nicht so einfach, trotz Unterstützung in der Berufungskommission durch zwei Mitglieder der ehemaligen Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, durch Ansgar Weymann und mich. Ende der 1990er Jahre wurde von Winfried Marotzki und Heinz-Hermann Krüger dann auch das »Zentrum für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung« (ZBBS) gegründet, zu dessen Vorstand ich auch gehörte, sowie die gleichnamige »Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung«. Dies ist die Vorläuferin der »Zeitschrift für Qualitative Forschung«. Zu deren ersten Herausgeber*innen gehörten neben Winfried Marotzki und Heinz-Hermann Krüger auch Jörg Frommer, Ursula Raabe-Kleberg, Fritz Schütze und ich. Die Bedeutung von Winfried und Heinz-Hermann, die auch die Gründung der Sektion Biographieforschung innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) initiiert haben, für die Entwicklung der qualitativen Methoden in der Erziehungswissenschaft ist aufgrund ihrer Integrität und ihres Überblicks über das Fach nicht hoch genug zu veranschlagen.

Wann oder wie lange warst du denn in Magdeburg dabei?

Forschungswerkstätten im Rahmen des Magdeburger Methodenworkshops habe ich von 1998 bis zum Jahre 2011, also 13 Jahre lang, geleitet, zunächst gemeinsam mit Burkhard Schäffer. Diese ersten Jahre stellten insofern eine besondere Herausforderung dar, weil die im Vergleich mit der Objektiven Hermeneutik und der Narrationsanalyse noch wenig etablierte Dokumentarische Methode unter einem starken Legitimationsdruck stand. Burkhard und ich haben uns hier ausgesprochen gut ergänzt, weil bei nahezu vollständiger Übereinstimmung in methodischer Hinsicht unsere »didaktische« Herangehensweise recht unterschiedlich war. Aus Burkhard's Sicht war meine Didaktik wohl eher unzureichend. Auch in der späteren Workshopleitung gemeinsam mit Aglaja Przyborski waren unsere Interventionen in fruchtbarer Weise kom-

plementär zueinander. Aglaja ist eine begnadete Moderatorin. Ihre Fähigkeiten zur Vermittlung komplexer Zusammenhänge gerade auch im methodischen Bereich haben ihren Ausdruck auch in dem überzeugenden Einführungsbuch in qualitative Methoden gefunden, welches sie gemeinsam mit Monika Wohlrab-Sahr verfasst hat.¹⁹⁰ Kennengelernt haben sich beide im Übrigen in den 1990er Jahren in Berlin. Monika Wohlrab-Sahr war als Vertreterin der Objektiven Hermeneutik an der Lehre am Zusatzstudium Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften beteiligt. An ihrem Habilitationsverfahren im Bereich der Soziologie war ich als Gutachter beteiligt.¹⁹¹

Die Workshops waren und sind wohl immer noch so aufgebaut, dass jeweils am Freitagnachmittag und Samstagvormittag zwei Vorlagen diskutiert werden, die gemäß den beiden Kriterien Methodik und Gegenstandsbezug der jeweils passenden Workshopleitung vorab durch die Organisatoren zugeordnet worden sind. Im Laufe der Zeit waren dann zunehmend mehr Teilnehmer*innen und auch Workshopleiter*innen mehr oder weniger zentral an der dokumentarischen Methode orientiert. Für die Vermittlung und Verbreitung der Dokumentarische Methode war und ist der Magdeburger Methodenworkshop von großer Bedeutung. Gerade das zunehmende Interesse an dieser Methode war für mich dann allerdings auch der Grund, nach 13 Jahren einen Schlussstrich zu ziehen. Denn im Laufe der Zeit wurden die von mir und Burkhard beziehungsweise Aglaja geleiteten Arbeitsgruppen immer größer – anfangs waren es 10 bis 20 und später 50 bis 60 Teilnehmer*innen.

Dann kann aber von einer Forschungswerkstatt wohl nicht mehr die Rede sein?

Eine intensive gemeinsame Arbeit an der Sache ist bei mehr als 20 Teilnehmer*innen bereits schwierig – auch wenn diese sich mit den Vorlagen der sogenannten aktiven Teilnehmer*innen, also derjenigen, welche die Vorlagen einbringen, vertraut gemacht haben. Aber dies war nicht durchgängig der Fall. Im Unterschied zu anderen Seminar-Veranstaltungen ist eine Beteiligung am Diskurs ohne eine Vorbereitung nicht nur weniger sinnvoll, sondern überhaupt nicht. Vielmehr ist dies belastend für die gemeinsame Arbeit der anderen. Und dies umso mehr je größer die Arbeitsgruppe wurde. Zudem waren etliche Teilnehmer*innen weniger an den Vorlagen und deren Interpretationen interessiert, als dass sie die Workshop-Leitung und deren Stil kennenlernen wollten. Dieses zwar verständliche Interesse hatte dann aber zum Teil die Konsequenz einer hohen Fluktuation der Teilnehmer*innen, sodass die Arbeitsgruppe am Ende des Workshops zum Teil anders zusammengesetzt war als am Anfang. Dies macht die Arbeit für die Leiter*innen besonders anstrengend.

Die Herausforderung ist für diese ja schon unter den üblichen Bedingungen einer Forschungswerkstatt im Vergleich mit üblichen Seminaren dadurch erhöht, dass es hier nicht um die Vermittlung erprobter und anerkannter Er-

gebnisse geht, sondern um deren Produktion und der Erfolg niemals von vornherein gesichert ist. Für die Konsistenz, Plausibilität und Validität der Ergebnisse können die Leiter*innen zwar nicht allein, aber dennoch primär verantwortlich gemacht werden. Wenn man dann auch noch, wie in meinem Fall, nicht nur für die Anwendung der Methode, sondern auch noch für diese selbst verantwortlich gemacht werden kann, erhöht sich die Herausforderung noch einmal. Letzteres gilt ganz besonders für die frühe Phase des Magdeburger Workshops wie aber auch für andere zu der damaligen Zeit von mir außerhalb der FU geleitete Forschungswerkstätten.

Um welche Zeitphase geht es dabei?

Gemeint sind vor allem die 1990er Jahre und die ersten Jahre des neuen Jahrtausends, als die Dokumentarische Methode noch keineswegs als etabliert gelten konnte und oft skeptisch bis ablehnend betrachtet wurde – ob ihrer dem Common Sense nicht leicht zugänglichen Analyseinstellung und Terminologie. Nachdem dann die Terminologie und die Verfahrensweisen im Bereich der Interpretation von Texten einigermaßen etabliert waren, begann mit Beginn des neuen Jahrtausends auch eine neue Phase, eine neue Herausforderung im Bereich der Methodenentwicklung – nämlich die Bildinterpretation.

Die Entwicklung der dokumentarischen Bildinterpretation

Ja, wie bist du denn überhaupt auf dieses Forschungsfeld gekommen?

Ich hatte ja bereits über die Dissertation von Wivian Weller berichtet, für die sie in São Paulo in einer der größten Plattenbausiedlungen Brasiliens Erhebungen durchgeführt hat. Im Frühjahr 2000 habe ich im Rahmen einer Dienstreise Wivian in São Paulo besucht. Die Kontakte zu den Jugendlichen waren da bereits etabliert. Und Wivian war bereit, mich in Begleitung einer Sozialarbeiterin in das Feld mitzunehmen, um mich mit den Jugendlichen aus der HipHop-Szene persönlich bekannt zu machen. Meine Kontakte zu den brasilianischen Kolleg*innen aus den Sozialwissenschaften bestanden damals vor allem aus Vorträgen zu unserer Untersuchung über Hooligans und Rockbands und den methodischen Grundlagen unserer Forschung. Die Vorträge, Diskussionen und der Erfahrungsaustausch fanden an der Katholischen Universität in São Paulo und der renommierten Universität von Campinas statt. Wivian wollte mich immer davon abhalten, São Paulo alleine zu erkunden. Was ich dennoch getan habe. Als Lektüre hatte ich damals das Buch des Kunsthistorikers Max Imdahl

über den Renaissancemaler Giotto mit dem Titel: »Giotto – Arenafresken. Ikonographie – Ikonologie – Ikonik« im Gepäck.¹⁹² Auf einer Bank in einem Park im ökonomischen Zentrum São Paulos, auf der ich wohl mindestens zwei Stunden verbracht habe, hatte ich dann die entscheidende »Erleuchtung« respektive den grundlagentheoretischen Durchbruch im Bereich der dokumentarischen Bildinterpretation.

Kannst du genauer erläutern, um was es sich bei dieser »Erleuchtung« gehandelt hat?

Ja, der Grund, dass ich das Buch von Max Imdahl in einer Plastiktüte bei meinen Streifzügen durch São Paulo dabei hatte, war eine Anregung von Burkhard Schäffer, etwas über Bildinterpretation zu schreiben.¹⁹³ Also insofern war Burkhard der Initiator der dokumentarischen Bildinterpretation, und er hat später ja auch selbst empirisch dazu gearbeitet, einige Aufsätze dazu verfasst¹⁹⁴ und entsprechende Dissertationen betreut.¹⁹⁵ Ich hatte mich bereits vorher intensiv mit der »Ikonologie« des Kunsthistorikers Erwin Panofsky befasst, also mit der von ihm erarbeiteten Methode und Methodologie der Kunst- und Bildinterpretation. Als Zeitgenosse und – was die Zwangsemigration als Jude anbetrifft – auch Schicksalsgenosse Karl Mannheims hatte Panofsky seine bahnbrechende Ikonologie in Kenntnis der Dokumentarischen Methode und auch in explizitem Bezug auf diese ausgearbeitet.¹⁹⁶ Mannheim hatte den Zugang zum dokumentarischen Sinngehalt ja dadurch gewonnen, dass er nicht mehr nur danach fragte, *was* ein Text uns in seinem *wörtlichen* oder *immanenten* Sinngehalt, also auf der propositionalen Ebene mitzuteilen hat, sondern auch danach, was sich aufgrund seiner Gestaltung, seiner Performanz, auf der performativen Ebene über die ihn produzierenden individuellen oder kollektiven Akteur*innen zu dokumentieren vermag. Gefragt wurde also nach dem *Wie* der Herstellung des Textes. Analog hat Panofsky im Bereich des Bildlichen zwischen dem ikonografischen und dem ikonologischen Sinngehalt unterschieden.

Mit dem paradigmatischen, dem bahnbrechenden Wechsel von der *Ikonografie* zur *Ikonologie* hat er damit zugleich eine der wesentlichen Grundlagen für eine praxeologische AnalyseEinstellung geschaffen, die auch von Bourdieu umfassend gewürdigt worden ist.¹⁹⁷ Ich habe dies neuerdings, wie bereits erwähnt, auch als Wechsel von der propositionalen zur performativen Logik bezeichnet.¹⁹⁸ Dabei hat Panofsky den Unterschied zwischen diesen beiden Logiken oder Sinndimensionen zuallererst nicht an einem Kunstwerk, sondern an einem Beispiel aus dem Alltagsleben – an demjenigen des Grüßens durch Lüften des Hutes – erläutert.¹⁹⁹

Er hat damit – mehr oder weniger unbemerkt – zugleich einen weiteren wesentlichen Schritt getan, indem er den »profanen« Produkten der Alltagspraxis eine den Werken der Kunst ebenbürtige Geordnetheit zuerkannt hat. Das

entspricht ja in gewisser Weise auch der Analyseeinstellung von Harold Garfinkel, wenn er von den »ordinary, artful ways« der »activities of daily life« spricht.²⁰⁰ Eines der Grundprinzipien der Dokumentarischen Methode ist es, Alltagspraxen, d.h. die im Alltag produzierten Texte, korporierten Praktiken und Bilder wie Kunstwerke zu behandeln, d.h. mit demselben Respekt und derselben analytischen Sorgfalt wie diese. Von daher ist es geradezu geboten, auch die erkenntnistheoretischen und methodologischen Prinzipien und Implikationen der Kunstgeschichte für die Praxeologie mit in den Blick zu nehmen.

Dieser Bezug zur Kunstgeschichte klingt nach einem sprichwörtlichen »großen Sprung«?

Dieser Sprung ist ja gar nicht so groß, wenn man in Rechnung stellt, dass die methodologischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen der Dokumentarischen Methode und der Ikonologie von Panofsky große Übereinstimmungen aufweisen. In der Terminologie, wie ich sie in der »Praxeologischen Wissenssoziologie« ausgearbeitet habe, ist für beide der Wechsel von der propositionalen zur performativen Logik als ein Paradigmenwechsel der wesentliche Schritt ihrer Methodologie. Und letztlich orientiere ich mich in der von mir ausgearbeiteten Stufenfolge von methodischen Arbeitsschritten an diesem Wechsel der Logik: Die Formulierende Interpretation folgt der propositionalen Logik, formuliert sozusagen den Common Sense und fasst den Text in diesem Bezugsrahmen möglichst knapp zusammen, um vor diesem Hintergrund die Eigenart der Interpretation im Bezugsrahmen der performativen Logik, die Reflektierende Interpretation, also den Bruch mit dem Common Sense, möglichst konturiert sichtbar und somit kontrollierbar werden zu lassen. Die Stufenfolge der Arbeitsschritte ist somit im Sinne einer Anleitung, um nicht zu sagen: Anstiftung, zum Bruch mit dem Common Sense zu verstehen.

Der nächste Schritt in der Entwicklung der dokumentarischen Bildinterpretation, welcher dann über die Ikonologie von Panofsky hinausgeht, ist schon eher ein »Sprung«. Dies ist der Schritt, den ich geistig auf der Bank in einem Park von São Paulo getan habe. Max Imdahl versteht sich zwar durchaus als Schüler von Panofsky. Zugleich stellt aber gerade dessen besondere Leistung, nämlich den »Geist« oder Habitus oder eben Dokumentsinn einer Epoche an unterschiedlichen Kunstgattungen (also nicht nur an Werken der Malerei, sondern auch an denjenigen der Architektur und Literatur) sichtbar zu machen, auch ein Problem dar. Imdahl stellt die Frage, wo dann denn noch das Besondere oder Eigene des Mediums *Bild* in den Interpretationen Panofskys zu finden sei. Dies ist die Frage nach der *Eigenlogik des Bildes oder des Bildlichen* – insbesondere im Unterschied zum Text. Kann uns das Bild – nicht nur in der Kunstinterpretation, sondern gerade auch in unserer alltäglichen Verständigung – etwas vermitteln, was der Text nicht zu vermitteln vermag? Das bedeutet vor allem, dass wir uns, um den eigentlichen Sinngehalt des Bildes erschlie-

ßen zu können, von unserem im Wesentlichen textlich geprägten Vor-Wissen weitestgehend frei zu machen haben, wir dieses also zu suspendieren haben. Es gilt, die Bilder nicht mehr mit Texten zu erklären, sondern unabhängig von diesen zu interpretieren.²⁰¹ In diesem Sinne geht es auch darum, dass wir uns nicht mehr (allein) verbal und im Medium des Textes *über* Bilder verständigen, sondern um die Frage, wie es möglich ist, sich allein *durch* Bilder oder mit Bildern zu verständigen.²⁰² Diese Verständigung im Medium des Bildes selbst hat Aglaja Przyborski dann später auch als »Bildkommunikation« bezeichnet.²⁰³

Dabei sieht sich die Entwicklung von qualitativen Methoden der Bildinterpretation allerdings vor das Problem gestellt, dass die wesentlichen Innovationen im Bereich qualitativer Methoden seit Ende der 1970er Jahre zunächst eng mit der Textinterpretation verbunden waren. Dies hängt mit dem Linguistic Turn zusammen, wie er in philosophischer Hinsicht von Richard Rorty, Paul Ricoeur und Jürgen Habermas diagnostiziert oder auch propagiert worden ist. Der Linguistic Turn hatte aber auch Auswirkungen auf die sozialwissenschaftlichen Methoden der Textinterpretation selbst. Die enormen Fortschritte der Interpretationsverfahren sind wesentlich dem methodologischen Prinzip zu verdanken, Texte als selbstreferenzielle Systeme zu behandeln, wenn wir diesen Begriff aus der Luhmann'schen Systemtheorie verwenden wollen.

Warum ist denn der Gedanke des selbstreferentiellen Systems hier so wichtig?

Damit ist im Bereich der Interpretationsmethode vor allem gemeint, soweit wie möglich auf Kontextwissen zu verzichten, also nur das zur Grundlage der Interpretation zu nehmen, was das System selbst, also beispielsweise eine Passage aus einem Familiengespräch oder ein Familienfoto, uns zur Verfügung stellt. Denn zum einen gelangen wir nur so zur Eigenlogik des Systems und auf diesem Wege zur Eigenlogik des Relevanzsystems oder genauer: des Erfahrungsraums der Erforschten. Und zum anderen – aber damit zusammenhängend – lernen wir deren Relevanzsystem oder Erfahrungsraum von unserem eigenen, also dem der Forschenden, zu unterscheiden. Wenn wir uns also einen Zugang zum Text oder Bild als eigengesetzlichem oder selbst-referentiellem System erschließen, dann eröffnet sich uns auf diese Weise auch ein systematischer Zugang zur Eigengesetzlichkeit oder Eigenlogik des Erfahrungsraums der Text- oder Bildproduzent*innen. Beispielsweise eröffnet uns das Familiengespräch oder das Familienfoto, insbesondere, wenn es von einem Mitglied der Familie geschossen wurde, einen Zugang zum Erfahrungsraum einer Familie mit ihrem spezifischen familialen Habitus.

Paradoxerweise ging der Erfolg der Verfahren der Textinterpretation, wie er im Zusammenhang mit dem Linguistic Turn in der Orientierung am Text als selbstreferentiellem System begründet war, noch bis ins 21. Jahrhundert mit

einer Marginalisierung des Bildes im Bereich der qualitativen Methoden einher. Dem Bild wurde eine solche Selbstreferentialität nicht zuerkannt. Denn die hochentwickelten qualitativen Verfahren vermochten sich nur schwer von der Bindung an die Logik von Sprache und Text sowie vom textlichen Vorwissen zu lösen. In der Objektiven Hermeneutik ist dies so weit getrieben worden, dass von der »Welt als Text« die Rede war.²⁰⁴

Aber was ist denn dann der wesentliche Unterschied zwischen der Bild- und der Textinterpretation?

Das Bild als Text zu verstehen beziehungsweise misszuverstehen, bedeutet, die Sequenzanalyse, wie sie in den Sozial- und Geisteswissenschaften übereinstimmend der Methodik der Interpretation zugrunde gelegt wird, auf die Bildinterpretation übertragen zu wollen. Demgegenüber gehört zur Eigenlogik des Bildes aber seine *Simultanstruktur*, wie Max Imdahl deutlich gemacht hat. Im Unterschied zur Textinterpretation erschließt sich mir der Sinn des Bildes nur dadurch, dass ich soweit wie möglich alle Elemente des Bildes zugleich in den Blick nehme, um auf diese Weise die Gesamtkomposition erschließen zu können. Imdahl spricht vom »sinnstiftenden Zugleich« des Bildes.²⁰⁵ Vor allem gilt es aber im Sinne von Max Imdahl, im Zuge der Bildinterpretation dessen Selbstreferentialität in dem Sinne zu beachten, dass das textlich-sprachliche Kontextwissen über das Bild respektive über die auf dem Bild dargestellten Gegenständlichkeiten, weitestgehend eingeklammert, suspendiert oder »verdrängt« werden soll.²⁰⁶ Nur auf diese Weise gelingt es, zur Eigenlogik des Bildes, zum Bild selbst, zu gelangen.

Imdahl nennt dies das »sehende Sehen« und unterscheidet es vom »wiedererkennenden« Sehen, welches auf die im Bild abgebildete Gegenständlichkeit gerichtet ist. In gewissem Maße lässt sich dies auch mit der begrifflichen Differenz von proponierter und performativer Performanz fassen. Wobei das wiedererkennende Sehen auf die proponierte Performanz gerichtet ist, wohingegen das sehende Sehen beides umfasst, allerdings im primären Rahmen der performativen Performanz. Um zum sehenden Sehen und somit zur Eigenlogik des Bildes zu gelangen, muss ich, wie gesagt, darüberhinaus die Gesamtkomposition des Bildes in den Blick nehmen. Ebenso wie im Bereich der dokumentarischen Gesprächsanalyse und des Gruppendiskussionsverfahrens gelingt der Zugang zur Gesamtkomposition nur, wenn ich die *formale Struktur* erfasse. Im Bereich der Gesprächsanalyse ist die Rekonstruktion der Formalpragmatik, der formalen Struktur der interaktiven Bezugnahme der Beteiligten aufeinander, die Voraussetzung für tiefer greifende semantische Interpretationen. Ich habe dies als Diskursorganisation bezeichnet. Da das Bild selbst eine Fläche ist, ist es hier vor allem die formale Struktur im Bereich der Komposition in der Fläche, welches das Bild in der ihm eigenlogischen Gesetzlichkeit wesentlich bestimmt. Max Imdahl spricht hier von der »planimetrischen Kom-

position«. Deren Rekonstruktion ist wichtiger als die Rekonstruktion der formalen Struktur, wie sie durch die Wahl der Perspektivität, die »perspektivische Projektion« ins Bild kommt. Die Rekonstruktion der planimetrischen Komposition zwingt uns als Interpret*innen gewissermaßen im Sinne einer methodischen Kontrolle dazu, die Einzelelemente des Bildes nicht isoliert, sondern grundsätzlich immer im Ensemble der anderen Elemente zu interpretieren, wohingegen wir im Common Sense dazu neigen, einzelne Elemente des Bildes herauszugreifen.

Ist es denn notwendig, für das »sehende Sehen« bei Imdahl noch einmal einen eigenen Begriff einzuführen, denjenigen der »performativen Performanz«?

Mir geht es ja darum, die Bildtheorie des Kunsthistorikers Max Imdahl und dessen Kategorien in einen sozialwissenschaftlichen, das heißt handlungs- oder praxistheoretischen, Zusammenhang einzuordnen. Derartige interdisziplinäre Verbindungen zwischen Kunst und Wissenschaft sind gerade für eine Bildwissenschaft wesentlich. So haben Leute aus dem Bereich der Kunst einen Band mit dem Titel »Undisziplinierte Bilder« herausgegeben, um zu betonen, dass Bilder resp. Fotos einem »monodisziplinären« Ansatz nicht zugänglich sind.²⁰⁷ Im Sinne einer derartigen interdisziplinären Vermittlung verstehen sich die Grundbegriffe der Praxeologischen Wissenssoziologie. Und in dieser Sprache ist das, worauf Imdahl mit dem »wiedererkennenden Sehen« rekurriert – man könnte auch vom gegenständlichen Sehen sprechen – beispielsweise das Wiedererkennen einer Interaktionsszene als derjenigen des letzten Abendmahls oder als der eines Familienrituals die proponierte Performanz. Es geht also um die die Performanz, die Praxis, welche die Maler*innen oder etwa auch die Fotograf*innen zum Gegenstand ihres Schaffens genommen und dargestellt, die sie also proponiert, haben. Das »sehende Sehen« umfasst demgegenüber auch den Vollzug der *Herstellung dieser Darstellung* selbst, also die Praxis der Fotograf*innen oder Maler*innen, deren Modus Operandi, deren eigenen Habitus. Dies lässt sich generalisiert der Kategorie der *performativen Performanz* zuordnen.

Was die Fotografie, also die fotografische Ablichtung sozialer Szenerien anbetrifft, so haben wir es hier mit zwei Kategorien von Bildproduzent*innen zu tun: beispielsweise mit den abgebildeten Familienmitgliedern als *abgebildeten* Bildproduzent*innen und mit den Fotograf*innen als *abbildende* Bildproduzent*innen. Demgegenüber sind in der Malerei die Künstler*innen letztlich die alleinigen Bildproduzent*innen.

Kannst du diese Begriffe einmal genauer erläutern?

Ich hatte vorhin erwähnt, dass uns das Foto einer Familie einen Zugang zum Erfahrungsraum oder auch Habitus der Familie zu eröffnen vermag. Dies ist allerdings – genauer betrachtet – im strengen Sinne nur dann der Fall, wenn der Schnappschuss auch von einem Mitglied der Familie stammt. Genauer oder allgemeiner habe ich dies so formuliert, dass in dem Fall die/der abbildende Bildproduzent*in zum selben Erfahrungsraum gehört wie die abgebildeten Bildproduzent*innen, also die Akteur*innen vor der Kamera. Für die Kunstgeschichte, also unter anderem auch für Panofsky und Imdahl, hat sich dies Problem nicht gestellt, da in der Malerei oder anderen Bereichen der bildenden Kunst, die gesamte Gestaltung des Bildes das Produkt der Abbildenden, also der Künstler*innen, ist. Wohingegen in das Foto jedoch die Gestaltungsleistungen der Abgebildeten mit eingehen.

Im Bereich der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fotointerpretation ist dies zwar problematisiert worden, nämlich dass wir im Common Sense von den Gestaltungsleistungen der Abbildenden weitgehend absehen und davon ausgehen, dass uns das Foto unabhängig von deren Gestaltungsleistungen unmittelbar Aufschlüsse über die Abgebildeten oder das Abgebildete gibt, hier: über die Wirklichkeit der Familie. So hat Roland Barthes von der »mythischen« Vorstellung des rein abbildenden Charakters, in seinen Worten: des »rein denotierenden« Status der Fotografie gesprochen.²⁰⁸ Systematische Konsequenzen für eine qualitative Methodik der Fotointerpretation sind aus diesen eher philosophischen Reflexionen jedoch nicht gezogen worden.

Was sind das denn für Konsequenzen für die Semantik des Bildes, die aus der Unterscheidung zwischen Gestaltungsleistungen der Abgebildeten von denen der Abbildenden gezogen werden können?

Auch wenn dies auf den ersten Blick schwierig erscheint, so lässt sich durchaus in methodisch fundierter Weise bestimmen, welche Gestaltungsleistungen der Tendenz nach von den Abgebildeten und welche von den Abbildenden erbracht worden sind. So ist die Wahl der Perspektivität und des Kameraausschnitts, die sogenannte Kadrierung, im Wesentlichen eine Leistung der Abbildenden. Von dieser Kadrierung ist dann auch die planimetrische Komposition abhängig. Die Leistungen der Abbildenden sind umso klarer identifizierbar je elaborierter und professioneller diese sind. Beispielsweise zeigt sich am Beispiel eines Fotos des berühmten Fotografen Sebastião Salgado, auf dem eine brasilianische Kleinbauernfamilie mit elf Kindern abgelichtet ist,²⁰⁹ durch die Rekonstruktion der formalen Komposition, also der Perspektivität, des Kameraausschnitts und der planimetrischen Komposition, ein degradierender Blick des Fotografen, des abbildenden Bildproduzenten, auf ein ihm fremdes

Milieu. Durch diesen Blick werden Milieuverhältnisse der gesellschaftsstrukturellen Subordination gleichsam reproduziert.²¹⁰

Du hast ja, soweit ich deine Bildinterpretationen kenne, sehr unterschiedliche Bilder, also Bilder mit sehr unterschiedlichen Gegenständen und aus unterschiedlichen Genres, interpretiert.

Ja, die Interpretation des Fotos von Salgado beispielsweise ist im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts entstanden. Eine brasilianische Diplomandin – diesmal nicht Wivian – war es, die dieses Foto für eine exemplarische Interpretation vorgeschlagen hatte. Ebenso wie in meinem Forschungswerkstätten habe ich mich auch in den Lehrforschungsprojekten immer stark an den Interessen der Studierenden orientiert. Die Studentin war dann zunächst ein wenig schockiert über meine Re- oder De-Konstruktion dieses Fotos des berühmten Künstlers, und es hat länger gedauert, bis meine Interpretation sie schließlich überzeugen konnte. Einem Kollegen meiner Frau, einem Maler und Grafiker, den die Arbeiten von Salgado sehr beeindruckten, erging es ähnlich. Aber auch er fand meine Interpretation letztlich doch überzeugend oder zumindest plausibel. Dies verweist darauf, dass auch Fotografien (und möglicherweise auch andere bildliche Darstellungen), die unter formal-ästhetischen Gesichtspunkten, unter dem Aspekt der »Bild-Syntax«, wie Mollenhauer²¹¹ dies mit Bezug auf die Ikonologie von Panofsky und die Ikonik von Imdahl genannt hat, hohe Standards der Komposition und Ausgewogenheit erreichen, unter dem Gesichtspunkt ihrer sozialwissenschaftlichen oder soziologischen »Bild-Semantik« problematisch erscheinen.

Ein ganz anderes Genre von Familienfotos, nämlich solche, die von Angehörigen der Familie selbst geschossen wurden, entstammt einem von der DFG für ein Jahr – aber nicht länger – geförderten Pilotprojekt mit dem Titel »Erziehung und Tradition« unter der Leitung von Christoph Wulf, Margret Kraul, Winfried Gebhardt und mir und unter Mitarbeit unter anderem von Bettina Fritzsche.²¹² Es ging darum, in einem Vergleich von Familien aus einem neuen und einem alten Bundesland der Frage nachzugehen, ob und inwieweit familienspezifische Stile oder Habituskomponenten bereits in der Herkunftsfamilie der Eltern zu beobachten sind und somit möglicherweise tradiert werden. Neben den Fotos, die von den Eltern und Großeltern selbst ausgewählt wurden, habe ich auch Tischgespräche (Gespräche beim Abend- oder Mittagessen) und Gruppendiskussionen mit Eltern und Großeltern ausgewertet. Über die Methoden-Triangulation haben wir ja schon gesprochen. Als Ergebnis konnte ich dann – etwa zehn Jahre nach der Wende – relativ konturiert die Differenzen des Habitus zweier unterschiedlicher Milieus oder Typen von Milieus aus der Umgebung von Berlin, aus Brandenburg, herausarbeiten. Vor allem in den Gruppendiskussionen und Tischgesprächen wurden dann auch Hinweise auf die Hintergründe, die Soziogenese dieser Differenzen, sichtbar. Das eine

Milieu war in der DDR-Gesellschaft politisch eher integriert und das andere – insbesondere aufgrund seiner ausgeprägten religiösen Orientierung – eher marginalisiert.²¹³

Eine Triangulation unterschiedlicher Methoden, wie wir sie im Projekt über Familientraditionen praktiziert haben, findet sich ja auch bereits in den Studien über Hooligans und Rockbands sowie über Jugendliche türkischer Herkunft. Dort waren es, wie gesagt, die Methoden der Gruppendiskussion, des biografischen Interviews und der teilnehmenden Beobachtung.

Hat sich die Methodentriangulation in der Dokumentarischen Methode durchgesetzt?

Ja, um nur einige Beispiele zu nennen, die mir gerade einfallen: Zur Triangulation der Interpretation von Gruppendiskussionen und Gruppenfotos hat Nora Friederike Hoffmann neuere forschungspraktische Lösungen und methodologische Begründungen vorgelegt, die in meiner Forschungswerkstatt diskutiert wurden.²¹⁴ Eine ertragreiche Form der Triangulation, hier von Paarinterviews und Paarfotos, stellt auch die im Kontext meiner Forschungswerkstatt entstandene Dissertation von Astrid von Sichart über die Entwicklung von Paarbeziehungen dar.²¹⁵ Astrid, die schon sehr lange als Paar- und Organisationsberaterin tätig ist, ging es um die Frage, was dafür ausschlaggebend ist, dass Paare sich in der Lage zeigen, sich aus eigener Kraft aus Beziehungskonflikten zu befreien. Hier ist auch nochmals auf die französischsprachige Dissertation von Adeline Busson-Hurmaci²¹⁶ zu verweisen. Die Interviews waren mit Bezug auf diese Fotos durchgeführt worden. Gegenstand der Untersuchung insgesamt waren die Orientierungsrahmen im weiteren Sinne, hier das Spannungsverhältnis von Identitätsnorm und Habitus. Mit dieser methodisch innovativen und eigenständigen Arbeit hat Adeline dann an der Universität Le Mans promoviert. Und Kevin Stützel hat in seiner Dissertation auf der Grundlage der Interpretation von Gruppendiskussionen und selbst ausgewählten Fotos von Sozialarbeiter*innen gearbeitet.

Du hattest die Interpretation von Werbefotos erwähnt im Zusammenhang mit deinen jugendlichen Berufsperspektiven in Bezug auf die Werbebranche. Hast du denn eigentlich jemals daran angeknüpft?

Wenn man so will: ja. Am Anfang der Entwicklung der empirischen Analysen im Bereich dokumentarischer Bildinterpretation stand die 2001 veröffentlichte Interpretation eines Werbefotos, also eines Werkes professioneller abbildender Bildproduzent*innen. Eine Koinzidenz mit meinem Interesse an der Werbung in meiner Jugendphase aufgrund des Buches »The Hidden Persuaders« kann man stark vermuten. Meine Erwägungen Anfang des neuen Jahrtausends bezüglich der Auswahl dieses Genres für meine Bildinterpretationen haben aber

noch andere Gründe: Bei den Werbefotografien ist ja zu erwarten, dass die formale Komposition entsprechend elaboriert ist, dass sie zugleich aber – um ihre Funktion der Bindung von Aufmerksamkeit als Werbeträger zu erfüllen – auch intuitiv leicht zugänglich zu sein hat. Auf meinem ersten untersuchten Werbefoto der Zigarettenfirma »West« mit dem schönen Titel »Heidi«²¹⁷ ist eine Sennerin im Dirndl und auf dem Melkschemel sitzend auf der Weide neben ihrer Kuh abgebildet. Dabei zeigt sie sich aber zugleich auch geschminkt, rauchend und insgesamt in etwas schriller Pose im Flirt mit einem Almbesucher. Die Botschaft ist hier wohl: West-Raucher*innen haben zwar durchaus auch eine Verankerung in der heilen Welt eines intakten Milieus und dessen Attraktivitäten, sind dabei aber zugleich Grenzgänger*innen zwischen den Milieus, haben Zugang zu ganz anderen Welten mit ihren pluralistischen und hybriden Stilelementen. Sie haben keine Angst vor Dissonanzen, sondern können diese im Sinne gesteigerter Attraktivität nutzen.

Weitere Interpretationen liegen zu mehreren Werbefotos der Firma Burberry und – gemeinsam mit Aglaja Przyborski – zu einem Foto der Firma H&M vor. Es stellte sich in allen diesen Interpretationen der Werbefotos als abstrakte Gemeinsamkeit heraus, dass der in ihnen propagierte Lifestyle als Angebot zur Bewältigung hybrider Identitätsanforderungen verstanden werden kann. Im Fall der H&M-Fotos sind dies die Erwartungen, eine sich ihrer körperlich-sexuellen Attraktivität bewusste Frau zu sein und sich zugleich in mädchenhafter Zurückhaltung beziehungsweise Unschuld präsentieren zu können. Im zweiten Fall ist dies der grundlegende Appell, sich als einzigartig, also in seiner Individualität, zu beweisen, aber zugleich auch in (Gruppen-) Zugehörigkeiten eingebunden sein zu können. Im Sinne der Diskursanalyse lassen sich derartige hybride Identitätserwartungen oder Identitätsnormen auch als »Anrufungen« oder »Subjektcodes« verstehen.²¹⁸ Die letzten beiden Begriffe entstammen der an Foucault orientierten Diskursanalyse, sodass hier erkennbar wird, dass dieser Weg der dokumentarischen Interpretationen von Werbefotos sich auch im Sinne einer Koppelung von Foucault'scher Diskursanalyse und Praxeologischer Wissenssoziologie weiter bearbeiten lässt. Wobei die Goffman'schen Begriffe der »Identitätsnorm« (»identity norm«) und der »virtualen sozialen Identität«²¹⁹ in dieser Koppelung eine zentrale Bedeutung als vermittelnde Kategorien gewinnen. Alexander Geimer hat empirische Analysen und theoretische Reflexionen im Sinne dieser Koppelung vorgelegt.²²⁰

Geht es bei der dokumentarischen Bildinterpretation hauptsächlich um die Interpretation von Fotos?

Nein, neben den Fotointerpretationen sind im Kontext meiner Forschungswerkstatt auch Dissertationen entstanden, in deren Zentrum die Interpretation von *Zeichnungen* steht, sowohl solche aus den öffentlichen Medien als auch

solche, die von den Erforschten – hier: von Kindern und Jugendlichen – selbst erstellt worden sind. In ersterer Hinsicht ist hier die bereits skizzierte Dissertation von Vinícius Liebel mit seiner Interpretation der Karrikaturen aus der Zeitschrift »Der Stürmer« zu nennen. Zeichnungen von Kindern und Jugendlichen sind, wie ebenfalls bereits erwähnt, von Gabriele Wopfner aus dem österreichischen Tirol und von Maria Gall Prader aus Südtirol in Kombination, also Triangulation, mit Gruppendiskussionen interpretiert worden. Eine der methodisch komplexesten Arbeiten, in der Zeichnungen und andere Artefakte von Studierenden der Kunstwissenschaft in Triangulation mit biografischen Interviews interpretiert worden sind, ist die bereits skizzierte Dissertation von *Tobias Loemke*.

Dokumentarische Video- und Filminterpretation

Hast du mit der Film- und Videoanalyse an diese (Bild-)Erfahrungen angeknüpft?

Meine Video- und Filminterpretation auf der Grundlage der Dokumentarische Methode hat ihre Anfänge nach den ersten Arbeiten zur Bildinterpretation in einer Interpretationssitzung mit Aglaja Przyborski und Stefan Hampl bei uns zu Hause im Jahre 2005 genommen. Die beiden hatten sich an der Analyse einer Fernsehshow von Stefan Raab versucht, die dann auch Gegenstand der Dissertation von Stefan Hampl²²¹ war und als solche anhand einer Vorlage auch auf dem bundesweiten Methodenworkshop in Magdeburg diskutiert wurde. Darüber hinaus habe ich die Fernsehshow dann auch zum Gegenstand meiner eigenen exemplarischen Interpretationen genommen. Sie finden sich in meinem Buch zur Bild- und Videointerpretation.²²² Die damals in Deutschland und auch international einflussreichsten sozialwissenschaftlichen Videoanalysen sind im Anschluss an die Konversationsanalyse entwickelt worden. In ihnen erfährt das Bild in seiner Eigenlogik, also als selbstreferentielles System, damals wie heute, keine Berücksichtigung. Dies erscheint mir deshalb erstaunlich, weil es die Konversationsanalyse von Harvey Sacks war, die als erste den Texten den Status selbstreferentieller Systeme zuerkannt hatte. Demgegenüber erhält das Bild in diesen Videoanalysen eine lediglich ergänzende Bedeutung für die *verbale* Interaktionsanalyse. Ich bin darauf in unterschiedlichen Veröffentlichungen eingegangen.²²³

Dies ist weniger problematisch, solange das Video als Erhebungsinstrument genutzt wird. Dort sind die Forschenden selbst die abbildenden Bildproduzent*innen (also diejenigen hinter der Kamera). Dort jedoch, wo wir Videos analysieren, die von den Erforschten, beispielsweise einer Familie, selbst produziert worden sind, findet ihr Habitus auch – und möglicherweise in beson-

ders prägnanter Weise – in der *Art der Abbildung* ihren Ausdruck, also unter anderem in der Wahl des Kameraausschnitts und der Perspektivität. Der Habitus der abbildenden Bildproduzent*innen, derjenigen hinter der Kamera, interessiert ebenso auch dort, wo wir uns für den Lifestyle interessieren, wie er beispielsweise in Werbesendungen propagiert wird oder in Film- und Fernsehproduktionen seinen Ausdruck findet. Die Analyse einer Fernsehshow und der darin implizierte Lifestyle beziehungsweise derjenige ihres Showmasters, also von Stefan Raab,²²⁴ stand, wie gesagt, am Anfang meiner eigenen Videoanalysen. Ähnliche dokumentarische Video- beziehungsweise Filmanalysen finden sich unter anderem bei Astrid Baltruschat²²⁵ und in der erwähnten Studie von Xiaofei Hao sowie auch in derjenigen von Margret Xyländer²²⁶ zu Familienritualen. Ein weiteres Beispiel sind die Analysen der selbst produzierten Videos von Influencern auf YouTube aus dem Bereich des Lifestyle, die Daniel Burghardt im Rahmen seines Dissertationsprojekts in meiner Forschungswerkstatt vorgelegt hat.²²⁷

In der erziehungswissenschaftlichen Forschung haben die Videografien ja wohl hauptsächlich den Charakter von Erhebungsinstrumenten?

Ja, der weitaus überwiegende Teil dokumentarischer Videoanalysen basiert auf Videografien als Erhebungsinstrument der Forschenden. Diese finden sich vor allem im Bereich der Unterrichtsforschung, am zweithäufigsten in der Forschung zur Interaktion in Kitas zwischen Erzieher*innen und Kindern. Im Bereich der Unterrichtsforschung stand die Studie von Monika Wagner-Willi am Anfang.²²⁸ Ihre Video-Interpretationen basierten unter anderem auf Beschreibungen beziehungsweise Protokollen der korporierten oder non-verbalen Praktiken. Im Sinne von Panofsky sind diese Beschreibungen auf der vor-ikonografischen Ebene angesiedelt. Monika hatte in Diskussionen mit der Forschungswerkstatt eine Form detaillierter Beobachtungsprotokolle entwickelt. Hier werden Verbaltranskripte, also unsere üblichen Transkripte sprachlicher Äußerungen, mit den detaillierten Protokollen nonverbaler Äußerungen kombiniert. Während diese Videointerpretationen der Eigenlogik des Bildes noch nicht Rechnung getragen hatten, war dies dann in den später von ihr selbst gemeinsam mit Bettina Fritzsche, Tanja Sturm und Benjamin Wagener weiter entwickelten Weg der Videoanalyse der Fall. Dafür werden insbesondere Interpretationen von Fotogrammen, also von ausgewählten Einzel- oder Standbildern, einbezogen.²²⁹

Eine ähnliche Vorgehensweise findet sich bei Iris Nentwig-Gesemann für den Bereich der Interaktion zwischen Kindern und Erzieher*innen in der Kita.²³⁰ Eine weitere Variante der dokumentarischen Videointerpretation stellen die Arbeiten von Barbara Asbrand und Matthias Martens zur Unterrichtsanalyse dar, in denen die Fotogramme in das Verbaltranskript integriert sind.²³¹ Den Gestaltungsleistungen der abbildenden Bildproduzent*innen wird hier al-

lerdings weniger bis keine Bedeutung zugemessen. Die methodologischen und grundlagentheoretischen Gemeinsamkeiten dieser und weiterer Varianten der dokumentarischen Videoanalyse sind von Bettina Fritzsche, Monika Wagner-Willi und mir in der Einleitung des von uns herausgegebenen Bandes zusammengefasst worden.²³²

Aktuell wird in meiner Forschungswerkstatt in der Dissertation von Johannes Treß, deren Gegenstand improvisierende beziehungsweise kreative Praktiken im Musikunterricht sind, nicht nur das Zusammenspiel von korporierten und verbalen Praktiken analysiert.²³³ Analysiert werden auch *musikalische* Praktiken oder Akte. Dazu wurde von Johannes Treß ein umfassenderes System entwickelt: In unser übliches System der Transkription der Relationierung verbaler Praktiken, welches seinerseits ja bereits einer Anordnung der Redebeiträge im Partitursystem folgt, werden nicht nur die Formulierung korporierter Praktiken integriert, sondern darüber hinaus, also drittens, auch noch Notenpartituren.

In welcher Hinsicht stellen sich dabei – abgesehen von der komplexen Transkription – noch besondere Herausforderungen?

Vor eine besondere Herausforderung sehen wir uns durch die Frage gestellt, ob und inwieweit die bisherige begriffliche Fassung und Systematik der interaktiven Bezugnahme, die ich als *Diskursorganisation* bezeichnet habe und die wir mit Bezug auf korporierte Praktiken zur *Interaktionsorganisation* erweitert haben, auf musikalische Praktiken und (Inter-) Akte übertragen werden kann. Bisher ist es uns ja gelungen, die verbalen Praktiken und – auf der Grundlage von Videoanalysen – auch die non-verbale, die korporierten Praktiken in ihrer systematischen Struktur der interaktiven Bezugnahmen herauszuarbeiten und deren unterschiedliche Modi (der Diskurs- und der Interaktionsorganisation) begrifflich zu fassen. Nun stellt sich die Frage, ob und in welcher Hinsicht dies auch unter Einbeziehung musikalischer Praktiken möglich ist. Johannes Treß hat diese Frage in Ansätzen beantwortet.

Sowohl dort, wo die Videografien als Erhebungsinstrument genutzt werden, wie unter anderem in der Unterrichtsforschung, als auch dort, wo diese von den Erforschten selbst erstellt worden sind, kommt den *Fotogrammen*, den Standbildern, in der dokumentarischen Videointerpretation eine besondere Bedeutung zu. Roland Barthes hatte schon bemerkt, dass die Eigenlogik des Filmmischen vor allem am Standbild, am Fotogramm zu erfassen sei – auch wenn dies paradox erscheine.²³⁴ Dies hat mit der grundlegenden Simultaneität zu tun, die der Logik des Bildes eigentümlich ist, wie vor allem Max Imdahl gezeigt hat. Diese Simultaneität ist sowohl dort von Bedeutung, wo wir uns für die Praktiken der abgebildeten Bildproduzent*innen, also der auf dem Bild abgebildeten Akteur*innen, interessieren, als auch dort, wo uns die Praktiken oder Gestaltungsleistungen der Abbildenden interessieren.

Im Hinblick auf die Abgebildeten hat dies seinen Grund darin, dass wir es im Unterschied zu den *verbalen* Praktiken der abgebildeten Personen mit mehreren gleichzeitig verlaufenden *korporierten* Praktiken der Abgebildeten zu tun haben. Und diese sind in adäquater Weise interpretativ nur dann zugänglich, wenn sie in ihrem Bezug zu den anderen, gleichzeitig verlaufenden, Praktiken erfasst werden. So kann ein Nicken nur dann als Zustimmung interpretiert werden, wenn es mit einem spezifischen Gesichtsausdruck und einer entsprechenden Körperhaltung einhergeht.

Kannst du das noch einmal an einem anderen Beispiel illustrieren?

Ray Birdwhistell²³⁵ hat dies am Beispiel des militärischen Grußes erläutert. Selbst ein derart standardisierter korporierter Akt wie dieser Gruß ist in seiner Bedeutung von den anderen synchronen korporierten Akten oder Bewegungen, also von der Kontextuierung durch diese, abhängig. Der Grüßende kann den Adressaten des Grußes auf diese Weise ehren, aber auch herabwürdigen oder sogar beleidigen. Aber auch die Bewegungen der einzelnen abgebildeten Akteur*innen werden oft in ihrer Struktur erst erkennbar, wenn wir sie in Einzelbilder ihres Bewegungsablaufs zerlegen (eine Analyse in Zeitlupe geht ja in diese Richtung).

Du warst jetzt bei den Abgebildeten. Was bedeutet die Simultaneität im Bereich der Abbildenden?

Was die Rekonstruktion der Gestaltungsleistungen der *Abbildenden* oder abbildenden Bildproduzent*innen anbetrifft (also diejenigen hinter der Kamera), so lassen sich die Perspektivität und auch die Wahl des Ausschnitts, also der sogenannten Kadrierung, wie sie durch die Abbildenden geleistet wird, allein durch die genaue Analyse von Standbildern oder Fotogrammen bestimmen. Aber auch dort, wo die Gestaltungsleistungen der Abbildenden erst durch die Abfolge unterschiedlicher Fotogramme, also durch ihre Sequenzierung, sichtbar werden, wie im Falle der Kameraführung, des Einstellungswechsels und auch der Montage, ist zunächst eine genaue Interpretation der einzelnen Standbilder (in ihrer bildinternen Simultaneität) selbst notwendig. Denn nur so werden die genauen Differenzen zwischen den einzelnen Standbildern und damit die mit der Sequenzierung verbundene Änderung oder Selektivität genau bestimmbar. Die umfassende Bedeutung von Fotogrammen für Filmproduktion und Filmregie wird auch daran erkennbar, dass bedeutende Regisseure wie unter anderem Alfred Hitchcock und Steven Spielberg sich beim Drehen ihres jeweiligen Films – zumindest bei den zentralen Szenen – an den sogenannten Storyboards orientieren, also an einer Sequenz gezeichneter Fotogramme.²³⁶

Die Bildinterpretation und auch die Video- und Filminterpretation waren und sind für deine Forschungswerkstatt und auch deine eigenen Projekte von zentraler Bedeutung. Inwieweit waren sie auch ansonsten Gegenstand deiner Seminare oder Vorlesungen?

Ab 1999 habe ich nach dem vorläufigen Ende des Zusatzstudiums »Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften« meine Lehrtätigkeit in den Fachbereich »Erziehungswissenschaft und Psychologie« verlagert, also in die erziehungswissenschaftlichen Studiengänge. Zunächst in die Hauptseminare im Magister- und Diplomstudiengang und später in den Masterstudiengang »Bildungswissenschaft«. Ich hatte dann insgesamt etwa 14 Jahre lang das Amt des Vorsitzenden der Prüfungsausschüsse zunächst im Magister- und später auch im Masterstudiengang inne. Die Forschungswerkstatt habe ich fortgeführt und auch andere Methodenseminare mit starkem Bezug auf die Forschungspraxis angeboten. Darüber hinaus habe ich neben der späteren Vorlesung im Rahmen des Masterstudiengangs etliche Methodenseminare mit theoretisch-methodologischem Bezug angeboten. Dies sowohl im Bereich der Bildinterpretation als auch der Video- und Filminterpretation und vor allem auch der Gesprächsanalyse.

Was die Bildinterpretation anbetrifft, so waren dies insbesondere auch Originaltexte von Klassikern der Kunstgeschichte (u.a. Erwin Panofsky und Max Imdahl), philosophische Grundlagentexte (u.a. Barthes und Foucault) sowie natürlich auch die überwiegend Ende der 1990er Jahre gerade erst entstehenden sozialwissenschaftlichen Texte zur qualitativen Bildinterpretation. In meinen Texten habe ich das ja zusammenfassend dargestellt.²³⁷

Unterschiedliche sozialwissenschaftliche Zugänge im Bereich der *Video- und Filminterpretation* habe ich jeweils mit Bezug auf konkrete empirische Analysen in Seminaren und Vorlesungen diskutiert. Auch das findet sich ausführlich in meinem Einführungsbuch zur Bild- und Videointerpretation. Zum einen habe ich die methodische Diskussion auch im Kontext der Medienrezeption (unter anderem der Cultural Studies) beleuchtet und zum anderen die Grundzüge der filmwissenschaftlichen Analyse. Im Unterschied zu den Klassikern der Filmwissenschaft tritt in der zeitgenössischen Filmwissenschaft die Leistung der abbildenden Bildproduzent*innen in den Vordergrund, also vor allem die Kameraeinstellung und Montage.

Und was ist mit der Gesprächsanalyse?

Was die *Gesprächsanalyse* anbetrifft, so habe ich das gesamte Spektrum im Bereich der Sozialwissenschaft und partiell der Soziolinguistik anhand zentraler Arbeiten in methodisch-theoretischen Seminaren in den Jahren 1999 bis 2003 behandelt (teilweise gemeinsam mit Aglaja Przyborski). So unter anderem die Konversationsanalyse, die Analyse kommunikativer Gattungen, die

Ethnografie des Sprechens (John Gumperz und Jenny Cook-Gumperz) und von Erving Goffman die Rahmenanalyse (»Frame Analysis«) sowie Texte aus dem Band »Forms of Talk«. Alle wichtigen Texte Erving Goffmans habe ich auch im Rahmen eines englischsprachigen Lektürekurses zu seinem Werk behandelt. In dieser Zeit entwickelte sich eine enge transdisziplinäre Zusammenarbeit mit Norbert Dittmar aus der Soziolinguistik an der Freien Universität Berlin, welches unter anderem ein gemeinsames Seminar unter dem Titel »Kommunikative Praktiken« umfasste. Anders als im Bereich der Bildinterpretation und auch zur Video- und Filmanalyse ist in meinen Publikationen zur dokumentarischen Gesprächsanalyse und zum Gruppendiskussionsverfahren deren Verortung im Kontext anderer Verfahren aus dem Bereich der Soziologie und der Soziolinguistik allerdings nur knapp behandelt worden.²³⁸ Vielleicht sollte ich doch noch einmal ins Auge fassen, meine vielfältigen Notizen zur Vorbereitung der Seminare zu veröffentlichen.

Internationale Rezeptionen der Dokumentarischen Methode

Zugleich hat sich die Rezeption der Dokumentarischen Methode international entwickelt?

Es ist unter anderem Wivian Weller und auch Nicolle Pfaff zu verdanken, dass außerhalb von Deutschland die Dokumentarische Methode breit rezipiert worden ist. Einer der Höhepunkte des Austausches mit Brasilien war eine von Wivian Weller und Nicolle Pfaff im Jahr 2008 an der Universität von Brasília organisierte Tagung. Wivian hatte dort inzwischen eine Professur. Die Ergebnisse dieser Tagung sind dann in dem Sammelband »Qualitative Analysis and Documentary Method in International Educational Research« festgehalten worden.²³⁹ Dieser Band wird viel zitiert und ist für die englischsprachige Vermittlung der Dokumentarischen Methode von großer Bedeutung. Nicolle Pfaff, heute Professorin in Duisburg, war damals im Rahmen eines längeren Forschungsaufenthalts in Brasília. An der Tagung und am Band waren u.a. auch Heinz-Hermann Krüger, Gerhard Riemann, Karin Schittenhelm, Arnd-Michael Nohl, Alexander Geimer und Astrid Baltruschat beteiligt.

Michael, der Ehemann von Wivian, der damals in leitender Position beim WWF tätig war, hat meiner Frau und mir im Anschluss an die Tagung einen Aufenthalt auf einer Hacienda ganz entlegen im Pantanal, also dem größten zusammenhängenden Sumpfbereich der Erde, vermittelt. Die Hacienda im Pantanal – ohne Handy-Empfang – war der rechte Ort, um mich etwaigen Gratulationsversuchen aus Anlass meines 60. Geburtstags entziehen zu können und stattdessen Piranhas zu angeln, Pumas zu beobachten und in den Sümpfen dem

gigantischen Froschkonzert in der Abenddämmerung zu lauschen. So ganz konnte ich mich meinem Geburtstag jedoch nicht entziehen. Denn überraschender Weise traf Verwandtenbesuch auf der Hacienda ein (mit dem Kleinflugzeug auf der Rinderweide als Landeplatz, wohingegen wir mit dem Kleinwagen angereist waren) – und zwar um den 60. Geburtstag von João, dem Besitzer der Hacienda, zu feiern.

Das sieht ja fast so aus, als würde dich das »Ritual« bis in die entlegensten Orte verfolgen?

Ja, ich kann mich ihm offensichtlich nicht entziehen. Ich bin danach, also nach 2008, immer wieder von Wivian, die sich aktiv um Finanzierungsmöglichkeiten gekümmert hat, nach Brasilien eingeladen worden. Ich empfinde Fernflüge allerdings – ganz im Gegensatz zu meiner Frau – als Belastung. Zudem lohnt sich die Reise erst, wenn der Aufenthalt in Brasilien mindestens drei Wochen dauert, weil auch nur dann eine Finanzierung durch den DAAD oder in ähnlicher Weise möglich ist. Ich musste mich immer überwinden, mich wesentlich länger als etwa zehn Tage von meinem Schreibtisch fernzuhalten.

Es gibt ja etliche Veröffentlichungen zur Dokumentarischen Methode beziehungsweise Praxeologischen Wissenssoziologie in portugiesischer Sprache.

Es sind die Veröffentlichungen Wivians in Brasilien, die zu einer gewissen Popularität der Dokumentarischen Methode in Brasilien geführt haben. Hinzu kommen einige Texte, die wir gemeinsam verfasst haben, sowie auch Texte von mir, die aufgrund der Initiative von Wivian und unter ihrer Betreuung und Kontrolle übersetzt wurden. Ganz wesentlich hat dazu Wivians Übersetzung ihrer deutschsprachigen Dissertation ins Portugiesische beigetragen sowie der von Wivian und Nicolle herausgegebene Band zu qualitativen Methoden in portugiesischer Sprache.²⁴⁰ Er ist mit dem von ihnen und mir herausgegeben englischsprachigen Band inhaltlich teilweise identisch und in mehreren Neuauflagen zwischen 2010 und 2013 erschienen. Dem Erfolg dieses Bandes ist es wohl überwiegend zu verdanken, dass der renommierte Verlag Vozes bereit war, die Veröffentlichung der »Rekonstruktiven Sozialforschung« und die Finanzierung der Übersetzung ins Portugiesische²⁴¹ zu übernehmen. Der Band ist 2020 erschienen, also im Zusammenhang mit der 10. Auflage der deutschen Fassung, fast genau 30 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage. Wivian hat auch dieses Projekt initiiert und war für die sorgfältige Revision der komplexen Übersetzung verantwortlich.

Lassen sich die Texte aus deinem Buch »Rekonstruktive Sozialforschung« denn so problemlos übersetzen?

Die Übersetzung der Transkripte, insbesondere derjenigen aus meiner Habilitationsschrift, in denen ich den fränkischen Dialekt – wenn auch in einer entschärften Version – belassen habe, stellte eine spezielle Herausforderung dar. Eine weitere und tiefergreifende Herausforderung stellt sich grundsätzlich auch bei der Übersetzung von Begriffen wie »konjunktiver Erfahrungsraum« oder »Standortgebundenheit« und »Seinsverbundenheit«. Selbst die englische Übersetzung der Begriffe, wie wir sie in der englischsprachigen Fassung von Mannheims »Strukturen des Denkens« finden,²⁴² erscheint mir begrifflich in vieler Hinsicht problematisch. Wivian hat es unternommen, die portugiesische Übersetzung der »Rekonstruktiven Sozialforschung« mit einem Glossar der methodischen und methodologischen Begriffe der Dokumentarischen Methode auf Deutsch, Englisch und Portugiesisch zu versehen. Auch mit Adeline Busson Hurmaci und ihrer französischsprachigen Dissertation und teilweise Maria Gall Prader und ihrer zugleich deutsch- wie italienischsprachigen Dissertation hat dabei eine gewisse Abstimmung hinsichtlich der Begrifflichkeit stattgefunden. Eine Überprüfung der Begriffswahl in den polnischen, russischen und chinesischen Übersetzungen ist mir selbst leider nicht möglich.

Soweit ich weiß, gibt es ja auch etliche Übersetzungen ins Polnische?

Bereits 2004 ist ein polnisch-sprachiger Sammelband erschienen, der von Sławomir Krzychała übersetzt und herausgegeben worden ist.²⁴³ In ihm sind viele Beiträge aus dem von Iris Nentwig-Gesemann, Arnd-Michael Nohl und mir herausgegebenen Band »Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis« enthalten. Sławomir ist ein sehr kreativer Forscher, der im Bereich von Interviews, Gruppendiskussionen, Bild- und Videointerpretationen und auch im Bereich der Evaluationsforschung mit der Dokumentarischen Methode insbesondere im erziehungswissenschaftlichen Bereich innovativ gearbeitet und umfassend veröffentlicht hat.²⁴⁴ Er war früher Mitarbeiter und ist heute Professor an der Niederschlesischen Hochschule in Wrocław (Breslau). Es handelt sich um eine vom Staat relativ unabhängige Hochschule, die unter wechselnden politischen Bedingungen kontinuierlich eine unabhängige und eigenwillige Lehre und Forschung betrieben hat. Im Jahre 2002 war ich dort dann auch zu einem Vortrag über die Dokumentarische Methode eingeladen, der von Sławomir simultan ins Polnische übersetzt und anschließend auf Englisch diskutiert wurde.

Wie erwähnt, hat Xiaofei Hao aus der Volksrepublik China bei mir in Berlin promoviert mit einer englischsprachigen Dissertation.²⁴⁵ Hao hat dann einen vielzitierten englischsprachigen Text zur Bildinterpretation von mir (»The Interpretation of Pictures and the Documentary Method«²⁴⁶), ins Chinesische

übertragen.²⁴⁷ Es war wohl der englischsprachige Aufsatz, welcher im Übrigen auch in einer russischen Zeitschrift abgedruckt ist²⁴⁸, der dann auch zu einer Anfrage von Seiten der Herausgeber eines SAGE-Bandes zu visuellen Methoden führte. In meinem Beitrag »Iconology and Documentary Method in the Interpretation of Divergent Types of Visual Material«²⁴⁹ habe ich die Grundprinzipien der dokumentarischen Bild und Video- beziehungsweise Film-Interpretation am Beispiel eines Fotos, der Zeichnung einer Jugendlichen und einer Fernsehshow erläutert. Obgleich Aufsätze zum Gruppendiskussionsverfahren und zur dokumentarischen Gesprächsanalyse seit Anfang der Jahrtausendwende in englischer und auch polnischer und portugiesischer Sprache vorliegen, ist die Resonanz auf die Bildinterpretation im internationalen Bereich interessanterweise um einiges größer.

Praxeologische Wissenssoziologie: neuere Entwicklungen

Deine in den letzten Jahren entstandenen Bücher, die »Praxeologische Wissenssoziologie« und das Buch zur Professionalisierung, sind ja weniger methodologisch als grundlagentheoretisch orientiert und haben insbesondere noch einmal neue Herausforderungen des Praxisbegriffs beleuchtet.

Ich bin ja bereits darauf eingegangen, dass einer der Gedanken, die mich in meinem Studium am meisten beeindruckt haben, mit dem zusammenhängt, was Harold Garfinkel als die »ordinary, artful ways« der »activities of daily life« bezeichnet hat. Demzufolge ist es nicht erst die sozialwissenschaftliche Analyse, die eine Ordnung in die alltägliche Praxis bringt, von der die Akteur*innen selbst nichts wissen. Vielmehr beruht deren Geordnetheit auf dem Wissen ihrer Akteur*innen selbst – wenn auch auf deren impliziten oder performativen Wissen. Mannheim spricht ja auch vom atheoretischen Wissen. Diese Geordnetheit ernst zu nehmen bedeutet, deren Praktiken mit einem ähnlichen Respekt zu behandeln wie die Werke der Kunst und der Literatur und hat entsprechende Konsequenzen für den methodischen Zugang zu diesen Alltagspraktiken. Hier sehe ich übrigens auch eine Schwachstelle oder Lücke in der Argumentation von Bourdieu. In seinen wichtigen Ausführungen, in denen die Notwendigkeit des Bruchs mit den Vorannahmen der *Theorien* des Common Sense dargelegt werden, fehlt meines Erachtens eine Würdigung des *kunstvollen* Charakters der *Praktiken* des Common Sense. Erst in den späten Texten Bourdieus ist dies von ihm ins Auge gefasst worden.²⁵⁰ Dies setzt einen empirischen Zugang im Sinne einer empirisch-rekonstruktiven Sozialforschung voraus. Ein derartiger Zugang würde es auch erst ermöglichen, die Be-

ziehung, das Spannungsverhältnis, zwischen diesen beiden Bereichen des Wissens, nämlich dem theoretischen oder propositionalen einerseits und dem performativen oder praktischen andererseits, herauszuarbeiten. Im Grunde genommen stellt uns die Ethnomethodologie vor ein ähnliches Problem – auch wenn sie dabei von der anderen Seite kommt. Sie hat – zum Teil sehr erfolgreich – versucht, dem kunstvollen Charakter dieser Praktiken Rechnung zu tragen. Allerdings hat auch die Ethnomethodologie die Logik dieser Praxis nicht präzise von der Logik der Theorie unterschieden, sodass auch hier die Relation, das Spannungsverhältnis zwischen beiden nicht deutlich werden kann.

Ist dies eine Kritik an Harold Garfinkel?

Ja, in gewisser Weise schon. Harold Garfinkel ist in dieser Hinsicht nicht weit genug über Alfred Schütz hinausgegangen. Schütz blieb mit seiner Rekonstruktion der Alltagskonstruktionen, des Alltagswissens oder »common sense knowledge«²⁵¹, letztlich auf die Rekonstruktion der *Theorie*-Ebene des Common Sense und deren Logik beschränkt. Anknüpfend an die Mannheim'sche Differenzierung von atheoretischem und theoretischem Wissen beziehungsweise von konjunktivem und kommunikativen Wissen ist es insbesondere in meinen Arbeiten der letzten Jahre mein Anliegen, die Beziehung zwischen diesen beiden Dimensionen des Wissens genauer zu bestimmen. Denn es ist die Beziehung, das Spannungsverhältnis zwischen beiden Arten und Dimensionen des Wissens, die unseren Alltag prägt. Was das atheoretische Wissen betrifft, so bestimmt dieses handlungsleitende Wissen im Wesentlichen unsere Praxis. Es ist aber für uns so selbstverständlich, dass wir nicht wissen beziehungsweise nicht sagen können, was wir da alles wissen. Unsere eigenen Theorien, unsere Common-Sense-Theorien oder Selbstbeschreibungen, also unser theoretisches Wissen, wird der Komplexität unserer eigenen Praxis, also unseres handlungsleitenden Wissens, nicht gerecht.

Im Ideologiebegriff Karl Mannheims spielt das Verhältnis des theoretischen Wissens zur Praxis ja auch eine zentrale Rolle.

Ja, hier lässt sich ein Anschluss an den Mannheim'schen Ideologiebegriff finden. Mannheim hat gezeigt, dass in historischer Perspektive sich eine Kontinuität im Verständnis des Ideologiebegriffs rekonstruieren lässt, nämlich Ideologie als einer Denkweise, die in Diskrepanz zur »Praxis« steht.²⁵² Während aber beispielsweise der marxistische Ideologiebegriff als »Kampfbegriff« lediglich auf den Gegner in seiner »Totalität« gerichtet war oder ist, erkennt der Ideologiebegriff als »allgemeiner« oder »allgemeiner totaler« auch den *eigenen* theoretischen Standort selbstreflexiv als ideologisch.²⁵³ Aus der Ideologienlehre wird dadurch dann eine Erkenntnistheorie oder Erkenntnissoziologie (da dies nicht der Philosophie überlassen wird).²⁵⁴ Der Soziologie oder Sozial-

wissenschaft stellt sich dann die Frage, ob die in Frage stehenden Theorien der »Seinsgebundenheit« oder – positiv gewendet – der Seinsverbundenheit des Wissens,²⁵⁵ also der Struktur der Praxis und deren Standortgebundenheit, gerecht zu werden vermögen.

Damit stellt sich weniger für Mannheim als für mich selbst insbesondere die Frage nach den formalen Strukturen der Common-Sense-Theorien in ihrer Relation zu den formalen Strukturen der Praxis. Eines der formalen Strukturmerkmale dieser Common-Sense-Theorien ist unter anderem die Konstruktion von Motiven. So verständigen wir uns im Common Sense über das Handeln anderer und über unser eigenes Handeln, indem wir *zweckrationale* Motive, sogenannte Um-zu-Motive (im Sinne von Alfred Schütz), unterstellen. Ausgehend von diesen Motivunterstellungen suchen wir dann in einer kausalen Logik selektiv nach den Ursachen. Die Motive, welche die Um-zu-Motive motivieren, sind die Weil-Motive. Aus praxeologischer Perspektive steht diese Logik der Common-Sense-Theorien aber eben in Diskrepanz oder im Spannungsverhältnis zur Logik der Praxis.

Vielleicht kannst du einmal ein Beispiel dafür bringen?

Nehmen wir zum Beispiel die Konstruktion der Person und der Lebensgeschichte, das heißt der persönlichen Identität, eines jugendlichen Straftäters beziehungsweise Beschuldigten in der gerichtlichen Aburteilung oder in ähnlicher Weise auch in den Akten der Sozialarbeit, der Jugendgerichtshilfe oder auch Jugendberatung.²⁵⁶ Meine kritische Distanz zur Biografieanalyse ist ja schon sehr früh durch derartige Erfahrungen geprägt worden. Wir haben im ersten Schritt die selektive Konstruktion eines Um-zu-Motivs, einer Intention, eines Handlungsentwurfs: beispielsweise derjenigen des Diebstahls nach § 242 im Strafgesetzbuch: Ralf hat jemand anderem »eine fremde bewegliche Sache« weggenommen, um sie sich »rechtswidrig zuzueignen«. Damit über diese Praxis im Rahmen der Organisation, hier: des Strafverfahrens, entschieden werden kann, müssen im Lichte der strafrechtlichen Normen andere mögliche Motivationen oder Handlungsentwürfe in den Hintergrund treten, ggf. auch irrelevant werden (beispielsweise: Ralf nimmt sich im Kaufhaus ein paar Socken, um warme Füße zu haben).

Ich habe diese Prämisse organisationaler Entscheidungsfindung als *Fremdrahmung* bezeichnet. Organisationen sind, um überhaupt entscheidungsfähig sein zu können, notwendigerweise auf Fremdrahmung angewiesen. Im Kontext von Organisationen habe ich diese als »konstituierende Rahmung« bezeichnet, da sie Voraussetzung für die Konstituierung von Organisationen sind. Wenn wir ein Beispiel aus dem Bereich der Organisation Schule nehmen, so *muss* über eine Klassenarbeit (etwa einen Deutschaufsatz) letztlich primär als Dokument der Leistung einer Schülerin im Hinblick auf ihre grammatikalischen Fähigkeiten und auch solche der sinnhaften Gliederung des Textes im

Sinne einer hierarchisierenden Bewertung entschieden werden. Die Arbeit kann nicht primär als ein Dokument beispielsweise für die Auseinandersetzung der Schülerin mit ihrer biografischen Krise Relevanz gewinnen.

Eine derartige selektive Betrachtung und Kategorisierung einer Handlung unter dem Aspekt ihrer Beziehung zur organisationalen Norm oder der Abweichung von dieser habe ich auch als *Erst-Codierung* bezeichnet. Sie führt im zweiten Schritt gegebenenfalls – im Jugendgerichtsverfahren beispielsweise ist dies die Regel – zu einer selektiven Betrachtung ihrer ›Ursachen‹, ihrer Weil-Motive. So wird im Falle des jugendlichen Beschuldigten seine Biografie derart konstruiert, dass in seiner Vergangenheit ebenfalls nach Abweichungen gefahndet wird. Die Selektivität der Betrachtung und Bewertung des problematisierten Handelns als ›unmoralisch‹ wird auf die ›Ursachen‹ übertragen: der Jugendliche stammt aus unmoralischen Familienzusammenhängen, aus einer ›desorganisierten Familie‹. Er hat nicht nur eine kriminalisierungsfähige Handlung begangen, sondern er ist kriminell, eine kriminelle Person. Es kommt zur Konstruktion einer *totalen Identität* im Sinne von Harold Garfinkel.²⁵⁷ Dieser spricht im Falle der Konstruktion totaler Identität von »Degradierungszeremonien«. Hier zeigen sich gewisse Bezüge zu dem, was Foucault als Konstruktion des »gefährlichen Individuums« bezeichnet hat.²⁵⁸

Ist dies nicht ganz allgemein typisch für die Konstruktion unserer Common-Sense-Theorien auch außerhalb von Organisationen?

Ja, genau. Im Falle von Organisationen spreche ich hier bezüglich der Übertragung der Selektivität der Erst-Codierung auf die Konstruktion der Gesamtperson, der totalen Identität, von *Zweit-Codierung*. Typisch für die Logik derartiger Common-Sense-Theorien ganz allgemein ist somit ihre *tautologische Struktur*. Das bedeutet, dass das Verhältnis von Ursache und Wirkung gleichsam umgekehrt wird. Es ist dann nicht – wie die Logik des Common Sense es suggeriert – die Ursache, welche die Wirkung bewirkt. Vielmehr führt die Logik des Konstruktionsprozesses dazu, dass die Wirkung (das um-zu-motivierte Handeln) die Ursache (das Weil-Motiv) bewirkt. Ich habe dies auch als »verdachtsgeleitete Wirklichkeitskonstruktion« bezeichnet.²⁵⁹

Diese Logik gilt aber nicht nur im Bereich von Degradierungszeremonien, sondern auch von Gradierungszeremonien. Im Bereich von Schule und Unterricht finden wir beides: Zur schulischen sachbezogenen Leistungsmessung, zur Erst-Codierung, tritt dort eine *Zweit-Codierung* hinzu, wo bei den leistungsstarken Schüler*innen das höhere und bei den leistungsschwächeren das geringere Maß an Kompetenz, welches ihnen aufgrund von Leistungsmessungen attestiert wird, auf andere Bereiche und Aktivitäten ihrer Person, also auf die *Gesamtperson* im Sinne ihrer totalen Identität, übertragen wird. In der Dissertation von Benjamin Wagener mit dem Titel »Leistung, Differenz und Inklusion« ist dies anschaulich und empirisch valide herausgearbeitet worden.²⁶⁰

Und hier setzt du ja auch mit deinem Machtbegriff an.

Genau. Was den Begriff der *Macht* anbetrifft, so wie ich ihn verwende, so spreche ich nicht bereits im Falle der Fremdrahmung, der Unterstellung fremder Um-zu-Motive, also der konstituierenden Rahmung oder Erst-Codierung, von Macht. Sondern erst im Bereich der Zweit-Codierung, der Degradierungs- und Gradierungszeremonien. Erst auf dieser Ebene wird dann auch soziale Ungleichheit im umfassenderen Sinne hergestellt. Voraussetzung für Macht ist dabei auch, dass die Selektivität der Konstruktionen sowohl auf der Ebene der Erst-Codierung als auch der Zweit-Codierung weitgehend *unsichtbar* bleibt, also als mehr oder weniger selbstverständlich hingenommen und somit nicht hinterfragt wird.²⁶¹

Aufgrund ihrer Selektivität und ihres tautologischen Charakters geben uns derartige Theoriekonstruktionen und die damit verbundenen Attribuierungen von Motiven eher Aufschluss über die Interessen und Orientierungen derjenigen, welche derartige Theorien konstruieren als über diejenigen, die Gegenstand dieser Konstruktionen sind. Unter diesem Aspekt gewinnen sie in unserer empirischen Sozialforschung dann auch ihre Bedeutung. Und dies nicht nur in der Organisationsforschung. Eine derartige Logik von Common-Sense-Theorien, inclusive ihrer Tautologie, tritt am Beispiel der Entscheidungspraxis von Organisationen lediglich besonders prägnant hervor und kann dort besonders gut veranschaulicht werden. Diese Logik und die damit verbundene Fremdrahmung findet sich aber, wie gesagt, nicht nur dort, sondern in allen Bereichen gesellschaftlichen Handelns.

Du hast ja darauf hingewiesen, dass derartige Strukturen sich auch in sozialwissenschaftlichen Analysen finden.

Ja, sie begegnen uns auch in weiten Bereichen der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung. Und kritische Hinweise in dieser Hinsicht finden sich auch bereits in frühen Arbeiten der Ethnomethodologie.²⁶² Ich bin ja bereits darauf eingegangen, dass der Bruch mit den Vorannahmen des Common Sense, wie ihn Bourdieu von den Sozialwissenschaftler*innen fordert, von diesen eher selten in systematischer Weise vollzogen wird.

Was die Logik derartiger Common-Sense-Konstruktionen anbetrifft, so ist die Attribuierung von Motiven in ihrer Selektivität von den Interessen und Vor-Urteilen, das heißt vom Standort, der Interpretierenden abhängig. Dies ist – sobald wir Motive konstruieren – notwendigerweise der Fall, weil Motive am Handeln selbst letztlich nicht beobachtet werden können. Es handelt sich eben um Unterstellungen oder Vermutungen, um »Idealisierungen«, wie Alfred Schütz im Anschluss an Edmund Husserl dies genannt hat. Obwohl die Schütz'sche Sozialphänomenologie auf diesem Motivverstehen auch ihren eigenen wissenschaftlichen Zugang zum Alltagshandeln aufbaut, spricht Alfred

Schütz davon, dass wir nur eine »Chance« haben, auf diese Weise die jeweiligen anderen zu verstehen.²⁶³ Für die sogenannte Wissenssoziologie oder auch Wissenssoziologische Hermeneutik oder Hermeneutische Wissenssoziologie, die sich in der Tradition von Alfred Schütz versteht, sind derartige Einschränkungen allerdings kaum relevant.²⁶⁴

Das, was wir am Handeln, an der Praxis, selbst empirisch valide beobachten können, ist dessen Modus Operandi, also die Struktur seines praktischen Vollzugs, seiner Performanz resp. seines Habitus. Dort, wo dieser uns in direkter Beobachtung dieser Praxis zugänglich ist, spreche ich von *performativer Performanz*. Dort wo der Habitus der Erforschten uns auf dem Wege ihrer eigenen Darstellungen, also ihrer Beschreibungen und Erzählungen, zugänglich ist, spreche ich von *proponierter Performanz*.

Darauf bist du ja auch im Zusammenhang mit der Bildinterpretation eingegangen?

Ja. Neben dem Modus Operandi der Praxis, dem Habitus, sind es, wie dargelegt, die *Theorien* der Erforschten *über* ihr eigenes Handeln, über ihre Praxis, also ihre Common-Sense-Theorien, die uns unmittelbar empirisch zugänglich sind. Ich spreche auch von den *theoretisierenden Propositionen*. In den Common-Sense-Theorien über sich selbst schreiben die Erforschten sich Motive und Handlungsentwürfe zu. Neben den expliziten Selbstzuschreibungen kommt in ihren Erzählungen und Beschreibungen implizit zum Ausdruck, an welchen generalisierten Motiven oder Handlungsentwürfen sie sich orientiert haben oder orientieren wollen. Sobald diese generalisierten Handlungsentwürfe von Seiten anderer erwartet werden und wir somit beobachten, dass die Erforschten erwarten, dass diese von ihnen erwartet werden, haben wir es mit generalisierten *Erwartungserwartungen* zu tun. Und insoweit diese auch dann aufrechterhalten werden, wenn sie zur Handlungspraxis, also dem Modus Operandi ihrer Praxis, ihres (tatsächlichen) Handelns, in einer Diskrepanz stehen, haben wir es im soziologischen Sinne mit *Normen* zu tun.²⁶⁵

Und diese Diskrepanz zwischen Norm und Praxis spielt in der Praxeologischen Wissenssoziologie eine zentrale Rolle.

Genau. Aus der Perspektive der Praxeologischen Wissenssoziologie begleitet uns ständig ein implizites Wissen um diese Diskrepanz, also die Diskrepanz zwischen unseren Theorien über unsere Praxis und unseren normativen Erwartungen an diese auf der einen Seite und unserer Handlungspraxis auf der anderen Seite. Ich spreche deshalb auch von der *notorischen Diskrepanz* von Norm und Habitus. Die Struktur, der Modus Operandi, unserer eigenen Praxis, also unser eigener Habitus, ist für uns selbst letztlich überhaupt nur insoweit aspekthaft einer Reflexion zugänglich, als wir diese Diskrepanz zwischen den

normativen Erwartungen und unserer Handlungspraxis in der Weise wahrnehmen, dass sie selbst zum impliziten Wissen gehört. Ich bezeichne diese Art der Reflexion, wie bereits angesprochen, als eine *implizite* oder *praktische*. Von ihrer Logik her hat diese *praktische Reflexion* oder »reflection-in-action«²⁶⁶ mit der *rationalistischen Reflexion*, wie wir sie in den Common-Sense-Theorien finden, wie gesagt, überhaupt nichts zu tun.

Dieser rationalistischen Reflexion liegt die propositionale Logik zugrunde?

Ja, die Diskrepanz von Norm und theoretischer Reflexion auf der einen und der Praxis beziehungsweise dem Habitus auf der anderen Seite ist deshalb in unserem Handeln allgegenwärtig, weil hier zwei elementar unterschiedliche Logiken aufeinandertreffen. Die Logik auf der Seite der Norm und der Common-Sense-Theorien, die ich als propositionale Logik bezeichne, ist eine rationalistische, eine *zweckrationale*, wie dies in der Konzeption der Um-zu-Motive besonders deutlich wird. Es handelt sich um Entwürfe, also um Vorstellungen, um Imaginationen des Handelns, nicht um das Handeln selbst. Die Beziehungen zwischen den Entwürfen oder Imaginationen und der Praxis des Handelns selbst wird als eine deduktive (ansonsten aber zumeist gar nicht genauer explizierte) Beziehung wahrgenommen oder unterstellt. Die notorische Diskrepanz zwischen Norm und Praxis, weitergreifend zwischen propositionaler und performativer Logik, wird in den Common-Sense-Theorien nicht wahrgenommen. Und auch in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung wird dem in präziser Weise nicht Rechnung getragen. Eine Ausnahme bildet hier Joachim Renn, der dieses Problem im Anschluss unter anderem an Ludwig Wittgenstein unter dem Begriff der »Übersetzungsverhältnisse« in umfassender Weise bearbeitet hat.²⁶⁷

Du schließt ja mit der Differenzierung von propositionaler und performativer Logik an die Unterscheidung des kommunikativen vom konjunktiven Wissen bei Mannheim an.

Ich habe dies in meinem Buch »Praxeologische Wissenssoziologie« herausgearbeitet. Meine Interpretationen der Werke Mannheims, welche dieses Buch wesentlich bestimmen, reihen sich nicht in die Strukturen oder Standards der üblichen Klassikerexegesen ein. Dies hat sich auf recht lustige Weise in einer Kommunikation mit David Kettler und Volker Meja aus den Vereinigten Staaten gezeigt. Beide haben vor 40 Jahren gemeinsam mit Nico Stehr Schriften Mannheims unter dem Titel »Strukturen des Denkens« auf Deutsch (1980) und in englischer Übersetzung (1982) herausgegeben, die bis dahin nahezu 60 Jahre lang unveröffentlicht geblieben waren. Dieses Buch gewinnt einen zentralen Stellenwert in meinen Argumentationen in der »Praxeologischen Wis-

senssoziologie«. David Kettler und Volker Meja sowie Nico Stehr, den du persönlich näher kennst, haben sich wie niemand sonst als Herausgeber und Autoren in unterschiedlicher Konstellation für die Bewahrung und Exegese der Mannheim'schen Werke verdient gemacht.

Entsprechend habe ich mich auf eine Anfrage von David Kettler mit Freude bereit erklärt, einen Beitrag für einen von ihm gemeinsam mit Volker Meja geplanten Sammelband zu verfassen mit dem Titel »The Anthem Companion to Karl Mannheim«. ²⁶⁸ Schließlich habe ich David Kettler einen Text mit dem Titel »Praxeological Sociology of Knowledge and Documentary Method: Karl Mannheims Framing of Empirical Research« geschickt. Nach einer langen Pause kam dann die Anfrage von David Kettler, ob ich ihnen nicht eine Kopie der deutschsprachigen Fassung meines Textes zukommen lassen könne. Sie würden ja auch Deutsch sprechen – auch wenn bei ihm, David Kettler, die Deutschkenntnisse darunter gelitten hätten, dass er in den ersten Schuljahren (aufgrund der Zwangsemigration als Jude) Deutschland habe verlassen müssen. Ich musste ihm dann mitteilen, dass es eine deutschsprachige Fassung nicht gibt, weil ich den Text in dieser Form direkt auf Englisch verfasst habe (mit einer anschließenden Kontrolle durch einen Muttersprachler, Nils Kunkar, dessen englischsprachige Dissertation ²⁶⁹ ich mit betreut hatte). Etwa eine Woche später kam dann die Nachricht, dass Volker Meja und er am Sonntagvormittag den Text gemeinsam laut gelesen und nun gemerkt hätten, dass es sich um einen sehr wichtigen Beitrag handele.

Das ist aber schon erstaunlich, zumal du ja ganz wesentlich auf die Schriften von Mannheim Bezug nimmst, die unter dem Titel »Strukturen des Denkens« veröffentlicht worden sind. Und dieser Band ist ja schließlich von Kettler, Meja und Stehr herausgegeben worden.

Eben. Allerdings nehmen die Herausgeber in ihren sonstigen Arbeiten auf diesen Band selbst kaum Bezug. Der Band findet ja auch sonst kaum Beachtung. Und insgesamt ist mir deutlich geworden, dass ich mich mit meiner Mannheim-Interpretation doch recht weit vom Mainstream entfernt habe. Abgesehen von meinem starken Bezug auf die »Strukturen des Denkens« ist meine Rezeption der Arbeiten Mannheims unter *methodologischen* Gesichtspunkten ja auch eher ungewöhnlich – trotz der in diese Richtung zielenden, allerdings eher kursorischen, Bezugnahmen von Harold Garfinkel auf Mannheims Aufsatz zur Weltanschauungsinterpretation. Dies zeigte sich dann auch in den anderen Beiträgen zum Sammelband von Kettler und Meja.

Gleichwohl ist mein Beitrag von den Herausgebern und dann auch in zwei Rezensionen des Bandes sehr positiv aufgenommen worden. Positiv beurteilt wurde von ihnen auch meine explizite Distanz gegenüber der konventionellen Klassikerexegese zugunsten einer Befragung der Mannheim'schen Arbeiten auf ihre Aktualität und aktuelle Lebensfähigkeit (»viability«) in dem Sinne, ob

und inwieweit sie der aktuellen empirischen Forschung Anregungen und Richtung zu geben vermögen. Die Rezensenten nehmen meinen Beitrag als Beleg für eine mögliche positive Antwort auf diese Frage.²⁷⁰ Einer von beiden, welcher meinem Beitrag ansonsten (und insbesondere mit Bezug auf meinen methodologischen Vergleich Mannheims mit Schütz, Garfinkel und Bourdieu) als »brilliant« charakterisiert, meldet allerdings zugleich Skepsis an bezüglich der von mir bei Mannheim identifizierten erkenntnistheoretischen Orientierung, gemäß derer die methodologischen Prinzipien aus der Forschungspraxis selbst zu rekonstruieren sind.²⁷¹ Diese Skepsis mag aber auch darauf zurückzuführen sein, dass meine Ausführungen aufgrund der für das Aufsatzformat notwendigen Kürze des Textes in dieser Hinsicht nur schwer zugänglich sind.

Mitglied im Fachkollegium der DFG

Du hattest ja anfangs die Bedeutung von Fachreferent*innen oder Programmdirektor*innen bei der DFG erwähnt und über deine Erfahrungen mit der Beantragung von Forschungsprojekten gesprochen. Und da stellt sich angesichts deiner Distanz gegenüber der organisationalen Verfasstheit von Universität und Wissenschaft und ihrer Rituale die Frage, warum du für die Wahl als DFG-Gutachter kandidiert hast?

Da hast du recht. Im Jahre 2007 hatte ich mich entschlossen, für das Fachkollegium »Erziehungswissenschaft« der DFG als gewählter Gutachter zu kandidieren. Ich wurde dann für den Zeitraum 2008 bis 2012 gewählt – mit einer beachtlichen Stimmenzahl. Ich war darüber ein wenig erstaunt, aber natürlich auch erfreut. Denn ich war mir nicht klar darüber, inwieweit ich damals wirklich als Erziehungswissenschaftler wahrgenommen wurde, also den entsprechenden »Stallgeruch« besitze, wie dies einer der Kollegen einmal formuliert hatte. Ich habe mit der Kandidatur meine inneren Barrieren gegenüber derartigen Gremien der akademischen Selbstverwaltung damals überwunden, weil ich mich über eine Entscheidung seitens der DFG hinsichtlich der Finanzierung beziehungsweise eben Nicht-Finanzierung einer Forschergruppe geärgert hatte. Bei der sogenannten Begehung dieser Forschergruppe – dies ist eine Begutachtung, die am Ort der Antragstellenden stattfindet – war ich als einer der jeweils von Seiten der Programmdirektor*innen oder Referent*innen der DFG ausgewählten Gutachter geladen, da einige der Projekte mit der Dokumentarischen Methode arbeiten wollten. Dies galt insbesondere für die Projekte von Werner Helsper und Heinz-Hermann Krüger. Diese Projekte hatte ich vorab auch bereits beraten. So verärgert ich – ebenso wie die Antragsteller*innen – auch über dieses Verfahren war, so hat sich im Verlauf meiner Erfahrungen im Fachkollegium meine bisher nicht so hohe Meinung über die Kolleg*innen und

Referent*innen in den DFG-Gremien allmählich zum Positiven verändert. Auch hatte ich das Glück dort mit Heinz-Hermann Krüger zusammen zu arbeiten, den ich hier erst richtig schätzen lernte – auf Grund seiner Integrität und Fähigkeit zur Mediation. Letzteres ist bei mir selbst ja nicht immer so ausgeprägt.

Ja, aber du hattest doch auch Probleme mit bestimmten Zwängen bei der Ausarbeitung von Anträgen?

Es gibt hier ein strukturelles Problem der DFG-Verfahren, welches mit der Persönlichkeit der Referenten oder Referentinnen (oder korrekter: Programmleiter*innen) der DFG und auch der Mitglieder des Fachkollegiums nichts zu tun hat. Es betrifft das von mir skizzierte grundlegende Problem eines strukturellen Zwangs der Antragstellenden zur disziplinären respektive fachlichen Engführung ihres Antrages – zumindest im Bereich der Einzelförderung, welche ja ca. zwei Drittel des gesamten Fördervolumens ausmacht. Als Gutachter*innen, welche aufgrund ihrer fachlichen Kompetenz von den Programmleiter*innen für die Begutachtung des jeweiligen Projekts ausgewählt werden, kommen in der Regel allein diejenigen in Frage, die bereits selbst ein DFG-Projekt erfolgreich beantragt haben. Als informierter Antragstellender weiß ich dann um die nicht allzu große Schnittmenge derjenigen Kolleg*innen, die als fachlich kompetent gelten und zugleich eine erfolgreiche Antragstellung vorweisen können. Um selbst erfolgreich zu sein, werde ich in meinem Antrag deren Perspektive berücksichtigen und meine Ausführungen zum »Stand der Forschung« (eine wichtige Rubrik in der Gliederung des Antrages), die Auswahl der Literatur, die entsprechenden Zitate sowie ggf. auch die theoretische oder methodische Orientierung des Antrages entsprechend mehr oder weniger zuschneiden.

Bei Anträgen, welche die Grenzen zwischen Disziplinen oder auch nur den Teildisziplinen überschreiten, sind derartige Antizipationen nur schwer möglich und demzufolge mit hohen Risiken belastet. Dabei sind die Grenzen zwischen den Disziplinen und Teildisziplinen von ihrer Entwicklungsgeschichte her in der Regel nicht primär sachlich, sondern organisatorisch begründet. Dazu habe ich ja bereits Einiges gesagt. Zwar wird allenthalben Interdisziplinarität gefordert, dies bleibt aber aufgrund der gewachsenen Strukturen eine Randerscheinung im Forschungsalltag. Und mehr noch gilt dies für die Transdisziplinarität, also für Grenzüberschreitungen innerhalb der Sozialwissenschaft und über die Grenzen von Teildisziplinen hinweg. Und leider wird dies durch die Verfahren der DFG nach meiner Beobachtung enorm verfestigt.

Ein Beispiel nicht nur für eine disziplinspezifische Zergliederung eines grundlegenden sozial- und erziehungswissenschaftlichen Problems, sondern auch für die Aufspaltung in Teildisziplinen ist auch die Professionalisierungs-

forschung. Hierdurch wird ein grundlegender Zugang zum Theorie-Praxis-Problem behindert. Denn dieses Problem wird in den Teildisziplinen Schulforschung, Soziale Arbeit und Frühpädagogik relativ isoliert voneinander bearbeitet. Mein Versuch, Grundzüge einer allgemeinen oder komparativen Professionalisierungstheorie zu entwickeln, läuft ja – im Sinne einer transdisziplinären Perspektive – unter anderem auch darauf hinaus, Gemeinsamkeiten zu identifizieren, die hinter diesen disziplinspezifischen Zugängen sichtbar werden und bis in die erkenntnistheoretischen Grundlagen hineinreichen. Dass die disziplinspezifischen Arbeitsfelder darüber hinaus auch ihre je besonderen Problemstellungen und Herausforderungen haben, soll damit nicht in Frage gestellt werden.

Praxisorientierung, Evaluationsforschung und die Gründung des ces e.V.

Damit sind wir dann ja bei der Professionalisierungsforschung, und das ist ja wohl das, was dich in den letzten Jahren besonders beschäftigt hat?

Das sogenannte Theorie-Praxis-Problem, welches später dann im Rahmen des Diskurses um Professionalisierung wieder stärker Bedeutung gewonnen hat, hat mich von Beginn meines Studiums in Bielefeld an, also seit dem vierten Semester, begleitet. Dies gehörte ja, wie gesagt, zur Idee der Reformuniversität dazu und führte zur Etablierung von Praxisschwerpunkten im Soziologiestudium. Ich hatte den Praxisschwerpunkt Sozialarbeit gewählt. Von der Idee der Praxisorientierung hat sich die Soziologie dann letztlich allerdings bereits wieder verabschiedet, noch ehe sich diese Idee richtig etabliert hatte.

Obwohl in den Medien doch von den Soziolog*innen Praxisanalyse erwartet und auch geleistet wird?

Ja, was die Erziehungswissenschaft anbetrifft, so wird die Praxisorientierung ja nicht nur seitens der Medien und seitens der Politik erwartet, sondern ist integraler Bestandteil der Disziplin selbst. Dabei gibt es hier zwei Schwerpunkte. Der eine ist die Professionalisierung erziehungs- und sozialwissenschaftlich ausgebildeter Praktiker*innen und der andere ist – damit zusammenhängend – die erziehungs- und sozialwissenschaftliche *Evaluation* der Praxis innerhalb von Organisationen – insbesondere der People Processing Organizations, also Organisationen, die sich mit der Person und Identität ihrer Klientel befasst.

Mit Beginn des neuen Jahrtausends wurde insbesondere von Seiten der Politik ein großer Bedarf im Bereich der Evaluation derartiger Organisationen

angemeldet, und entsprechende Finanzmittel in Form der Ausschreibung von Evaluationsforschungsprojekten wurden zur Verfügung gestellt. Iris Nentwig-Gesemann und ich hatten damals begonnen, uns methodologisch und grundlagentheoretisch mit der Evaluationsforschung auseinander zu setzen, insbesondere auch mit den technizistisch orientierten Ansätzen. Schließlich haben wir dann auch einen Sammelband zum Thema herausgegeben.²⁷²

In diesem Zusammenhang haben wir im Jahr 2005 dann auch das *ces e.V.* gegründet, das *centrum für qualitative evaluations- und sozialforschung*, in dessen Namen unsere damalige Zielvorstellung ja bereits deutlich wird. Iris Nentwig-Gesemann war damals die zweite und ich der erste Vorsitzende des Vereins. Die Idee war eine pragmatische: Es ging uns vor allem darum, einen organisatorischen Rahmen für die Akquise von Projektmitteln zu schaffen. Diese sollten vorrangig dafür verwendet werden, für einige unserer Absolvent*innen in den erziehungswissenschaftlichen Studiengängen eine finanzielle Grundlage für die (Übergangs-) Phase nach dem Studienabschluss zu schaffen. Wir beide haben, wie wir Nachhinein dann feststellen mussten, mehr oder weniger umsonst viel eigene Zeit und auch Geld in die Vereinsgründung investiert, genauer: in die Etablierung einer Vereinskonzption, wie sie den Gründungsmitgliedern damals vorschwebte. Unsere pragmatische Kalkulation war jedoch falsch, denn eingetragene Vereine sind – wie die Widerstände seitens des Finanzamtes deutlich machten – zwar eine gute Plattform für Bildungsangebote, aber nicht für die Akquise von Forschungsgeldern. Die Auseinandersetzung mit dem Finanzamt mit Unterstützung eines Steuerberaters hat mich – ehe wir dies endgültig eingesehen haben – wiederum einiges an Zeit gekostet.

Die Aktivitäten, die aktuell unter dem Namen ces stattfinden, haben damit aber eigentlich nichts mehr zu tun?

Ja, das *ces* ist dann schließlich, nachdem noch andere Rechtskonstruktionen erprobt worden waren, etliche Jahre vor sich hingedümpelt, bis dann ab 2017 Leute aus der jüngeren Generation der Dokumentarischen Methode einen neuen Anlauf genommen haben.²⁷³ Nunmehr soll das *ces* als Plattform für Diskurse, Auseinandersetzungen und Workshops rund um die Dokumentarische Methode neu belebt werden. Im letzten Jahr ist von den Mitgliedern des Vorstandes des *ces* auch das »Jahrbuch Dokumentarische Methode« ins Leben gerufen worden, eine online-Zeitschrift, deren Zielvorstellung die Belebung von Diskussionen innerhalb der Dokumentarischen Methode ist: Von den Herausgeber*innen, die sich aus dem Kreis des Vorstandes rekrutieren, werden zu ausgewählten Texten Repliken nachgefragt bei den ihrer Ansicht nach hierfür geeigneten Vertreter*innen der Methode. Es geht also im *ces* nunmehr um den Diskurs zwischen unterschiedlichen Positionen oder Meinungen innerhalb der Dokumentarischen Methode und nicht mehr um den Diskurs mit der Praxis.

Durch meine Auseinandersetzung insbesondere mit der US-amerikanischen Evaluationsforschung, wie sie 2010 veröffentlicht wurde, ist meine aktuelle professionstheoretische Position bereits vorbereitet worden. Der Mainstream der qualitativen Evaluationsforschung in den USA ist ebenso wie in Deutschland im Interpretativen Paradigma fundiert. Gegenstand der Forschung sind vor allem die Common-Sense-Theorien der Beteiligten, der Stakeholder. Demgegenüber zeigt sich bei den Vertretern der sogenannten responsiven Evaluationsforschung (Robert Stake und Thomas A. Schwandt) ein praxeologisch fundierter theoretischer Rahmen mit deutlichen Parallelen zur Praxeologischen Wissenssoziologie. Hier wird auch Abstand von einem hierarchischen Verständnis des Verhältnisses von Forschenden und Erforschten genommen und die »praktische Klugheit« (»practical wisdom«; Schwandt 2002: 152) der Erforschten ins Zentrum gerückt.

Die Praxis der Wissenschaft

Wesentlich für die Bewältigung der Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis ist die Erkenntnis, dass diese sich nicht auf das Verhältnis von wissenschaftlichen Konstruktionen zu denjenigen des außerwissenschaftlichen Alltags reduzieren lässt. Auch die Wissenschaft hat ihre eigene Praxis. Und ich habe ja schon mehrfach angesprochen, dass die Theorien der Sozialwissenschaften über ihre eigene Praxis, also ihre Methodologien, aufgrund ihres rationalistischen Charakters der eigentlichen Struktur der Forschungs-Praxis nicht gerecht werden. Insofern tangiert der fehlende Zugang zur Praxis zugleich immer auch die Methodologie und Erkenntnistheorie. In dieser Hinsicht gewinnt für mich auch die begriffliche Unterscheidung von Praxeologie und Praxistheorie eine gewisse Bedeutung. Im Unterschied zur *Praxeologie* nimmt der neuere Diskurs der *Praxistheorie*, wie dieser dominanterweise durch Andreas Reckwitz repräsentiert wird, die *eigene* sozialwissenschaftliche Praxis systematisch nicht in den Blick. Dies dokumentiert sich bereits darin, dass Begriffe wie Erkenntnistheorie und Methodologie im Sachregister des Hauptwerkes von Reckwitz gar nicht auftauchen.²⁷⁴

Auf die Bedeutung der Rekonstruktion der eigenen Forschungspraxis für die Methodenentwicklung und die damit verbundenen Konflikte mit der konventionellen Erkenntnistheorie bist du doch bereits im Zusammenhang mit den Konflikten mit Luhmann als Gutachter deiner Dissertation eingegangen.

In meiner Dissertation hatte ich – wenn auch eher noch naiv – gefordert, dass die methodologischen und methodischen Prinzipien aus der Auseinanderset-

zung mit der eigenen Praxis heraus zu entwickeln seien. Sie sind eben nicht mehr, wie ursprünglich von Kant gefordert, aus der philosophischen Erkenntnistheorie deduktiv abzuleiten. Das setzt natürlich ein ganz anderes Verhältnis zur eigenen Praxis auch in der Wissenschaft voraus. Und in dem Sinne ist das Theorie-Praxis-Problem erst dann zu bewältigen, wenn die Wissenschaft einen adäquaten Zugang sowohl zu ihrer eigenen Praxis wie auch zur Praxis in ihrem Objektbereich gefunden hat. Die Nicht-Adäquanz der Erkenntnistheorie und Methodologie in Bezug auf die Forschungspraxis, wie sie allenthalben zu beobachten ist, bedeutet allerdings nicht, dass die Praxis dadurch scheitern muss. Vielmehr wird das Problem dadurch bewältigt oder besser umgangen, dass, wie sich dies beispielsweise auch in der Methodenausbildung an den Universitäten und Hochschulen zeigt, Forschungspraxis und erkenntnistheoretische Begründung voneinander abgespalten werden. Diese Diskrepanz – als eine spezifische Ausprägung der ubiquitären oder notorischen Diskrepanz von Norm und Habitus – bleibt weitgehend unthematisiert. Dort wo dies dennoch der Fall ist, führt dies in der Regel nicht zur erkenntnistheoretischen Reflexion beziehungsweise zur Reflexion der konventionellen erkenntnistheoretischen Prämissen. Vielmehr wird – wie ich bereits angesprochen habe – die Diskrepanz zur Praxis dieser selbst als Fehler zugerechnet und nicht etwa umgekehrt. Ähnlich verfährt die sozialwissenschaftliche Theorie dann auch mit der außerwissenschaftlichen Praxis.

Aber es gibt doch auch wesentliche Unterschiede des Verhältnisses von Theorie und Praxis zwischen dem innerwissenschaftlichen und dem außerwissenschaftlichen Bereich?

Ja. Zwar lässt sich generell sagen, dass rationalistisch geprägte theoretische Konstruktionen seitens der Sozialwissenschaften sowohl den adäquaten theoretischen Zugang zur eigenen wie auch zur außerwissenschaftlichen Praxis behindern. Allerdings sind die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die berufliche Praxis in den Sozialwissenschaften im Vergleich zu derjenigen in den People Processing Organizations sehr unterschiedlich. Denn während im letzteren Bereich die *interaktive Praxis* mit der Klientel selbst das Produkt ist, an welchem die Qualität der Arbeit und ihrer Professionalität gemessen wird, ist in den Wissenschaften die *theoretische Expertise* das eigentliche Produkt. Dieses ist in den vertexteten Ergebnissen der Forschung und in theoretischen Diskursen repräsentiert. Die Qualität (sozial-) wissenschaftlicher Forschung beurteilen wir primordial anhand der daraus resultierenden beziehungsweise darauf bezogenen Publikationen. Sofern die Praxis der Forschung respektive der Forschenden selbst überhaupt für eine Beurteilung Relevanz gewinnt, so in Form von retrospektiven Darstellungen dieser Praxis, etwa im Rahmen von Forschungsberichten, also als proponierte Performanz, wie ich es genannt habe.

Ansonsten bestehen die Publikationen im Wesentlichen aus theoretisierenden Darstellungen, also theoretisierenden Propositionen.

Die Produkte, auf welchen die Evaluationen (sozial-) wissenschaftlicher Arbeit, also die Selbst-Evaluationen im Sinne von Fragen nach der Validität des Forschungsprozesses, basieren, folgen somit im Wesentlichen der *propositionalen* Logik. Die direkte Beobachtung der Praxis im Labor oder in der Feldforschung, also die Beobachtung der *performativen Performanz*, der Praxis im Vollzug, ist die seltene Ausnahme. Sie ist zumeist motiviert durch (ebenso seltene) kritische Reflexionen auf konventionelle erkenntnistheoretische oder methodologische Vorannahmen. Es geht dann in praxeologischer oder praxistheoretischer Perspektive darum, überhaupt erst einmal die Bedeutung der Praxis und ihrer Rekonstruktion für den erkenntnistheoretischen Diskurs sichtbar werden zu lassen.²⁷⁵

Demgegenüber stehen bei der Evaluation der Arbeit der Akteur*innen in den People Processing Organizations nicht deren theoretisierende Darstellungen im Fokus, sondern die direkte Beobachtung der routinierten Praxis, der performativen Performanz, oder deren Eigendarstellungen durch die Akteur*innen in Form von möglichst detaillierten Erzählungen oder Beschreibungen auf der Ebene der proponierten Performanz. Diese Praxis selbst ist das eigentliche Produkt des professionalisierten Handelns und bildet somit den zentralen Gegenstand von Professionalisierungstheorien. Dort, wo die Praxis selbst dann auch wirklich empirisch beobachtet wird, stehen insbesondere seit Anfang des neuen Jahrtausends typischerweise Videoanalysen der Interaktionen im Zentrum, die uns eine mikroskopische Analyse der Praxis ermöglichen, oder die Erhebungen möglichst detaillierter Beschreibungen und Erzählungen dieser Praxis von Seiten der beruflichen Akteur*innen oder ihrer Klientel.

Sobald wir anerkennen, dass die Sozialwissenschaften die eigentümliche Logik der Praxis – der eigenen wie der außerwissenschaftlichen – nicht so ohne Weiteres zu durchschauen vermögen, sich ihrer immer erst wieder empirisch zu vergewissern haben, entfällt auch der Anspruch einer höheren Rationalität, wie er seitens der Sozialwissenschaft gegenüber dem außerwissenschaftlichen Alltag immer noch prinzipiell erhoben wird. Auch wenn unter diesen Bedingungen dann von einer *Höher*rangigkeit der sozialwissenschaftlichen Perspektive im Sinne einer »Hierarchisierung des Besserwissens« nicht mehr ausgegangen werden kann, so ist damit allerdings die Fruchtbarkeit einer *distanzierten* sozialwissenschaftlichen Analyse der Praxis der Akteur*innen im Forschungsfeld nicht in Frage gestellt. Voraussetzung ist allerdings, dass die Eigenlogik der Praxis zunächst einmal überhaupt erkannt und expliziert wird. Auf dieser Grundlage können dann Kontingenzen sichtbar gemacht, funktionale Äquivalente angeboten und auf diese Weise Reflexionspotentiale eröffnet werden – immer vorausgesetzt, dass der empirische Zugang zur Eigenlogik der Praxis gelingt (wenn möglicherweise auch nur in jeweils begrenzten Bereichen).

Es erscheint eigentlich paradox, dass es für einen Brückenschlag zur Praxis eines erhöhten theoretischen Aufwandes bedarf.

Ja, genau. Es bedarf als Voraussetzung für den Zugang zur (Logik der) Praxis zunächst noch einmal einer Steigerung des Abstraktions- und Reflexionsniveaus sozialwissenschaftlicher Theoriebildung, indem die Sozialwissenschaftler*innen erst einmal *selbstreflexiv* die Grenzen ihrer eigenen rationalistischen Logik einholen und sich ihres »Ethnozentrismus« bewusst werden müssen. Angesichts der Erkenntnisse hinsichtlich der Komplexität und des »kunstvollen« Charakters dieser Praxis, der sich einer rationalistischen Betrachtung weitgehend entzieht, müsste dies seitens der Sozialwissenschaften also konsequenterweise zu einer (erkenntnistheoretisch begründeten) strukturellen Bescheidenheit dieser Komplexität gegenüber führen und zu einer Bereitschaft, aus dieser Praxis und ihrer Eigenlogik zu lernen. Aus einer ähnlichen Haltung der Bescheidenheit heraus hatte Erving Goffman sich im Zuge seiner Antrittsrede als Präsident der American Sociological Association kritisch gegenüber den Kolleg*innen geäußert, deren Selbst oder Ego bei ihren Vorträgen derart »anschwillt«, dass es den gesamten Saal ausfüllen würde. Diese Kolleg*innen würden für Äußerungen zu allen nur möglichen öffentlichen Angelegenheiten Autorität beanspruchen.²⁷⁶ Diese Haltung einiger Kolleg*innen aus der Soziologie dokumentierte sich aktuell auch in den Diskursen mit Bezug auf die Coronakrise. Während wir bei den Expert*innen aus der Virologie und den Naturwissenschaften verfolgen konnten, wie mühsam es ist, auf der Grundlage der empirischen Evidenz in verantwortlicher Weise zu Schlussfolgerungen zu gelangen (etwa über die Entstehung, Entwicklung, Verbreitung und Bekämpfung eines Virus), dokumentierte sich in einigen soziologischen Diskursen wiederum der Anspruch, ohne erkennbare empirische Absicherung Analysen erstellen zu können.

Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung

Und die mangelnde Bescheidenheit sozialwissenschaftlicher Theoriebildung ist für dich auch im Diskurs um Professionalisierung ein Problem, oder?

Auch im Bereich der sozialwissenschaftlichen Diskussion um Professionalisierung ist von einer (strukturellen) Bescheidenheit wissenschaftlicher Theoriebildung im Sinne der Selbstreflexion auf die Grenzen der rationalistischen Theoriebildung und von einer Bereitschaft, von der Praxis zu lernen, wenig zu spüren. Je mehr nach Art eines »Ethnozentrismus des Gelehrten« die Sozial-

wissenschaften ihre rationalistischen Maßstäbe an die Praxis herantragen, desto mehr erscheint ihnen diese, wie bereits angesprochen, von vornherein defizitär. An den Universitäten und Hochschulen werden die zukünftigen Praktiker, sei es für das Lehramt, für die Soziale Arbeit oder die Frühpädagogik, in einer Weise ausgebildet, die in weiten Bereichen suggeriert oder stillschweigend unterstellt, dass die ihnen vermittelten theoretischen Erkenntnisse oder zumindest theoretisierenden Reflexionspotentiale direkt für die Bewältigung ihrer Praxis nutzbar gemacht werden können und müssen. Der Glaube an die Möglichkeit der deduktiven Ableitung des praktischen Handelns und praktischen Reflektierens aus theoretisch-programmatischen Entwürfen gehört zum Kern rationalistischer Theoriekonstruktion und ist auch der Logik von Common-Sense-Theorien eigen. Wie bereits dargelegt, findet er sich auch in den Diskursen der konventionellen Erkenntnistheorien, wie sie an den Hochschulen immer noch von Bedeutung sind, allen voran die nomologisch-deduktive Erkenntnistheorie im Sinne von Karl Popper, mit der ich mich ja bereits im zweiten Kapitel meines zuerst 1991 veröffentlichten Bandes »Rekonstruktive Sozialforschung« auseinandergesetzt habe.

Der Glaube an die Möglichkeit und Notwendigkeit der deduktiven Ableitung des praktischen Handelns aus theoretisch-programmatischen Entwürfen ermöglicht es, das Theorie-Praxis-Problem einfach in die Professionellen selbst hinein zu verlagern. Diese werden gleichsam damit allein gelassen. Wenn sie dieses Problem nicht bewältigen, wird dies ihrer ungenügenden Fähigkeit zur Reflexion zugeschrieben. Gemeint sind theoretisierende oder rationalistische Reflexionspotentiale. Zwar gibt es auch eine längere Diskussion, die diesen Rationalismus, also die theoretische Logik, in Ansätzen problematisiert. Allerdings fehlt ein Zugang zur Logik der Praxis, ein Zugang zu Potentialen der praktischen Reflexion, der »reflection-in-action« auf der Grundlage entsprechender rekonstruktiv-empirischer Studien. Und somit werden Potentiale der Bewältigung der notorischen, der unvermeidbaren Diskrepanz von Theorie und Norm auf der einen und der Praxis beziehungsweise dem Habitus auf der anderen Seite nicht vermittelt. Vielmehr wird durch die immer noch vorhandenen rationalistischen Reflexionsanforderungen in jenen Ausbildungsgängen, welche die Professionalisierung betreffen, diese Diskrepanz und damit die Überforderung der Praktiker*innen auf die Spitze getrieben.

Während in der Soziologie im engeren Sinne der Diskurs um Professionalisierung oder berufliche Praxis, wie er in den 1970er Jahren aufflackerte, nicht von Dauer war, entwickelte sich in den 1990er Jahren in den Feldern, die im weitesten Sinne als pädagogische gelten können oder durch pädagogische Diskurse tangiert werden, neue Diskussionen um Professionalisierung. Ihr Fokus war zunächst die Abgrenzung einer fachlich professionalisierten Praxis von den Zwängen bürokratisch-rationalisierter Organisation. Diese Argumentation schwingt bis heute mit. Demgegenüber sehe ich den Fokus des Problems, wie dargelegt, im Bereich der Hegemonie einer theoretisch-rationalistischen Sozi-

alwissenshaft gegenüber einer Praxis mit der Klientel, die sich ihrer Fachlichkeit in dieser Interaktion mit der Klientel und innerhalb des sich mit dieser konstituierenden Erfahrungsraums selbst immer wieder vergewissern muss. Diese Problematisierung bestimmte im Kern auch bereits einige der Beiträge in dem von Iris Nentwig-Gesemann und mir 2010 herausgegeben Band zur Evaluationsforschung. Es ging dabei auch um eine Auseinandersetzung mit den Anforderungen bürokratisch verordneter Evaluationen, denen sich die beruflichen Akteur*innen in den People Processing Organizations²⁷⁷ seit Beginn des neuen Jahrtausends verstärkt ausgesetzt sahen. Hier zeigt sich, wie sich eine rationalistische Sozialwissenschaft den Anforderungen bürokratisch-staatlicher Kontrolle weitgehend unproblematisch einfügt. Nämlich, in dem die Illusion einer Ableitbarkeit der Praxis aus den staatlich verordneten normativen Programmen aufrechterhalten wird.

Und wie bist du denn von der Evaluations- zur Professionsforschung gekommen?

Meine neuerliche und pointierte Hinwendung zum Theorie-Praxis-Komplex etwa ab 2015 war neben der dargelegten grundlagen- und auch erkenntnistheoretischen Dimension auch durch konkretere Erfahrungen bestimmt. Zum einen resultierten diese – man kann sagen: wie zumeist – aus Diskussionen in der Forschungswerkstatt, also aus Problemen ihrer Teilnehmer*innen. Ihre Hinwendung zur Praxis in den People Processing Organizations, also zur Praxis des Unterrichts,²⁷⁸ zur Interaktion mit der Klientel in der Frühpädagogik²⁷⁹ und in der Sozialen Arbeit,²⁸⁰ aber am Rande auch in der universitären Ausbildung im Rahmen des Design Thinking²⁸¹ mündete in kritische Analysen dieser Praxen. Derartige Kritiken können sich letztlich dann einer Beantwortung der Frage nach Perspektiven zur Optimierung der Praxis kaum entziehen. Die weitere Frage nach den Möglichkeiten einer (organisationalen) Umsetzung dieser Optimierungen führt notwendigerweise auch zur Diskussion von Theorien der Professionalisierung. Die praxeologisch geschulte Argumentation der Doktorand*innen, Habilitand*innen und sonstigen Teilnehmer*innen verhedderte sich zunehmend in der Auseinandersetzung mit den rationalistischen Komponenten der vorliegenden Professionalisierungstheorien. Ich sah mich genötigt, hier Stellung zu beziehen und brachte entsprechende Referate und auch Papiere in die Forschungswerkstatt ein, die dann die Argumentationen in den Dissertationen und auch einem Habilitationsprojekt beeinflussten.

Waren es ausschließlich die Diskussionen mit den Teilnehmer*innen deiner Forschungswerkstatt, welche dein neuerliches Interesse an der Professionalisierung geweckt haben?

Einen anderen konkreten Anstoß zur Auseinandersetzung mit den Professionalisierungstheorien habe ich etwa zur gleichen Zeit im Rahmen einer Projektberatung erfahren. Uwe Hericks und seine Arbeitsgruppe waren im Rahmen ihres DFG-Projekts zu Fragen der Professionalisierung von Referendar*innen²⁸² auf meinen Aufsatz »Habitus, Norm und Identität« gestoßen.²⁸³ Nach einigen Telefonkonferenzen zum Komplex der Diskrepanz von Habitus und Norm kam es zu gemeinsamen Sitzungen mit der Forschungsgruppe in Marburg mit Bezug auf die von ihnen interpretierten berufsbiografischen Interviews. Schließlich führte dies auch zu Diskussionen über bis dahin noch unveröffentlichte Manuskripte zur »Praxeologischen Wissenssoziologie«, für die ich Uwe Hericks, Julia Sotzek und Doris Wittek dankbar bin.²⁸⁴ Auf diese Weise wurde ich dann auch zunehmend in den Diskurs um Professionalisierung hineingezogen – zumal sich, wie ich dann feststellte, bereits in der Habilitationsschrift von Uwe Hericks praxeologische Perspektiven finden.²⁸⁵ Die im Anschluss daran in Marburg und auch Hamburg stattfindenden Diskussionen mit Uwe Hericks, Andreas Bonnet, ihren Doktorand*innen, mit Teilnehmer*innen meiner Forschungswerkstatt und auch mit Iris Nentwig-Gesemann²⁸⁶ und Julia Franz²⁸⁷ waren für die Arbeit an meinem Büchlein »Professionalisierung in praxeologischer Perspektive« von zentraler Bedeutung. Dies auch deshalb, weil der von Uwe Hericks und Andreas Bonnet ausgearbeitete und vertretene berufsbiografische Ansatz²⁸⁸ im Rahmen einer praxeologisch-wissenssoziologischen Professionsforschung als komplementär zu dem für mich zentralen interaktionsanalytischen Ansatz im Professionalitätsdiskurs zu verstehen ist.²⁸⁹ Die Diskussionen mündeten schließlich in das Projekt des von Andreas Bonnet, Uwe Hericks und mir herausgegebenen Sammelbandes »Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung in Handlungskontexten der Pädagogik und Sozialen Arbeit«.²⁹⁰

Was bezeichnest du denn überhaupt als professionalisiertes Handeln? Wie definierst du das?

Professionalisiertes Handeln, professionalisierte Praxis zeichnet sich nicht allein durch ihren routinisierten Charakter aus, sondern auch dadurch, dass sie in routinisierter Weise zur Entscheidung mit Bezug auf die normativen Programme der Organisation gezwungen ist. Professionalisiertes Handeln muss, um überhaupt entscheidungsfähig zu sein, die Umwelt, das heißt das Handeln und die Person der Klient*innen, mit Bezug auf die organisationalen Normen *selektiv* konstruieren – und zwar in letzter Konsequenz unabhängig von den Orientierungsrahmen der Klient*innen. Diese Neurahmung führt zu einer

strukturellen *Fremdrahmung*, wie ich dies bezeichnet habe. Mit Bezug auf Organisationen spreche ich auch von *konstituierender Rahmung*.

Kannst du hierzu ein Beispiel bringen?

Ja, als Beispiel für eine Fremdrahmung oder auch konstituierende Rahmung hatte ich bereits das juristische Strafverfahren genannt. Damit die Organisation entscheidungs- und handlungsfähig ist, muss eine Praxis, die möglicherweise ganz anders motiviert war, nun eine eindeutige Definition erhalten, also beispielsweise diejenige des Diebstahls mit den entsprechenden Motivunterstellung im Sinne von Aneignungsabsichten. Niklas Luhmann²⁹¹ führt in diesem Zusammenhang in einer seiner frühen Veröffentlichungen ein (noch aus Zeiten der Wehrpflicht stammendes) Beispiel aus dem Bereich der Verwaltung an: Jemand, der studieren wollte, wird durch den Einberufungsbescheid beziehungsweise durch dessen Verweigerung plötzlich zu jemand ganz anderem. Er wird zu jemandem, der nicht eingezogen werden wollte. Diese Motivunterstellung ist (oder besser: war) dann für die weitere Interaktion mit der Organisation das relevante Motiv, über das verhandelt wird. So musste der Betroffene – wenn er erfolgreich sein wollte – sich dann auch in der Selbstdarstellung seiner Biografie konsequent daran orientieren. Opportunerweise war er dann schon als Kind jemand, der jede Form von Gewalt abgelehnt hat. Wenn wir ein Beispiel aus dem Bereich der People Processing Organizations nehmen, so *muss* eine Klassenarbeit (beispielsweise ein Deutschaufsatz) in der Schule primordial, also in letzter Instanz, als ein Dokument für die Leistungsfähigkeit einer Schülerin gerahmt und im Zuge dessen einer hierarchisierenden Leistungsbewertung unterzogen werden – auch wenn die Schülerin (und vielleicht auch die Lehrperson) dies beispielsweise primär als einen Selbstfindungsprozess verstehen.

Die *konstituierende Rahmung* verstehe ich also als die Bewältigung des Spannungsverhältnisses von Norm und Praxis unter Bedingungen organisationaler Entscheidungsfindung. Je mehr eine Profession fachlich-organisational fundiert und ausdifferenziert ist, umso ausgeprägter ist diese Art der Fremdrahmung. Umso aufwändiger werden aber auch die kommunikativen Strategien, die notwendig sind, um die mit ihr verbundenen Diskrepanzen wieder zu überbrücken, zu glätten oder zu verdecken, also beispielsweise didaktisch zu bewältigen. Inwieweit dies gelingt, ist von der gemeinsamen (längeren oder kürzeren) Interaktionsgeschichte mit der Klientel abhängig. Mit konstituierender Rahmung ist nicht allein die Fremdrahmung im engeren Sinne gemeint, sondern immer auch die Bewältigung dieser Fremdrahmung in einer gemeinsamen Kommunikation, einer interaktiven Praxis, einem Verständigungsprozess mit der Klientel. Diese kommunikative Leistung der Vermittlung einer Entscheidung gemäß organisationaler bürokratischer und fachlicher Normen in einem interaktiven Verständigungsprozess ist die zentrale professionelle

Leistung. Eine Praxis ist also dann professionalisiert, wenn sie eine derartige konstituierende Rahmung mit den dazugehörigen Verständigungsprozessen leistet.

Das Produkt dieses Verständigungsprozesses ist ein konjunktiver Erfahrungsraum, indem im Zuge des gemeinsamen Erlebens der gemeinsamen Interaktionsgeschichte ein kollektives Gedächtnis entsteht. Auf diese Weise kann eine aufeinander abgestimmte Praxis sich auch dadurch etablieren, dass sich bei den Beteiligten ein gemeinsames Wissen dahingehend konstituiert, in welchen Hinsichten ihnen ein unmittelbares Verstehen eben nicht möglich ist. Das sich auf diese Weise konstituierende Wissen ist ganz überwiegend ein implizites Wissen. Es sind gerade diese komplexen Verständigungs- und Interaktionsprozesse und derartige Interaktionssysteme und *interaktive* konjunktive Erfahrungsräume, die es durch professionalisiertes Handeln zu initiieren und zu etablieren gilt. Ich spreche in diesem Sinne auch von der Etablierung *professioneller* oder *professionalisierter Milieus*. Aufgrund eines gemeinsamen *gesellschaftlichen* Hintergrundes – also unter anderem bildungsmilieuspezifischer und/oder geschlechtsspezifischer und/oder generationsspezifischer Art, also auf der Grundlagen von Gemeinsamkeiten im Bereich *gesellschaftlicher* Erfahrungsräumen oder Milieus – kann die Bildung interaktiver Erfahrungsräume, also professionalisierter Milieus, natürlich erleichtert werden.

Aber es geht doch in der professionellen Praxis in Pädagogik und Sozialer Arbeit auch um die Individuen, die persönlichen Identitäten?

Aus der Perspektive der Praxeologischen Wissenssoziologie und der Systemtheorie sind die Individuen immer nur über Kommunikation und Interaktion zu erreichen (eigentlich ist dies ja auch eine Selbstverständlichkeit, der allerdings nicht ausreichend Rechnung getragen wird). Denn die Systeme der Kommunikation und Interaktion haben aber ihre eigenen Gesetzlichkeiten und ihre eigene Geschichte als selbstreferentielle Systeme, die es zu berücksichtigen gilt. Nur auf dem Weg der Etablierung derartiger Interaktionssysteme, die ich – insbesondere mit Blick auf ihre eigenen Interaktionsgeschichten – als Milieus oder konjunktive Erfahrungsräume bezeichne, sind auch die beteiligten Individuen zu erreichen.

Dies lässt sich am Beispiel pädagogischer Zielvorstellungen, wie etwa derjenigen von der Autonomie der Klientel, verdeutlichen. Diese Zielvorstellung ist in der Diskussion um Erziehung und insgesamt auch für die pädagogische Diskussion um Professionalisierung von erheblicher Bedeutung. So ist etwa von der »Zielsetzung der Autonomisierung des sich bildenden Subjekts« im Rahmen des sogenannten strukturtheoretischen Ansatzes innerhalb des Professionalisierungsdiskurses die Rede.²⁹² Derartige Zielsetzungen werden dann als Normalitätserwartungen an die Klient*innen herangetragen. Zum einen entsteht dadurch das Paradox des »Sei autonom!«, indem Autonomie in Form

einer Anweisung der Klientel verordnet wird. Zum anderen sind die damit verbundenen erzieherischen Intentionen abhängig von den standortgebundenen Vorstellungen von Autonomie seitens der beruflichen Akteur*innen – seien diese nun etwa milieuspezifischer (etwa: bildungsbürgerlicher) oder auch geschlechtsspezifischer Art. Diese bleiben zudem zumeist implizit und entziehen sich somit weitgehend einer Meta-Kommunikation. Und dort, wo die Klientel ganz anderen gesellschaftlichen Erfahrungsräumen, also anderen Herkunftsmilieus, zugehörig ist als die beruflichen Akteur*innen, also vor allem in den sogenannten bildungsfernen Milieus, finden sich – sobald diese Klientel den Vorstellungen von Autonomie nicht gerecht wird – Potentiale von Stigmatisierungen und verdachtsgeleiteten Wirklichkeitskonstruktionen in dem Sinne, wie ich es bereits erläutert habe.

Hieraus ist die Konsequenz zu ziehen, dass davon Abstand genommen werden muss, Erziehung oder allgemeiner professionelle Interventionen in dem Sinne zu praktizieren, dass Vorstellungen, welche die soziale oder persönliche Identität der Klient*innen betreffen, als Normalitätserwartungen an diese herangetragen werden. Erziehung zur Autonomie ist nur auf dem Wege einer Herstellung von interaktiven oder kommunikativen *Bedingungen der Möglichkeit* autonomer diskursiver Selbstentfaltung der Klientel zu erreichen, also auf dem Wege der Einflussnahme auf die Gestaltung des Interaktions- und Kommunikationssystems, des interaktiven Milieus. Dies eröffnet den Klient*innen die Möglichkeit autonomer Selbstentfaltung, welche nicht allein an jene Vorstellungen vom autonomen Individuum gebunden sind, wie sie für die beruflichen Akteur*innen und deren Milieu, deren gesellschaftlichen Standort, maßgeblich sind.

Damit gerät auch unter diesem Aspekt wiederum die Kategorie des Interaktions- oder Kommunikationssystems in den Fokus der Betrachtung und der Grundbegrifflichkeit. Wie ich bereits angesprochen habe, steht das Interaktions- oder Kommunikationssystem ganz grundsätzlich im Zentrum der praxeologischen Analyseinstellung: Grundlage für eine tiefergehende Verständigung ist ein sich zwischen den Akteur*innen im Interaktionsprozess entfaltender interaktiver und kollektiver Wissenszusammenhang, der sich weitgehend unabhängig von den Intentionen der beteiligten Akteur*innen konstituiert hat. In dieser Hinsicht stimmen Praxeologische Wissenssoziologie und Systemtheorie überein. Und dies gilt dann in wesentlichen Hinsichten auch für die Vorstellungen von Erziehung respektive die Bestimmungen des Erziehungsbegriffs, die sich daraus ergeben. Im Bereich der Erziehungswissenschaft ist dies mit Bezug auf Niklas Luhmann umfassend erörtert worden. Dieser Diskurs wurde zu Beginn des Jahrtausends im Wesentlichen von Dieter Lenzen initiiert.²⁹³

Das, was mit Bezug auf den Begriff der Erziehung diskutiert worden ist, kann dann generell auf die Definition des professionellen Handelns, der professionellen Intervention, übertragen werden. Professionelle Intervention ist

somit, wie gesagt, nur auf dem Wege über die Gestaltung des Interaktions- oder Kommunikationssystems möglich und die persönliche Identität der Klientel nur auf diesem Wege erreichbar.²⁹⁴

Die Grundbegriffe der Praxeologischen Wissenssoziologie sind aber – wie der Name schon sagt – auf das Wissen der beteiligten Akteur*innen bezogen. Dann stellt sich doch die Frage, wie sich dieses Wissen zur Eigenlogik der Systeme verhält?

Allein schon um die Anforderungen genauer zu bestimmen, die an die professionellen Gestaltungsleitungsleistungen und ihre Möglichkeiten aus sozialwissenschaftlicher Perspektive zu stellen sind, ist es notwendig, die Relation dieser eigenlogischen und selbstreferentiellen Struktur des Interaktionssystems zum Bewusstsein, genauer: zum Wissen der beteiligten Akteur*innen, also zu deren explizitem, vor allem aber zu deren implizitem Wissen, genauer zu klären und empirisch zu beobachten. Hier sehe ich eines der großen Probleme der Luhmann'schen Systemtheorie, die Werner Vogd systematisch aufgezeigt und bearbeitet hat und die auch bei Joachim Renn in komplexer Weise thematisiert werden: »Kommunikation« und »Bewusstsein« werden als kategorial unterschiedliche Systeme konzipiert, ohne deren Verbindung in einer Art und Weise zu bestimmen, welche diese Verbindung empirisch zugänglich machen würde.²⁹⁵

Aber nur dort, wo ein Wissen um das Kommunikationssystem bei den beteiligten Akteur*innen in welcher Weise auch immer repräsentiert ist, kann das Kommunikations- oder Interaktionssystem auf eine gewisse Dauer gestellt und somit Kontinuität gesichert werden. Dieses Wissen ist im Wesentlichen ein implizites Wissen. Zugleich ermöglicht allein dieses Wissen beziehungsweise ein Wissen um dieses Wissen es den beruflichen Akteur*innen, auf das Interaktionssystem Einfluss zu nehmen. Luhmann verwendet den Begriff des »sozialen Gedächtnisses« für dieses Wissen.²⁹⁶ Dies bleibt jedoch eine Metapher, solange ein empirischer Zugang nicht gegeben ist. Auf der Grundlage der Mannheim'schen Kategorie des *konjunktiven Erfahrungsraums* ist ein derartiger empirischer Zugang im Rahmen der Praxeologischen Wissenssoziologie und Dokumentarischen Methode erarbeitet worden. In diesem Sinne können wir die Interaktion in ihrem Prozessverlauf direkt beobachten – etwa mit Hilfe von Videoaufzeichnungen – oder wir stützen uns auf Erzählungen und Beschreibungen der beruflichen Akteur*innen und/oder Klient*innen.

Da die Kontinuität und Zuverlässigkeit des beruflichen Handelns durch den Bezug auf Normen und Regeln und deren Generalisierungspotential allein nicht gesichert werden kann, verlagert sich das Potential für Kontinuität auf die Ebene der Routinisierung und Habitualisierung der sich zwischen den beruflichen Akteur*innen und ihrer Klientel entfaltenden interaktiven Praxis. Und diese Routinisierung und Habitualisierung der Praxis setzt deren wie auch

immer geartete Speicherung oder Sedimentierung im kollektiven Gedächtnis voraus. Dieses wird uns in Form des konjunktiven Erfahrungsraums empirisch zugänglich. In diesem Sinne bedeutet professionell zu intervenieren, also beispielsweise zu beraten oder zu erziehen, die Chance der Einflussnahme auf die Struktur und insbesondere auch die Diskursorganisation des Interaktionssystems beziehungsweise – in diachroner oder auch historischer Perspektive betrachtet – auf die Entwicklung des konjunktiven Erfahrungsraums mit den Klient*innen.

Und das wäre dann der Maßstab für gutes und richtiges professionelles Handeln?

Nein. In einem ersten Schritt geht es ja darum, zu definieren, was überhaupt professionelles Handeln ist, nämlich die Umsetzung von (organisationalen und fachlichen) *Normen* in eine *Praxis* mit der Klientel. Voraussetzung dafür ist die Etablierung eines konjunktiven Erfahrungsraums, eines professionalisierten Milieus im dargelegten Sinne. Im nächsten Schritt stellt sich die Frage nach einem mehr oder weniger gelungenen professionellen Milieu, also die Frage, wie dieses und das professionelle Handeln aus sozialwissenschaftlicher Perspektive in begründeter Weise bewertet werden kann. Wenn sich professionelle Praxis auf die Ebene der Herstellung von Bedingungen der Möglichkeit von Interaktions- oder Kommunikationssystemen respektive Diskursen verlagert, so hat dies auch Konsequenzen für die Art und Weise, wie professionelle Steuerung normiert, also normativ bewertet werden kann.

Grundlage dafür ist die Unterscheidung von grundsätzlich zwei Wegen, wie die konstituierende Rahmung zustande kommen kann. Dazu können wir unterscheiden zwischen einer konstituierenden Rahmung auf der Grundlage (konventioneller) *normativer* Prinzipien und einer solchen auf Grundlage *meta-normativer* oder diskursethischer Prinzipien. Im ersteren Fall handelt es sich um Normalitätsvorstellungen, welche unhinterfragt unterstellt werden. Abweichungen von derartigen Normen im Handeln der Klientel (beispielsweise im Umgang der Eltern mit ihren Kindern) werden (beispielsweise von Seiten der Erzieher*innen) dann nicht im Lichte möglicher andersartiger Normalitätsvorstellungen betrachtet oder reflektiert, sondern als Defekt der Klientel attribuiert und führen schließlich zur negativen Sanktionierung und/oder zu unterschiedlichen Versuchen der Korrektur oder Anpassung. Davon zu unterscheiden sind Normen im Sinne von Regeln der diskursiven Verständigung, also *diskursethische* Normen oder Prinzipien, welche die Bedingungen der Möglichkeit dafür schaffen, sich mit der Klientel *über* unterschiedliche Normalitätsvorstellungen, also insbesondere über die Differenzen zwischen den eigenen Normalitätsvorstellungen und denen der Klientel, zu verständigen. Piaget hat zwischen den konventionellen Normen als den »konstituierten Regeln« und den diskursiven Prinzipien als den »konstituierenden Regeln« un-

terschieden,²⁹⁷ und Habermas spricht im Anschluss an Piaget von der Differenz von (konventioneller) Norm und »Meta-Norm«.²⁹⁸

Aber damit bist du doch immer noch auf der Ebene der Analyse, hier dann der Analyse der impliziten normativen Orientierungen der Professionellen in der Interaktion mit den Klient*innen, und noch nicht auf der Ebene von Bewertungen seitens der Sozialwissenschaften?

Genau. Derartige Unterschiede oder Ebenen der normativen Orientierung, wie diese in der Interaktion zwischen den beruflichen Akteur*innen und der Klientel impliziert sind, lassen sich zunächst sozialwissenschaftlich analysieren. Ebenso wie sich empirisch analysieren lässt, ob wir es mit einer *konstituierenden Rahmung* zu tun haben. Der nächste Schritt, derjenige der sozialwissenschaftlichen Bewertung, beginnt dort, wo Entscheidungen darüber getroffen werden, welche impliziten normativen Orientierungen im Vergleich zu anderen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive in der Weise präferiert werden können, dass zwischen einem gelungenen oder weniger gelungenen professionalisierten Milieu unterschieden wird.

Die Sozialforscher*innen bewegen sich sozusagen zwischen den beruflichen Milieus, gleichsam »auf deren Rändern«, und halten auf dem Wege der komparativen Analyse diese Milieus, das heißt deren Wege der konstituierenden Rahmungen und der darin implizierten diskursethischen Prinzipien, im Zuge der Rekonstruktion, der reflektierenden Interpretation vergleichend gegeneinander. Sofern eine Bewertung von ihnen erwartet wird, treffen sie diese auf dem Wege der Entscheidung, der Präferenz für eine dieser Praxen beziehungsweise für die darin implizierten und empirisch rekonstruierten Prinzipien praktischer Diskursethik. Diese Bewertung geht dann also über die eigentliche Analyse hinaus. In einem weiteren Schritt gilt es dann einen Diskurs über diese Bewertungen mit den beruflichen Akteur*innen zu initiieren.

Du hast dich schon recht früh mit Fragen der Professionalisierung befasst. Wie schaust du denn heute darauf.

Rückblickend betrachtet kann man sagen, dass ich, indem ich mich mit Beginn meines Studiums der Soziologie an der Universität Bielefeld zum Wintersemester 1969/70 für den »Praxisschwerpunkt Sozialarbeit« entschieden hatte, in dieser Zeit auch bereits irgendwie begann, mich mit dem Theorie-Praxis-Problem zu befassen. Und hier waren dann mehr oder weniger implizit auch Aspekte der Professionalisierung relevant, die auch in meiner Abschlussarbeit bereits ihren Niederschlag gefunden haben. Zugleich und unabhängig davon habe ich aber auch begonnen, mich mit einer der wesentlichen Wurzeln der *Praxistheorie* oder *Praxeologie* zu befassen, nämlich der Ethnomethodologie, indem ich eine der allerersten Abschlussarbeiten in Deutschland mit diesem

theoretischen Rahmen verfasst habe. Über die Ethnomethodologie bin ich dann schließlich auch zur Mannheim'schen Wissenssoziologie gekommen. Und später habe ich mich unter diesem Aspekt auch der Bourdieu'schen Praxeologie genähert.

Erstaunlicherweise sind somit die praxistheoretischen und praxeologischen Diskurse einerseits und diejenigen zur Professionalisierung andererseits mehr als vierzig Jahre sozusagen nebeneinander hergelaufen, ohne umfassender aufeinander bezogen zu werden. Man kann es auch so sehen, dass ich nunmehr gegen Ende – aber noch nicht *am* Ende, wie ich hoffe – meiner wissenschaftlichen Laufbahn und ziemlich genau 50 Jahre nach Abschluss meines Studiums begonnen habe, in einer Art Gestaltschließung diese beiden Stränge oder Diskurse der Professionalisierung einerseits und der Praxistheorie resp. Praxeologie andererseits miteinander zu verknüpfen. Mir ist zunehmend klar geworden, welch grundlagen- und erkenntnistheoretisches Potential gerade in dieser Verknüpfung steckt. Da Fragen der Professionalisierung im Bereich der Soziologie nach wie vor kaum von Bedeutung sind, werden es weiterhin vor allem Kolleg*innen aus dem Bereich der Erziehungswissenschaft sein, die für mich in dieser Hinsicht als Gesprächspartner*innen in Frage kommen.

Zukunftsperspektiven

Wo liegen denn, deiner Meinung nach, weitere Chancen und Entwicklungspotentiale der Dokumentarischen Methode oder auch der Praxeologischen Wissenssoziologie, die dich interessieren würden? Was wünschst du dir da?

Was ich mir für die weitere Entwicklung im Bereich Methodologie und Grundlagentheorie wünsche, ist, dass das Niveau, welches in beiden Bereichen erreicht worden ist, nicht verloren geht. Ich meine unter anderem damit, dass mit zunehmender Bedeutung des Labels »Dokumentarische Methode« sich auch zunehmend Tendenzen zeigen, die Reputation, die damit verbunden ist, zu nutzen, aber zugleich die Komplexität und analytische Schärfe der Methode zu reduzieren. Sie wird dann stromlinienförmiger gestaltet und vermag sich dem Common Sense und dem Mainstream eher einzufügen. So werden – teilweise mit dem Anspruch, nicht »dogmatisch« zu sein – Konturen und Grenzziehungen verwischt, die für eine erkenntnistheoretisch-methodologische (Selbst-) Reflexion und grundlagentheoretische Fundierung notwendig sind. Damit können dann – auf Kosten der Genauigkeit und Klarheit in der Sache – leichter Allianzen innerhalb der Scientific Community geschaffen werden. Nun ist das ja nicht so ungewöhnlich. Es ist aber ärgerlich, wenn du jahrzehntlang an den Grundlagen gearbeitet und – wenn du so willst – auch dafür gekämpft hast.

Mit derartigen Tendenzen einer ›Verwässerung‹ meine ich ausdrücklich nicht solche Entwicklungen, die das Potential der Dokumentarischen Methode als Methode der *Forschung* und die in diesem Bereich gewonnenen Erfahrungen für die Weiterentwicklung von *Methoden der außerwissenschaftlichen Praxis*, also beispielsweise der *Beratung* oder auch *Therapie* zu nutzen suchen. Ich hatte bereits die Dissertation von Astrid von Sichart, der Paartherapeutin, erwähnt. Sie hat auf der Grundlage von Paargesprächen resp. Gruppendiskussionen und von Fotos gearbeitet. Im Anschluss an ihre Dissertation hat sie dann ihre eigene therapeutische Methode neu orientiert. In Weiterentwicklung der systemischen Therapie hat sie ein neues Modell erarbeitet und erprobt, welches sie als »Systemisch-dokumentarische Paartherapie« bezeichnet.²⁹⁹ Und Aglaja Przyborski, deren Arbeiten ja eine zentrale Bedeutung haben für die Vermittlung der Dokumentarischen Methode und Praxeologischen Wissenssoziologie, ist zugleich auch Psychotherapeutin und hat eine Professur in diesem Bereich.

Eine andere vielversprechende Tendenz der Weiterentwicklung oder Modifikation der Methode betrifft die akademische Ausbildung im Bereich der Professionalisierung. Hier ist das sogenannte *forschende Lernen* besonders interessant. Iris Nentwig-Gesemann verfolgt schon länger die Idee, die frühpädagogischen Fachkräfte in ihrer Ausbildung dadurch in eine beobachtende und (selbst-) reflektierte Haltung einzüben, dass sie dazu angeregt werden, über die von ihnen betreuten Kinder zu forschen. Beispielsweise mit den Kindern Gruppendiskussionen durchzuführen oder sie zu videografieren und diese Erhebungen dann – in Orientierung an Standards der Dokumentarischen Methode – auch zu transkribieren und zu interpretieren. Die Erfolge derartiger Seminare sind, was das Niveau der (Selbst-) Reflexionen in Bezug auf ihre eigene Praxis und die zugrunde liegende konstituierende Rahmung sowie Entdeckung von möglichen Alternativen anbetrifft, sehr beachtlich.³⁰⁰ Die Integration eines derartigen *forschenden Lernens* in die akademische Ausbildung wird auch in anderen Kontexten, vor allem in der Lehrerbildung, diskutiert, unter anderem von Jan-Hendrik Hinzke aus meiner Forschungswerkstatt gemeinsam mit Angelika Paseka.³⁰¹ Das *forschende Lernen* stellt m.E. einen Weg dar, Reflexions- und Theoriepotentiale in die Ausbildung von Praktiker*innen zu vermitteln, ohne dass diese darauf reduziert werden, sozialwissenschaftliche Theoriestücke deduktiv auf ihre Praxis anwenden zu sollen. Denn das stellt sie, wie bereits angesprochen, notgedrungen vor Probleme, die letztendlich nicht zu lösen sind.

Eine weitere interessante Entwicklung im Bereich der Dokumentarischen Methode hat Burkhard Schäffer initiiert, indem er eine Software für die computergestützte Auswertung mit der Dokumentarischen Methode (›DokuMet QDA‹) unter anderem gemeinsam mit Denise Klinge, Franziska Endreß und Franz Krämer entwickelt hat.³⁰² Ich bin da ja ein vollkommener Laie und habe mich damit bisher zu wenig befasst, um mir ein klares Bild machen zu können. In einigen Bereichen leuchtet mir der Sinn allerdings unmittelbar ein. So bei-

spielsweise dort, wo es darum geht, unterschiedliche Varianten der sogenannten planimetrischen Komposition eines Bildes durchzuspielen.

Diese formale Komposition lässt sich auf dem Wege der Rekonstruktion von Feldlinien erschließen, die für die Gesamt-Komposition des Bildes entscheidend sind, die das Bild gleichsam zusammenhalten, und die somit den Einstieg in die tiefergehende semantische Interpretation, die ikonologische Interpretation, eröffnen. So, wenn beispielsweise das Bild in seiner Gesamtkomposition durch eine Schräge bestimmt ist, welche eine Spannung zum Ausdruck bringt, die für das Bild und seine Semantik charakteristisch ist. Die bereits erwähnte ›Erleuchtung‹ hinsichtlich der Bedeutung dieser planimetrischen Komposition ist mir angesichts der Interpretation gekommen, die Max Imdahl für das Fresko »Die Gefangennahme« des Renaissance-Malers Giotto di Bondone vorgelegt hat. Hier geht es um die Situation der Gefangennahme Jesu aufgrund des Verrats durch Judas. Eine Schräge in der Positionierung der Akteure zueinander bestimmt im Sinne einer Feldlinie die Gesamtkomposition des Bildes und dessen zentrales Spannungsverhältnis, indem Jesus nämlich zugleich als der Unterlegene wie der Überlegene erscheint. Dies ist ein markantes Beispiel für das Potential von Bildern, Ambiguitäten oder Übergegensätzlichkeiten, die »Sinnkomplexität des Übergegensätzlichen«, zum Ausdruck zu bringen, wie Imdahl das nennt.³⁰³ Im Fall einer derartigen Rekonstruktion der planimetrischen Komposition ermöglicht die computergestützte Auswertung ein Durchspielen von Varianten der Feldlinien, welches es schnell ermöglicht, die entscheidende Linie zu identifizieren. Dies ist für mich ein Beispiel dafür, dass einige methodische Arbeitsschritte durch ihre Formalisierung und Technisierung transparenter und dadurch auch leichter vermittelbar werden könnten. Insgesamt gilt es hier aber wohl zunächst einmal die weitere Entwicklung abzuwarten.

Ich hatte bei meiner Frage eigentlich auch an deine eigene weitere Arbeit gedacht, also wo du selbst Perspektiven siehst, in eigener Forschung Entwicklungspotentiale der Methode auszuloten.

Es war ja meistens so, dass ich mich bei meinen Entscheidungen hinsichtlich der Ausrichtung meiner weiteren Forschung primär an dem orientiert habe, was mich persönlich interessiert. Ob damit dann Entwicklungspotentiale der Dokumentarischen Methode verbunden waren, ließ sich ja zunächst immer nur vermuten. Es gibt derzeit unter anderem zwei unterschiedliche Interessen, die ich aber gerne verbinden möchte: Zum einen ist dies eine methodische und gleichzeitig methodologische und grundlagentheoretische Vertiefung der *Bildinterpretation*, gemeint ist weniger die Interpretation von bewegten Bildern als von Standbildern. Das andere Interesse betrifft die Methode und Methodologie der *Typenbildung*. Ich würde gerne mal wieder ein Projekt auf der Grundlage hoher Fallzahlen durchführen, da nur auf dieser Grundlage die Generierung

einer komplexeren Typologie möglich wird. Ich habe ja in den letzten Jahren aus den bereits angesprochenen Gründen auf Antragstellungen bei der DFG verzichtet. Umfangreiche Fallzahlen, also Erhebungen im Umfang von ca. 40 Gruppendiskussionen und 20 biografischen Interviews, wie in den Projekten über Hooligans und Rockbands und über Jugendliche türkischer Herkunft, setzen aber Stellen für Mitarbeiter*innen voraus, wie ich sie nur im Rahmen einer Forschungsförderung finanzieren kann.

Es sei denn, der Aufwand für die Erhebungen entfällt dadurch weitgehend, dass ich auf öffentlich zugängliche Daten zurückgreife. In diesem Sinne könnte ich mir etwa vorstellen, zeitgeschichtliche Entwicklungen in Deutschland (möglicherweise auch partiell im Vergleich von DDR und BRD) auf der Grundlage der Interpretation von öffentlich zugänglichen Fotos (inclusive Standbildern aus Videos) über mehrere Jahrzehnte zu rekonstruieren. Geeignet wäre beispielsweise die Darstellung von Familien in den öffentlichen Medien (dafür kommt eine Spannweite unterschiedlicher Bildgattungen in Frage: von Werbeclips bis hin zu Fernsehserien). Auf diese Weise könnten hunderte von Bildern in die Auswertung einbezogen werden – auch wenn ich diese dann allein bewältigen muss.

Du bist jetzt mehr auf neue methodische oder methodologische Perspektiven eingegangen, also mehr auf die Dokumentarische Methode. Gibt es denn auch neue Perspektiven im Bereich der Grundlagentheorie, also der Praxeologischen Wissenssoziologie?

Bis vor einigen Jahren, bis zum Beginn meiner Arbeit am Band »Praxeologische Wissenssoziologie«, war mein primärer Rahmen die Weiterentwicklung der Methode beziehungsweise Methodologie in ihren unterschiedlichen methodischen Zugängen: unter anderem Gesprächsanalysen, Bild-, Video- und Filminterpretationen und Evaluationsforschung – und all dies in einer breiten Palette von Anwendungsbereichen. Die Entwicklung der Grundlagentheorie stand primär im Dienst dieser Methodenentwicklung, also der Dokumentarischen Methode. Im Band »Praxeologische Wissenssoziologie« hat sich dies umgekehrt: Dort steht die Dokumentarische Methode im Dienst der Theoriegenerierung im Bereich der Praxeologischen Wissenssoziologie. Insgesamt gesehen haben nunmehr beide Bereiche ein mehr oder weniger gleiches Gewicht erhalten. Der untrennbaren Verbindung von Theorie und Methode wurde damit zunehmend Rechnung getragen. Dies erscheint notwendig, wenn wir unfruchtbare Situationen verhindern wollen, wie sie uns in vielen Bereichen der Sozialwissenschaften begegnen, indem dort Arbeiten im Bereich einer theorielosen Empirie und solche aus dem Bereich einer empirielosen Theorie mehr oder weniger beziehungslos nebeneinander existieren.

In der konkreten empirischen Forschung kann natürlich jeweils das eine wie auch das andere im Vordergrund stehen. Und du hast recht: Ich habe in

meiner Antwort bezüglich neuer Perspektiven zunächst die Dokumentarische Methode in den Vordergrund gestellt. Was die Grundlagentheorie, die Praxeologische Wissenssoziologie, anbetrifft, so zähle ich auch die Professionalisierungsforschung in dem Sinne, wie ich sie verstehe, zur Grundlagentheorie, da sie starke erkenntnistheoretische Implikationen hat und grundlegende Klärungen im Bereich des Verhältnisses von *Analyse* einerseits und normativer beziehungsweise diskursethischer *Bewertung* andererseits voraussetzt. Ich denke, dass ich mich noch eine Zeitlang mit der Professionalisierungsthematik befassen werde. Dazu gehören dann auch Fragen nach den Bedingungen der Möglichkeit *intendierter* professioneller Interventionen im Bereich von People Processing Organizations. Dabei muss unterschieden werden zwischen den *Sozialisations*prozessen, die immer schon ablaufen, wenn Personen in die Prozessierungen im Rahmen von Organisationen eingebunden werden, einerseits und den Bedingungen der Möglichkeit von *intendierten* und wirksamen oder erfolgreichen Eingriffen seitens der beruflichen Akteur*innen innerhalb dieser Sozialisationsprozesse und in diese Prozesse andererseits. Auch der Begriff der Erziehung – als einer spezifischen Form der intendierten Intervention – muss meines Erachtens in diesem Kontext verhandelt werden. Das heißt, für mich ist auch die genauere Bestimmung des Erziehungsbegriffs nur im Bezugsrahmen der empirischen und theoretisch fundierten Rekonstruktion von Prozessen der Sozialisation und ihrer interaktiven Struktur innerhalb und außerhalb von Organisationen möglich.

Darüber hinaus, aber auch damit zusammenhängend, möchte ich mich mit dem Begriff der *Macht* noch genauer befassen. Ich habe diesen Begriff bisher sehr stark aus der empirischen Rekonstruktion heraus entwickelt. Dabei konnte ich schon sehr früh, also in meiner Dissertation, einige Bezüge zu Luhmann und auch zu Foucault herstellen. Ich denke daran, in Verbindung mit weiteren empirischen Rekonstruktionen auch noch weitere Bezüge zu sozialwissenschaftlichen Theoriediskussionen in diesem Bereich herauszuarbeiten – mit weiteren Begriffsklärungen, wie etwa der Unterscheidung zwischen Macht und Herrschaft.

Insgesamt gesehen befinde ich mich mal wieder in einer Situation, in der vieles offen ist. Und ich denke, dass alle meine bisherigen sozialwissenschaftlichen Entwicklungen nicht primär auf langfristigen projektförmigen Planungen beruhen. Vieles hing davon ab, welche Ideen sich im Zuge empirischer Beobachtung und Lektüre allmählich bei mir festgesetzt, verdichtet und zunehmend an Gestalt gewonnen haben. Und eine der großen Freiheiten, die sich für mich mit meiner Pensionierung eröffnet haben, ist diejenige, dass ich mir in dieser Hinsicht wesentlich mehr Zeit lassen kann – obwohl mir natürlich klar ist, dass ich nicht jünger werde.

Anmerkungen

Die Logik der Praxis und der ›Bruch‹ mit dem Common Sense

- 1 Siehe dazu u. a. Bohnsack 2017, Kap. 9.2
- 2 Bourdieu 1993, S. 370
- 3 Schön 1983, S. 68
- 4 Vgl. Bohnsack 2020a, Kap. 6
- 5 U.a. Luhmann 1975, vgl. auch Bohnsack 1983 u. 2017, S. 77ff.
- 6 Genauere Ausführungen zu diesem Verbot der »Selbstreferenz« finden sich an späterer Stelle im Gespräch. Siehe dazu vor allem das Kapitel »Dissertationsprojekt und Promotion«.
- 7 Luhmann 1992a, S. 510
- 8 Ebenda
- 9 Dies geht unter dem Begriff des »naturalism in epistemology« u.a. auf die Arbeiten von Larry Laudan et al. (1986), aber auch Thomas Kuhn (1976) zurück.
- 10 Mannheim 1952, S. 246 [1931] hatte sich dagegen gewandt, »daß Tatsachenfeststellungen im Prinzip keine Relevanz für erkenntnistheoretische Überlegungen haben können«.
- 11 Umfassend dazu: Bohnsack 2017, Kap. 3, siehe auch knapp skizziert Bohnsack 2021b. Der Begriff der propositionalen Logik ist nicht mit dem englischen Begriff »propositional logic« in seiner Bedeutung der »Aussagenlogik« zu verwechseln. Ralf Bohnsack verwendet den Begriff der propositionalen Logik als Gegenbegriff zu demjenigen der performativen Logik, welcher weitgehend demjenigen der »praktischen Logik« bei Bourdieu entspricht, der sich u.a. in der Überschrift in Kapitel 3 einer seiner Hauptwerke (»Entwurf einer Theorie der Praxis«: 1976) findet. Im Übrigen hat der Erkenntnistheoretiker und Physiker Michael Polanyi (vgl. dazu auch Bohnsack 2021, S. 211f. u. Bohnsack 2017, S. 149ff.), eine anerkannte Leitfigur der Praxistheorie, von dem der Begriff des »tacit knowledge«, also des stillschweigenden, impliziten oder auch performativen Wissens, stammt (Polanyi 1966 u. 1985), dieses vom »propositional knowledge« unterschieden (vgl. Polanyi 1958).
- 12 »by making out the member of the society to be a judgmental dope of a cultural or psychological sort, or both« (Garfinkel 1967a, S. 67)
- 13 Garfinkel 1967a, S. 280
- 14 Vgl. Bourdieu 1996, S. 258. Hier zeigen sich auch Korrespondenzen mit der Kritik von Glaser/Strauss (1967, S. 10), wenn sie schreiben: »many of our teachers converted departments of sociology into mere repositories of ›great-man‹-theories«.
- 15 Denn »ein wissenschaftliches Objekt konstruieren heißt zunächst und vor allem, mit dem common sense zu brechen« (Bourdieu 1996, S. 269)
- 16 Schütz (1971: 50) spricht von der »Modellkonstruktion von rationalen Handlungsmustern«. Aron Gurwitsch (1971, S. XIX) bezeichnet mit Bezug auf Edmund

Husserl ein derartiges Verharren im Common Sense bei Alfred Schütz als ein Verharren in der »natürlichen Einstellung« des Alltagslebens.

17 Luhmann 1973

Praxeologische Wissenssoziologie und konjunktiver Erfahrungsraum

18 Siehe dazu u.a. Bohnsack 2012

19 Mannheim 1980, S. 296

20 Dazu genauer: Bohnsack 2014b sowie 2017, S. 80f. u. 197ff. sowie 2021b

21 Siehe dazu Luhmann 1997, S. 45 sowie Bohnsack 2017, S. 107.f. u. 2020d, S. 38f.

22 Vogd 2014, S. 303f.

23 Schön 1983

24 Bourdieu (2010: 208f. [1997]) verwendet zwar diesen Begriff, ohne dieses Phänomen aber systematisch zu durchleuchten.

25 Bourdieu 1976

26 Bourdieu 1997, S. 801 [1993]

27 Vgl. Bohnsack 2010b u. Bohnsack 2013a

Jugend- und Schulzeit

28 Packard 1958

29 Siehe dazu Bohnsack u.a. 2001b u. 2009, Kap. 4

30 »In allen Fällen sind Hilfestellungen (>soziale Paten<) von immenser Bedeutung« und dies insbesondere »im Sinne eines Erlernens des Verhaltensrepertoires gehobener Schichten« (El-Mafaalani 2012, S. 54)

Studium und Diplomarbeit

31 Vgl. dazu Garfinkel 1967a, S. 272 sowie Garfinkel/Sacks 1970: 345 und Mannheim 1980, S. 88

32 Vgl. Mannheim 1980, S. 85ff.

33 Vgl. § 9, Absatz 4 der Diplomprüfungsordnung für das Studium an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld 27. 01. 1971

34 Auch in der damaligen Diplomprüfungsordnung finden sich Hinweise auf eine solche Haltung der Wertschätzung von Kollektivität resp. Kooperation. So heißt es in § 8, Absatz 2: »Von den im Hauptstudium erbrachten Leistungsnachweisen muß mindestens einer auf der Beteiligung an einer Gruppenarbeit und mindestens einer auf einer Einzelarbeit beruhen«.

35 Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973 sowie: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976

36 Vgl. z. B. Autorenkollektiv: Rose Ahlheim et al. 1971

37 »Versuch einer Verknüpfung kriminalsoziologischer Theorien der Subkultur, der Anomie, des Definitionsansatzes [heute sagt man: »labelling approach«] unter dem

- Aspekt der Jugend mit Hilfe allgemeiner soziologischer Theorie unter Berücksichtigung von Theorien der neueren Wissenssoziologie«.
- 38 Bohnsack 1973. Titel der Reihe: »Kritische Texte zur Sozialarbeit und Sozialpädagogik«
 - 39 Allerdings gab es ungefähr zur selben Zeit noch eine Abschlussarbeit in Frankfurt am Lehrstuhl Mollenhauer, von der ich aber damals gar nichts wusste, welche die Verbindung von Ethnomethodologie und Kriminalsoziologie zum Thema hatte: siehe Keckeisen 1974
 - 40 Garfinkel 1961 u. Cicourel 1970
 - 41 Siehe auch Bohnsack 1976 sowie Schütze/Bohnsack 1973
 - 42 Zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Konzept der »Basisregeln« siehe Bohnsack 2017, Kap. 2.5
 - 43 Parsons/Shils 1951
 - 44 Eisenstadt 1966
 - 45 Mannheim 1980
 - 46 Bohnsack 1973, S. 1
 - 47 Die Ergebnisse dieser Studie wurden veröffentlicht in Haferkamp 1975
 - 48 Schütze 1975
 - 49 Sack 1975, S. 369
 - 50 Und zwar in die Kategorie »Jugendsoziologische ad-hoc-Theorien«, neben dem »marxistischen«, dem »konflikttheoretischen«, dem »psychoanalytisch-narzißmustheoretischen« und dem »sozialökologischen« Ansatz« (Griese 1971)
 - 51 Bohnsack 1973, S. 127
 - 52 Marxistische Gruppe 1977
 - 53 Vgl. u.a. Bohnsack 2010 sowie 2020a

Der Weg in die Rekonstruktive Sozialforschung

- 54 Referateblatt Philosophie. Berlin 22 (1986), Bl. 116 (204) Ag 228/86/116
- 55 Siehe zum Begriff ursprünglich Bohnsack 1989, S. 10 u. 390 sowie Bohnsack 2005
- 56 Garfinkel 1967a, S. vii
- 57 Vgl. dazu die Arbeiten in Denzin/Lincoln 1994. Zur Kritik siehe: Bohnsack 2017, Kap. 10.7
- 58 Siehe (kritisch) dazu genauer: Bohnsack 2017, Kap. 2
- 59 Luhmann (1997, S. 480ff.) definiert, dass die »Aussageform von Theorien [...] darin besteht, Vergleiche zu ermöglichen«
- 60 Glaser/Strauss 1967

Nach dem Diplom

- 61 Siehe dazu aber Haferkamp 1975 und darin u.a. die Veröffentlichung von Auszügen aus meinen Beobachtungsprotokollen
- 62 Siehe dazu die daraus hervorgegangenen Aufsätze Bohnsack/Schütze 1973 sowie auch Bohnsack 1976

- 63 Es ging damals – noch bevor das Narrative Interview in der Biografieforschung Anwendung fand – um dessen Einsatz bei der Erforschung von Machtstrukturen im Zuge einer Zusammenlegung zweier Gemeinden etwa 40 km entfernt von Bielefeld. Siehe dazu Schütze 1976
- 64 Siehe dazu: Bohnsack 1983: Kap. 2.2 und 2017: Kap. 8.2.1
- 65 Garfinkel 1967b und Foucault 1977
- 66 Siehe dazu meine bereits frühe Kritik an der unzureichenden Bestimmung der interaktiven Funktion resp. diskursorganisatorischen Bestimmung des Interviewers (Bohnsack 1991, S. 120).
- 67 Bourdieu/Wacquant 1996, S. 160
- 68 Sacks/Schegloff/Jefferson 1978
- 69 Siehe dazu die spätere Veröffentlichung Luhmann 1982
- 70 Luhmann 1971
- 71 Vgl. Bohnsack 1973, S. 135 f.

Die Distanz gegenüber der Organisation Universität

- 72 Bourdieu 1976: 177
- 73 Bohnsack et al. 1995: Kap. 4
- 74 Bourdieu/Wacquant 1996, S. 161
- 75 Das Projekt »Das Instrument der Modelleinrichtungen. Empirische Untersuchung seiner Bedeutung, Grenzen und Ausweitungsmöglichkeiten für die örtliche Sozialpolitik« wurde vom Bundesminister für Forschung und Technologie im Rahmen des Forschungsverbundes »Bürgernahe Gestaltung der sozialen Umwelt« gefördert. Unter der Leitung von Siegfried Schneider haben außer mir Ferdinand Schliche, Siegfried Heinemeier und Piet Schuin mitgearbeitet (vgl. Bohnsack et al. 1977).

Dissertationsprojekt und Promotion

- 76 Da die technische Ausstattung nicht in allen Einrichtungen vorhanden war, haben wir teilweise rundfunktaugliche Rekorder der Firma UHER zur Verfügung gestellt.
- 77 Veröffentlichungstitel: »Alltagsinterpretation und soziologische Rekonstruktion« (Bohnsack 1983)
- 78 Dazu: Bohnsack 2017, Kap. 2
- 79 Bohnsack 2021, Kap. 2 [10. Aufl., zuerst: 1991]
- 80 »Die kantischen Prämissen der immer noch gängigen Wissenschaftstheorie werden auseinandergesprengt, Selbstreferenz wird auch in der Wissenschaft, auch in der Logik zugelassen. Daß die daraus resultierenden Probleme nicht in einer Dissertation gelöst werden können, liegt auf der Hand. Aber man könnte erwarten, dass zumindest eine Ahnung von dem bewußt wird, was da auf uns zukommt.« (Luhmann 1981, S. 4)

- 81 Mit direktem Bezug auf Kant heißt es: »An die Stelle der Regel, Zirkelschlüsse zu vermeiden, hat die Regel zu treten, Theorien zuzulassen, die sich Selbstreferenz leisten können [...]. Wir werden [...] das gesellschaftliche Wissen und die Wissenschaft selbst beobachten und fragen, wie wird das gemacht?« (Luhmann 1992a, S. 72). Somit wird also eine rekonstruktive Analyseeeinstellung resp. diejenige einer Rekonstruktion der Rekonstruktion eingenommen.
- 82 Luhmann 1992a, S. 509. Vorsichtig angenähert hat Luhmann sich den »naturalen Epistemologien« bereits 1987, S. 648: Seiner Beobachtung zufolge »beginnt man einzusehen, daß Selbstreferenz nicht eine Eigentümlichkeit des Bewußtseins ist, sondern in der Erfahrungswelt vorkommt«. Und in den »Abschlußbemerkungen« des Bandes »Soziale Systeme« resümiert er, diese »sollen dem Einwand vorbeugen, man müsse zuerst die logischen und erkenntnistheoretischen Probleme eines Forschungsansatzes klären, bevor man mit Forschung beginne« (a.a.O., S. 661).
- 83 Luhmann 1992a, S. 509
- 84 Abraham Kaplan (1964, S. 3) sieht in dieser Hinsicht die Einzelwissenschaften als »Kolonien unter der Herrschaft von Logik, Methodologie, Wissenschaftsphilosophie«
- 85 »Die Voraussetzungen der Erkenntnis können immer wieder selbst zum Gegenstand der Erkenntnis werden« (Mannheim 1922: 43). Vgl. dazu auch Mannheims Ablehnung der Prämisse, »daß Tatsachenfeststellungen im Prinzip keine Relevanz für erkenntnistheoretische Überlegungen haben können« (1952b: 246 [1931])
- 86 Norbert Elias weist den Anspruch der (Wissenschafts-) Philosophie als Fundament der Erkenntnistheorie zurück, wenn er in einer Auseinandersetzung vor allem mit Karl Popper, dem »wirklichkeitsblinden Philosophen« (Elias 1985b, S. 268), den »grundlegenden Unterschied zwischen einer Philosophie der Wissenschaft und einer Wissenschaft der Wissenschaft« (Elias 1985a: 94) betont.
- 87 Wörtlich heißt es im Gutachten (Luhmann 1981, S.8): »Außerdem rekurriert der Verfasser in wesentlichen Hinsichten auf amerikanische Literatur oder auf Rückimporte amerikanischer Literatur, die ohnehin nicht dazu neigt, ihre Denkvoraussetzungen zu durchdenken, sondern stattdessen mit sektiererischen Verengungen der Literatur zu arbeiten gewohnt ist«.
- 88 Wörtlich: »wie Vorgehensweisen in der Interaktion sich diesen unterschiedlichen Kommunikationsformen zuordnen lassen« (Luhmann 1981, S. 2 f.)
- 89 Siehe Matthes-Nagel 1983
- 90 Bohnsack/Matthes 1978
- 91 Gemeint ist vor allem Lakoff/Johnson 1980
- 92 Luhmann 1981, S. 3. Zugleich findet sich bei Luhmann an anderer Stelle (1992b, S. 81f.) auch eine scharfe, aber insgesamt berechtigte, Kritik an der Rubrik »Stand der Forschung«: »Im typischen Format westlicher ›scientific papers‹ geht man vom Stande der Forschung aus. Auch das erspart eine weiterreichende Reflexion. Man muss nur im Verhältnis zu dem, was an Publikationen vorliegt, etwas Neues anbieten. Eine an Skurrilität rührende Pedanterie, überwacht von Redaktionen und Gutachtern, ersetzt jede Reflexion«. Plausibel wird dieser scheinbare Widerspruch bei Luhmann aber wohl dadurch, dass seine Kritik an meiner Dissertation auf die

grundlagentheoretische Literatur bezogen war, nicht auf die gegenstandsbezogene, die üblicherweise mit »Stand der Forschung« gemeint ist.

Das Habilitationsprojekt

- 93 Mangold 1960
- 94 Dazu u.a. Bohnsack 2014a u. 2017, Kap. 7
- 95 Horkheimer/Adorno 1960
- 96 Diese Abhandlung »Zur Methode des Gruppendiskussionsverfahrens« ist in Abgrenzung vom Interpretativen Paradigma und in Auseinandersetzung mit der Objektiven Hermeneutik ausgearbeitet worden. Sie ist dann als Anhang: Teil 2 dem später ausgearbeiteten DFG-Antrag (Mangold/Bohnsack 1983) beigefügt worden
- 97 Von ihnen ist später das (unveröffentlichte) Kapitel: »Zur weiblichen Entwicklungstypik. Stadien der Adoleszenzentwicklung bei weiblichen Lehrlingen« im Abschlussbericht des DFG-Projekts (Mangold/Bohnsack 1988) verfasst worden.
- 98 Siehe Schmid 1987 u. 1989

Die Vermittlung der Projektergebnisse und der eigenen Methode

- 99 Siehe zur Kritik u.a. Bohnsack 1991, Kap. 8.3, sowie 2017, Kap. 9.2
- 100 Die Habilitationsschrift von Vera Sparschuh ist veröffentlicht worden unter Sparschuh 2005 sowie Sparschuh 2007.
- 101 Siehe dazu u. a. Bohnsack 1989 sowie 2012
- 102 Kohli 1985
- 103 Mangold/Bohnsack 1983
- 104 Mannheim 1952a [1929], S. 135
- 105 Siehe dazu genauer Bohnsack 2017, S. 181 u. 322
- 106 Przyborski 2004; siehe auch Bohnsack/Przyborski 2006 sowie Bohnsack 2003, Kap. 7
- 107 Veröffentlicht als Oevermann et al. 1976
- 108 Vgl. zur Kritik u.a. Bohnsack 2003c
- 109 Von 217 Seiten im Small-Format auf 318 Seiten im Medium-Format

Der Einstieg in die Professur

- 110 Sparschuh 2000, die Veröffentlichung findet sich zu einem Teil in Sparschuh 2005 und zum anderen in Sparschuh 2007.

Das Projekt über Hooligans und Rockbands

- 111 Schwerpunktprogramm »Kindheit und Jugend in Deutschland vor und nach der Vereinigung – Entwicklungsbedingungen und Lebenslagen im Wandel«
- 112 Der Begriff stammt von Thomas P. Wilson (1973).

- 113 In der Gruppendiskussion »schlagen sich vielmehr informelle Gruppenmeinungen nieder, die sich in der Realität unter den Mitgliedern des betreffenden Kollektivs bereits ausgebildet haben« (Mangold 1973, S. 240)
- 114 Siehe dazu genauer: Bohnsack 2017, Kap. 3.2
- 115 Das Thema des Habilitationsvortrags lautete: »Kriminalität in soziologischer Perspektive: der ›labeling approach««. Die Jugendkriminalität war um 77 % und die Kinderkriminalität um 113 % gestiegen. Siehe dazu auch: Bohnsack 2000
- 116 Loos et al. 2013
- 117 Vgl. u.a. Bohnsack 2003c
- 118 Siehe dazu genauer und kritisch Hoffmann 2015
- 119 Schäffer 1996
- 120 Wild 1998
- 121 Städtler 1986; Behnke 1990; Loos 1998 (veröff. Fassung)
- 122 Meuser 1998
- 123 Siehe Behnke 1997 u. Loos 1999
- 124 Die damalige Hooligan-Szene, die eine ausschließlich jugendliche Szene war, lässt sich zwar als rechtsorientiert bezeichnen, die Verwendung von Nazi-Emblemen hat aber eindeutig primär provokativen Charakter. Siehe dazu: Bohnsack/Loos/Schäffer/Städtler/Wild (1995) sowie Bohnsack 2017, Kap. 5.7
- 125 Siehe etwa Heitmeyer 1992
- 126 Zur Unterscheidung von soziogenetischer Interpretation und soziogenetischer Typenbildung siehe Bohnsack 2018b
- 127 Bohnsack/Loos/Schäffer/Städtler/Wild 1995, u.a. S. 234 ff. u. 320ff.
- 128 Schäffer 1996
- 129 Siehe u. a. Schäffer 2003, 2012 u. Dörner/Schäffer 2014
- 130 Siehe dazu Bohnsack 1989 u. 2012
- 131 Bohnsack 1989: 221 u. sowie Bohnsack 2012, Kap. 4

Das Projekt über Jugendliche türkischer Herkunft

- 132 Vgl. dazu u.a. Bohnsack/Nohl 1998, Nohl 2001, Bohnsack 2003
- 133 Welche massiven Probleme sich denjenigen stellen, die sich unter diesen Bedingungen der Migrationslagerung, also der Sphärendifferenz, auf den Weg des Bildungsaufstiegs begeben, hat Aladin El-Mafaalani (2012) in präziser Weise herausgearbeitet – in komparativer Analyse mit Bildungsaufsteiger*innen ohne Migrationsgeschichte.
- 134 Vgl. Bohnsack 2001c sowie Bohnsack/Loos/Przyborski 2001/2002
- 135 Vgl. Bohnsack 2021, Kap. 13.1
- 136 Nohl 2001
- 137 Weller 2003
- 138 In einer anschließenden Gruppendiskussion mit Jugendlichen berichteten diese, dass es nur um ein paar Reais (ein paar Euro) ging (vgl. dazu Weller 2003, S. 62).

Die Berliner Forschungswerkstatt und ihre Projekte

- 139 Schäffer 1996, Wild 1998 und Nentwig-Gesemann 1999
- 140 Sparschuh 2000
- 141 Sparschuh 2005, S. 37
- 142 Stach 2001
- 143 In dem von mir verfassten Geleitwort zur Dissertation von Heike Stach heißt es dazu u.a.: »Zentrale inhaltliche Ergebnisse, die die Autorin durch ihre detaillierte und methodisch-systematische Analyse zentraler Texte aus der Entwicklung der Computertechnologie und Programmierung zu Tage fördert, lassen sich durch folgende Stichworte umreißen: Computer und Programme sind in ihrer Entwicklung eingebettet in implizite kulturelle Wissensbestände, d.h. in kulturelle Strömungen. Sie erscheinen zugleich als deren Ausdruck wie als deren Triebfeder. Zum Zeitpunkt der Entstehung der Computer und ihrer Programme zeichnet sich die hier ausschlaggebende kulturelle Strömung dadurch aus, daß die Differenz natürlich-technisch sowie Organismus-Symbolsystem in Frage gestellt wurde. Pate steht dabei eine enggeführte Handlungstheorie nach Art des Behaviorismus, der Handeln auf Reiz-Reaktionsketten reduziert. Die Rekonstruktion dieses, von Heike Stach als »Hybridobjekt-Sichtweise« bezeichneten Orientierungsmusters bildet den roten Faden der Arbeit« (Stach 2001; S. VI).
- 144 Vgl. Bohnsack 1998. Der Vortrag ist im Band »Sozialgeschichte der Informatik« (Siefkes et al. 1998) erschienen.
- 145 Vgl. Schäffer 2022
- 146 Vgl. u.a. Weizenbaum 1977
- 147 Muthesius 2002
- 148 Rudloff 2002
- 149 Heuer 2002
- 150 Miethe 1999
- 151 Schäffer 2003
- 152 Siehe auch: Dörner/Schäffer 2014
- 153 Vogd 2004
- 154 Vogd 2005 [2009]
- 155 Vogd 2009
- 156 Fritzsche 2003 [2011]
- 157 Przyborski 2005
- 158 Wagner-Willi 2005
- 159 Fritzsche/Wagner-Willi 2015, Sturm 2015 u. Wagener 2020
- 160 Barboza 2005
- 161 Schittenhelm 2005
- 162 Streblow 2005
- 163 Kubisch 2008, Mensching 2008
- 164 Siehe zur Kritik Bohnsack 2017, S. 326f. u. 338f., Anm. 306
- 165 Nohl 2006
- 166 Ophardt 2006
- 167 Klambeck 2007

- 168 »Es wurde eine Methode zur Rekonstruktion von Körperbewegungen von Patienten in Interaktion mit Ärzten aus der dokumentarischen Methode der Interpretation von Bildern und Texten nach Ralf Bohnsack weiterentwickelt« (Klambeck 2007: Umschlagtext)
- 169 Wagner-Willi 2005
- 170 Emmerl 2008 und Welling 2008
- 171 Siehe für diese Zeit Asbrand 2009, Lähnemann 2009, Schröck 2009, Geimer 2010, Baltruschat 2010, Tegethoff 2011, Liebel 2011, Lamprecht 2012, Köhler 2012, Schmidt 2012, Klein 2012, Wopfner 2012, Blaschke 2012
- 172 Sturm 2016
- 173 An der Theologischen Fakultät Pontificium Athenaeum Sant’ Anselmo, Rom
- 174 Vgl. Erzberger et al. 2007
- 175 Siehe dazu Erzberger 2008
- 176 Vásquez Sandoval 2013, Franz 2013, Brüggemann 2013
- 177 Sparschuh 2008 u. 2013
- 178 Hoffmann 2016, Amling 2015, Xyländer 2015; Hampl 2015, Hao 2016, Kanter 2016, Erne 2016, Busson Hurmaci 2016, v. Sichart 2016, Sauer 2015, Khan-Zvorničanin 2016
- 179 Au Revoir Taipei von Arvin Chen (und Wim Wenders als executive producer) sowie A One and a Two oder Yi Yi von Edward Yang
- 180 Siehe dazu auch genauer Bohnsack 2017, Kap.8.3
- 181 Sichart 2019; siehe dazu auch Bohnsack 2020d, S. 129f.
- 182 Gall Prader 2017, Loemke 2019, von Papen Robredo 2017, Wäckerle 2020, Werner 2021,
- 183 Bohnsack 2015b
- 184 Stützel 2019, Bakels 2020, Wagener 2020, Kallfaß 2021
- 185 Siehe dazu weiter unten das Kapitel »Praxeologische Wissenssoziologie: neuere Entwicklungen« sowie Bohnsack 2020d, vor allem Kap. 1 u. 4
- 186 Nentwig-Gesemann/Gerstenberg 2018 sowie Gerstenberg 2020
- 187 Durkheim 1988, S. 52f. sowie Garfinkel 1967; genauer dazu auch: Bohnsack 2007. Bei Durkheim (1988, S. 52f.) heißt es dazu »Das Verbrechen bringt also das Bewusstsein aller ehrbaren Leute enger zusammen und verdichtet sie«. Während Durkheim eher objektivistisch vom Verbrechen spricht, erscheint dieses beziehungsweise der Verbrecher bei Garfinkel als Konstrukt.
- 188 Siehe dazu Bohnsack et al. 1995, S. 109ff u. 197f.
- 189 Siehe dazu Sturm 2016 und Wagener 2020

Der Bundesweite Methodenworkshop

- 190 Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014
- 191 Ihre Habilitationsschrift ist als Wohlrab-Sahr 1999 veröffentlicht worden.

Die Entwicklung der dokumentarischen Bildinterpretation

- 192 Imdahl 1996

- 193 Burkhard Schäffer hatte damals gemeinsam mit Yvonne Ehrenspeck den Band »Film und Fotoanalyse in der Erziehungswissenschaft« geplant (Ehrenspeck/Schäffer 2003). Siehe auch: Bohnsack 2001a u. b.
- 194 Siehe dazu u.a. Schäffer 2013, 2015, 2020 sowie Dörner/Schäffer 2010
- 195 Siehe dazu u.a. Endreß 2017
- 196 Siehe dazu u.a. Panofsky 1975
- 197 Dazu Bourdieu 1974
- 198 Siehe u.a. Bohnsack 2017
- 199 Dazu Panofsky 1932
- 200 Garfinkel 1967a, S. vii
- 201 Wie der Bildwissenschaftlicher Hans Belting (2001, S. 15) formuliert, gilt es »Bilder nicht mehr mit Texten zu erklären, sondern von diesen zu unterscheiden«.
- 202 Siehe dazu auch u. a. Bohnsack 2009, Kap. 3
- 203 Vgl. Przyborski 2018
- 204 Siehe dazu Garz/Kraimer 1994 mit dem Titel »Die Welt als Text«
- 205 Nach Imdahl (1996, S. 23) ist für das Bild die »Simultanstruktur« konstitutiv, ein »kompositionsbedingtes, selbst sinnstiftendes Zugleich«, bei der das »Ganze [...] von vornherein in Totalpräsenz gegeben ist«
- 206 Die von Imdahl entworfene Bildinterpretation, die er auch als »ikonische« Interpretation bezeichnet, sollte »von der Wahrnehmung des literarischen oder szenischen Bildinhalts absehen, ja sie ist oft besonders erfolgreich gerade dann, wenn die Kenntnis des dargestellten Sujets sozusagen methodisch verdrängt wird« (Imdahl 1996, S. 435)
- 207 Abel/Deppner 2013; siehe darin auch: Bohnsack 2013b
- 208 Barthes 1990, S. 14
- 209 Salgado 1997
- 210 Zur Interpretation siehe u.a. Bohnsack 2017, Kap. 8.3.1 und 2020b sowie 2021, Kap. 13.4
- 211 Mollenhauer 1983, S. 179
- 212 Bohnsack/Gebhardt/Kraul/Wulf 2001
- 213 Siehe zur Auswertung: Bohnsack 2009, Kap. 4.3
- 214 Hoffmann 2016
- 215 Von Sichart 2016
- 216 Busson 2015
- 217 Bohnsack 2001b
- 218 Vgl. u.a. Bohnsack/Przyborski 2015 u. Bohnsack 2017, Kap. 6
- 219 Goffman 1963, S. 130 u. S. 2
- 220 U.a. Geimer 2014

Dokumentarische Video- und Filminterpretation

- 221 Hampl 2015
- 222 Bohnsack 2009, Kap. 6
- 223 Vgl. dazu u.a. Bohnsack 2009, Kap. 5.3 sowie 2020b
- 224 Bohnsack 2009, Kap. 6

- 225 Baltruschat 2010
- 226 Xyländer 2015
- 227 Burghardt 2020
- 228 Wagner-Willi 2001 u. 2005
- 229 Fritzsche/Wagner-Willi 2015, Sturm 2015, Wagener 2020
- 230 Nentwig-Gesemann/Nicolai 2015
- 231 Asbrand/Martens 2018
- 232 Bohnsack/Fritzsche/Wagner-Willi 2015
- 233 Treß 2020
- 234 Nach Barthes (1990, S. 64) »lässt sich in gewissem Maß [...] das Filmische paradoxerweise nicht im Film ›am rechten Ort«, ›in der Bewegung«, ›in natura« erfassen, sondern bisher nur in einem wichtigen Artefakt, im Fotogramm«
- 235 Birdwhistell 1970
- 236 Vgl. Henkel 2012
- 237 Siehe dazu vor allem Bohnsack 2009, Kap. 3
- 238 Siehe »Kap. 7.3: Exkurs: Die Gesprächsanalyse der dokumentarischen Methode im Kontext soziolinguistischer Verfahren« in: Bohnsack 2003, S. 121-130

Internationale Rezeption der Dokumentarischen Methode

- 239 Bohnsack/Pfaff/Weller 2010
- 240 Weller/Pfaff 2010
- 241 Bohnsack 2020a
- 242 Mannheim 1982
- 243 Krzychała 2004
- 244 Siehe die Gesamtliste der Dokumentarischen Methode: www.dokumentarische-methode.de
- 245 Xiaofei 2016
- 246 Bohnsack 2008
- 247 Bohnsack 2015a
- 248 Bohnsack 2008
- 249 Bohnsack 2020b

Praxeologische Wissenssoziologie: neuere Entwicklungen

- 250 Erst in späteren Texten Bourdieus (1997 [1993]) wird dies dort erkennbar, wo er für einen »verstehenden« Zugang im Sinne einer »Demokratisierung der hermeneutischen Haltung« plädiert, mit welcher er sich »den alltäglichen Erzählungen von alltäglichen Abenteuern« zuwenden will (a.a.O., S. 801) und zwar mit einem Blick, »den wir für gewöhnlich großen literarischen oder philosophischen Texte vorbehalten«. Man kann sagen, dass er sich somit programmatisch in Richtung einer rekonstruktiven Forschung bewegt.
- 251 Schütz 1961, S. 10

- 252 Siehe Mannheim 1952a, S. 66: »Mit dem Wort Ideologie ist von nun an [seit Beginn des 19. Jh.; R.B.] der Nebensinn verbunden, dass ein jeder als Ideologie bezeichnete Gedanke der Praxis gegenüber versagt«
- 253 Siehe dazu Mannheim 1952a, S. 66ff. sowie Bohnsack 2017, Kap. 5.8.1
- 254 Vgl. Mannheim 1925, S. 635
- 255 Mannheim 1952b, S. 233ff.
- 256 Siehe dazu auch: Bohnsack 1983, Kap. 3
- 257 Garfinkel 1967b
- 258 Foucault 1977, S. 323
- 259 Bohnsack 1983, Kap. 1.2.1
- 260 Siehe Wagener 2020
- 261 Vgl. Bohnsack 2017, Kap. 8 u. 2021b
- 262 Siehe Douglas 1970, S. 21
- 263 Im Sinne von Schütz (1971: 28) »haben wir im Alltagsdenken nur eine Chance das Handeln des anderen anhand unserer Ziele ausreichend zu verstehen«. Zum Begriff der »Idealisierungen« siehe Schütz 1971, S. 14
- 264 Nach Hans-Georg Soeffner (1991: 267), einem Vertreter einer Variante der Sozialphänomenologie, die sich auch als Wissenssoziologische Hermeneutik oder Hermeneutische Wissenssoziologie bezeichnet, führt deren Analyse »über die Konstruktion eines begrifflich reinen Typus von dem oder den als Typus gedachten Handelnden und dem von ihnen subjektiv gemeinten Sinn«.
- 265 Siehe dazu Niklas Luhmann (1997, S. 638): »Normative Erwartungen sind ja kontrafaktische Erwartungen, sind Erwartungen, die etwaigen Enttäuschungen nicht angepasst, sondern aufrechterhalten werden«
- 266 Schön 1983, S. 68
- 267 Joachim Renn (2006) hat vor diesem Problem nicht »kapituliert«, um den Begriff zu verwenden, den er in einer Rezension der Praxeologischen Wissenssoziologie verwendet, um ihr »als einer der ganz wenigen Versuche in der Soziologie« zu bescheinigen, »vor dem Dilemma nicht zu kapitulieren, nicht also das Gefälle zwischen den Formaten des Wissens herunterzuspielen« (Renn 2019, S. 375). Er bezeichnet diese Spannungsverhältnisse als »Übersetzungsverhältnisse« und den von ihm erarbeiteten Theoriekomplex als »Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie«, denen aber ein ganz eigenständiges, komplexes Verständnis von Pragmatismus eigen ist.
- 268 Kettler/Meja 2018
- 269 Siehe Kumkar 2018
- 270 Vgl. Tverdota 2018; S. 1; Sznajder 2018; S. 7
- 271 Vgl. Tverdota 2018; S. 5

Praxisorientierung, Evaluationsforschung und die Gründung des ces e.V.

- 272 Bohnsack/Nentwig-Gesemann 2010 u. 2020 (2. Aufl.)
- 273 U.a. sind hier Anne Schondelmeyer, Denise Klinge, Sarah Thomsen, Alexander Geimer, Kevin Stützel und Steffen Amling zu nennen.

Die Praxis der Wissenschaft

- 274 Reckwitz spricht in seinem Hauptwerk (2006, S. 163; Anm. 120) mit Bezug auf den Umgang der von ihm favorisierten Kulturtheorie mit erkenntnistheoretischen Diskursen von einer »Entdramatisierung des epistemologischen Problems Mannheims«.
- 275 Siehe etwa Knorr-Cetina 1988
- 276 »However large or oddly shaped the hall, their self swells out to fill it [...]. Whatever the public issues of the day, the speaker's discipline is shown to have decisive bearing on them« (Goffman 1982, S. 1)

Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung

- 277 Hierunter sind solche Organisationen zu verstehen, in denen über Biografie und Identität der Klientel entschieden wird.
- 278 Vgl. Wagener 2020, Jahr 2021, Treß 2020
- 279 Kallfaß 2021, Gerstenberg 2021, Rothe 2022
- 280 Stützel 2019, Franz 2022
- 281 Rhinow 2021
- 282 »Kompetenzentwicklung und Beanspruchung im Berufseinstieg von Lehrerinnen und Lehrern«. Leitung: Uwe Hericks und Manuela Keller-Schneider
- 283 Bohnsack 2014b
- 284 Siehe Hericks/Rauschenberg/Sotzek/Wittek/Keller-Schneider 2018 sowie Sotzek 2019
- 285 Hericks 2006
- 286 Nentwig-Gesemann 2013 u. 2022
- 287 Franz 2022
- 288 Bonnet/Hericks 2019
- 289 Siehe dazu Bohnsack 2020a, Kap. 7
- 290 Bohnsack/Bonnet/Hericks 2022
- 291 Vgl. Luhmann 1975
- 292 Siehe dazu Oevermann 1996, S. 154
- 293 Vgl. Lenzen 2004
- 294 So wird bei Annette Scheunpflug (2004, S. 80) der Unterricht »als soziales System einer neuen Emergenzebene von Kommunikation gedacht, die zu Kommunikationsformen eigenen Typs führt, die sich nicht direkt auf die Intentionen der in ihnen agierenden Personen zurückführen lassen«. Und im Sinne von Jochen Kade (2004, S. 203) solle darauf, dass Erziehung »ihren Adressaten, den empirischen Einzelmenschen, auf den sie einwirken will, operativ nicht erreichen kann«, in der Weise reagiert werden, »dass sie sich als Kommunikation begreift«.
- 295 Werner Vogd (2011, S. 287) sieht hier die Notwendigkeit einer »Brücke zwischen einem akteurstheoretischen Forschungszugang und einer systemtheoretischen Beschreibung«, und Joachim Renn (2006, S. 266) nimmt hierauf als »übersubjektive Gedächtnis- und Selektionsinstanz« Bezug.
- 296 Vgl. Luhmann 1997, S. 584

297 Piaget 1976

Zukunftsperspektiven

298 Habermas 1976

299 Von Sichart 2019

300 Siehe Nentwig-Gesemann 2022

301 Dazu u.a. Hinzke/Paseka 2021 sowie Hinzke 2022

302 Schäffer et al. 2020

303 Vgl. Imdahl 1996, S. 107 u. 1994, S. 312 sowie Bohnsack 2011: Kap. 3.5

Literatur

- Abel, Thomas/Deppner, Martin Roman (Hg.) (2013): Undisziplinierte Bilder. Fotografien als dialogische Struktur. Bielefeld
- Amling, Steffen (2015): Peergroups und Zugehörigkeit. Empirische Rekonstruktionen und ungleichheitstheoretische Reflexionen. Wiesbaden
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit (Autorenkollektiv: Joachim Matthes/Werner Meinfeld/Fritz Schütze/Werner Springer/Ansgar Weymann – zu einem späteren Zeitpunkt stieß Ralf Bohnsack zur Arbeitsgruppe). Reinbek bei Hamburg
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976): Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln; Gemeindemachtforschung; Polizei, politische Erwachsenenbildung (Autorenkollektiv: Ralf Bohnsack/Werner Meinfeld/Fritz Schütze/Ansgar Weymann). München
- Asbrand, Barbara (2009): Wissen und Handlungskompetenz in der Weltgesellschaft. Münster
- Asbrand, Barbara/Martens, Matthias (2018): Dokumentarische Unterrichtsforschung. Wiesbaden
- Autorenkollektiv (Rose Ahlheim/Wilfried Hülsman/Helmut Kacynski/Manfred Kappeler/Manfred Liebel/Christian Marzahn/Falco Werkentin) (1971): Gefesselte Jugend. Fürsorgeerziehung im Kapitalismus. Frankfurt a.M.
- Bakels, Elena (2020): Klinikschulen der Kinder- und Jugendpsychiatrien. Eine rekonstruktive Studie zum Habitus von Kliniklehrkräften. Wiesbaden
- Baltruschat, Astrid (2010): Die Dekoration der Institution Schule. Filminterpretation nach der dokumentarischen Methode. Wiesbaden
- Barboza, Amalia (2005): Kunst und Wissen. Die Stilanalyse in der Soziologie Karl Mannheims. Konstanz
- Barthes Roland (1990): Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III. Frankfurt a.M.
- Behnke, Cornelia (1990): Sexualität von Mädchen und »Verwahrlosung«. Eine empirische Analyse von Mädchendiskussionen. Unveröff. Magisterarbeit Universität Erlangen-Nürnberg
- Behnke, Cornelia (1997): »Frauen sind wie andere Planeten«. Das Geschlechterverhältnis aus männlicher Sicht. Frankfurt a.M./New York
- Belting, Hans (2001): Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M.
- Bergmüller, Claudia (2010): Trainerqualifizierung in der Schulentwicklung. Visionen, Fahrpläne und Spannungsfelder empirisch betrachtet. Münster
- Birdwhistell, Ray L. (1970): Kinesics and Context. Essays on Body Motion Communication. Philadelphia

- Blaschke, Gerald (2012): Schule Schnuppern. Eine videobasierte Studie zum Übergang in die Grundschule. Opladen/Berlin/Toronto
- Bohnsack, Ralf (1973): Handlungskompetenz und Jugendkriminalität. Neuwied/Berlin
- Bohnsack, Ralf (1976): Unterprivilegierung als mangelnde Handlungskompetenz. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln; Gemeindemachtforschung; Polizei, politische Erwachsenenbildung (Autorenkollektiv: Ralf Bohnsack/Werner Meinefeld/Fritz Schütze/Ansgar Weymann). München. S. 261–324
- Bohnsack, Ralf (1983): Alltagsinterpretation und soziologische Rekonstruktion. Opladen
- Bohnsack, Ralf (1989): Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen
- Bohnsack, Ralf (1991): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen
- Bohnsack, Ralf (2000): Jugendliche als Opfer und Täter. Das Fehlen der Jugend in der Forschung zur Jugendkriminalität. In: Uwe Sander/Ralf Vollbrecht (Hg.): Jugend im 20. Jahrhundert – Sichtweisen – Orientierungen – Risiken. Neuwied, S. 316–336
- Bohnsack, Ralf (2001a): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen. S. 67–89. [Wieder abgedruckt in: Yvonne Ehrenspeck/Burkard Schäffer (2003) (Hg.): Film- und Fotoanalyse in der Erziehungswissenschaft. Ein Handbuch. Opladen. S. 87–107]
- Bohnsack, Ralf (2001b): »Heidi«. Eine Exemplarische Bildinterpretation auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen. S. 323–337. [Wieder abgedruckt in: Yvonne Ehrenspeck/Burkard Schäffer (2003) (Hg.): Film- und Fotoanalyse in der Erziehungswissenschaft. Ein Handbuch. Opladen. S. 109–120]
- Bohnsack, Ralf (2001c): Der Habitus der »Ehre des Mannes«. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft. In: Peter Döge/Michael Meuser (Hg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen. S. 49–71
- Bohnsack, Ralf (2003a): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen [5. Aufl.]
- Bohnsack, Ralf (2003b): Differenzenerfahrungen der Identität und des Habitus. Eine empirische Untersuchung auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: Burkhard Liebsch/Jürgen Straub (Hg.): Lebensformen im Widerstreit. Integrations- und Identitätskonflikte in pluralen Gesellschaften. Frankfurt a.M. S. 136–160

- Bohnsack, Ralf (2003c): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), Jg. 6, Heft 4, S. 550–570
- Bohnsack, Ralf (2004): Rituale des Aktionismus bei Jugendlichen. Kommunikative und konjunktive, habitualisierte und experimentelle Rituale. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), Jg. 7 (Beiheft 2: Christoph Wulf/Jörg Zirfas (Hg.): Innovation und Ritual. Jugend, Geschlecht und Schule). S. 81–90
- Bohnsack, Ralf (2005): Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), Jg. 7 (Beiheft 4: Ingrid Gogolin/Heinz-Hermann Krüger/Dieter Lenzen/Thomas Rauschenbach (Hg.): Standards und Standardisierung in der Erziehungswissenschaft). S. 65–83
- Bohnsack, Ralf (2007): Performativität, Performanz und dokumentarische Methode. In: Christoph Wulf/Jörg Zirfas (Hg.): Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven. Weinheim/Basel. S. 200–212
- Bohnsack, Ralf (2008): The Interpretation of Pictures and the Documentary Method. In: Hubert Knoblauch/Alejandro Baer/Eric Laurier/Sabine Petschke/Bernt Schnettler (eds.): Visual Methods. In: FQS: Forum Qualitative Social Research. Vol 9. No 3
- Bohnsack, Ralf (2009): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode. Opladen/Toronto [2. Aufl. 2011]
- Bohnsack, Ralf (2010a): Qualitative Evaluationsforschung und dokumentarische Methode. In: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann (Hg.) (2010): Dokumentarische Evaluationsforschung. Theoretische Grundlagen und Beispiele aus der Praxis. Opladen/Farmington Hills. S. 23–62
- Bohnsack, Ralf (2010b): Dokumentarische Methode und Typenbildung. Bezüge zur Systemtheorie. In: René John/Ana Henkel/Jana Rückert-John (Hg.): Die Methodologien des Systems. Wie kommt man zum Fall und wie dahinter? Wiesbaden. S. 291–320
- Bohnsack, Ralf (2012): Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus. Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung. In: Karin Schittenhelm (Hg.): Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Grundlagen, Perspektiven, Methoden. Wiesbaden. S. 119–153
- Bohnsack, Ralf (2013a): Dokumentarische Methode und die Logik der Praxis. In: Alexander Lenger/Christian Schneickert/Florian Schumacher (Hg.): Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektive. Wiesbaden. S. 175–200
- Bohnsack, Ralf (2013b): Disziplinierte Zugänge zum undisziplinierten Bild. In: Thomas Abel/Martin Roman Deppner (Hg.): Undisziplinierte Bilder. Fotografien als dialogische Struktur. Bielefeld. S. 61–104
- Bohnsack, Ralf (2014a): Der Milieubegriff der Praxeologischen Wissenssoziologie. In: Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS): Sonderband: Form des Milieus. Peter Isenböck/Linda Nell/Joachim Renn (Hg.): Zum Verhältnis von

- gesellschaftlicher Differenzierung und Form der Vergemeinschaftung. S. 16–45
- Bohnsack, Ralf (2014b): Habitus, Norm und Identität. In: Werner Helsper/Rolf-Torsten Kramer/Sven Thiersch (Hg.): Schülerhabitus. Wiesbaden. S. 35–55
- Bohnsack, Ralf (2015a): 图片阐释与文件方法 (The interpretation of Pictures and the Documentary Method). In: Peking University Education Review. 2015. 13(1). Pp. 55–76
- Bohnsack, Ralf (2015b): »Il Metodo documentario«, Pedagogia PIU Didattica. Teorie e Pratiche Educative, 1, (1)
- Bohnsack, Ralf (2017): Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen/Toronto
- Bohnsack, Ralf (2018a): Praxeological Sociology of Knowledge and Documentary Method: Karl Mannheim's Framing of Empirical Research. In: David Kettler/Volker Meja (eds.): The Anthem Companion to Karl Mannheim. London/New York/Delhi. Pp. 199–220
- Bohnsack, Ralf (2018b): Soziogenetische Interpretation und soziogenetische Typenbildung. In: Ralf Bohnsack/Nora Friederike Hoffmann/Iris Nentwig-Gesemann (Hg.): Typenbildung und Dokumentarische Methode. Forschungspraxis und methodologische Grundlagen. Opladen/Toronto. S. 312–328
- Bohnsack, Ralf (2020a): Pesquisa social reconstrutiva. Introdução aos métodos qualitativos. Petrópolis
- Bohnsack, Ralf (2020b): Iconology and Documentary Method in the Interpretation of Divergent Types of Visual Material. In: Luc Pauwels/Dawn Mannay (eds.): The Sage Handbook of Visual Methods. (2nd Ed.) London. Pp. 397–412
- Bohnsack, Ralf (2020c): Die Mehrdimensionalität der Typenbildung und ihre Aspekthaftigkeit. In: Jutta Ecarius/Burkard Schäffer (Hg.) (2010): Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen/Farmington Hills. S. 21–48 [1. Aufl. 2010]
- Bohnsack, Ralf (2020d): Professionalisierung in praxeologischer Perspektive. Zur Eigenlogik der Praxis in Lehramt, Sozialer Arbeit und Frühpädagogik. Opladen/Toronto
- Bohnsack, Ralf (2021a): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen/Toronto [10. Aufl., zuerst 1991]
- Bohnsack, Ralf (2021b): Praxeologische Wissenssoziologie. In: ZQF: Zeitschrift für Qualitative Forschung. 22. Jg., Heft 1. S. 87-106
- Bohnsack, Ralf/Bonnet, Andreas/Hericks, Uwe (Hg.) (2022): Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung in Handlungskontexten der Pädagogik und Sozialen Arbeit. Bad Heilbrunn [in Vorbereitung]
- Bohnsack, Ralf/Fritzsche, Bettina/Wagner-Willi, Monika (2014): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. In: Dies. (Hg.): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Opladen/Berlin/Toronto. S. 11–41 [2. Aufl.]
- Bohnsack, Ralf/Gebhardt, Winfried/Kraul, Margret/Wulf, Christoph (2001): Erziehung und Tradition. Tradierungsprozesse in Familien. Antrag für ein Forschungsprojekt bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Berlin/Koblenz

- Bohnsack, Ralf/Loos, Peter/Przyborski, Aglaja (2001/2002): »Male Honor«. Towards an Understanding of the construction of Gender Relations Among Youths of Turkish Origin. In: Helga Kotthoff/Bettina Baron (eds.): Gender in Interaction. Amsterdam. Pp. 175–207
- Bohnsack, Ralf/Loos, Peter/Schäffer, Burkhard/Städtler, Klaus/Wild, Bodo (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Opladen
- Bohnsack, Ralf/Matthes, Joachim (1978): Jugendberatungseinrichtungen zwischen Hilfeleistung und Kontrollfunktion. Antrag für ein Forschungsprojekt im Rahmen des Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrums der Universität Erlangen-Nürnberg.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris (2020): Dokumentarische Evaluationsforschung. Theoretische Grundlagen und Beispiele aus der Praxis. Opladen/Berlin/Toronto [1. Aufl. 2010]
- Bohnsack, Ralf/Nohl, Arnd-Michael (1998): Adoleszenz und Migration – Empirische Zugänge einer praxeologisch fundierten Wissenssoziologie. In: Ralf Bohnsack/Winfried Marotzki (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen. S. 260–282
- Bohnsack, Ralf/Pfaff, Nicolle/Weller, Wivian (2010): Qualitative Analysis and Documentary Method in International Educational Research. Opladen/Farmington Hills
- Bohnsack, Ralf/Przyborski, Aglaja (2006): Diskursorganisation, Gesprächsanalyse und die Methode der Gruppendiskussion. In: Ralf Bohnsack/Aglaja Przyborski/Burkhard Schäffer (Hg.): Das Gruppendiskussionsverfahren in der sozialwissenschaftlichen Praxis. Opladen. S. 233–248 [2. Aufl. 2010]
- Bohnsack, Ralf/Przyborski, Aglaja (2015): Habitus, Pose und Lifestyle in der Ikonik. In: Ralf Bohnsack/Burkard Michel/Aglaja Przyborski (Hg.): Dokumentarische Bildinterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Opladen/Berlin/Toronto. S. 343-363
- Bohnsack, Ralf/Schliehe, Ferdinand/Schneider, Siegfried (1977): Modelleinrichtungen in der Sozialpolitik. Experimentelle Reformverfahren im Rahmen der Jugendhilfe. In: Franz-Xaver Kaufmann (Hg.): Bürgernahe Gestaltung der sozialen Umwelt. Meisenheim am Glan. S. 150–193
- Bohnsack, Ralf/Schütze, Fritz (1973): Die Selektionsverfahren der Polizei in ihrer Beziehung zur Handlungskompetenz der Tatverdächtigen. In: Kriminologisches Journal, Jg. 5, Heft 4. S. 270–290
- Bourdieu, Pierre (1974): Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In: Ders.: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M. S. 125–157
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a.M. [im Original 1972]
- Bourdieu, Pierre (1993): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M. S. 365–401

- Bourdieu, Pierre (1997a): Verstehen. In: Ders. et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz. S. 779–822 [Original 1993]
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J.D. (1996): Die Ziele der reflexiven Soziologie. In: Dies.: Reflexive Anthropologie. Frankfurt a. M. S. 95–250
- Breitenbach, Eva (2000): Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. Eine fallrekonstruktive Studie von Gleichaltrigengruppen. Opladen
- Brüggemann, Marion (2013): Digitale Medien im Schulalltag. Eine qualitativ rekonstruktive Studie zum Medienhandeln und berufsbezogenen Orientierungen von Lehrkräften. München
- Burghardt, Daniel (2020). Rekonstruktionen von Subjektnormen und Subjektivierungen. Eine qualitative Studie über Lifestyle-Normen und deren Relevanz für YouTube. Wiesbaden
- Busson, Adeline (2015) : Retour en image sur la vie en RDA. Une étude de cas à partir de photo-interviews biographiques pour une nouvelle approche de la question identitaire. Mémoire de thèse présenté en vue de l'obtention du grade de Docteur en civilisation. Université du Maine
- Cicourel, Aaron V. (1970): Basic and Normative Rules in the Negotiation of Status and Role. In: Hans Peter Dreitzel (eds.): Recent Sociology No.2. Patterns of Communicative Behavior. London. Pp. 4– 45 [deutsch 1973: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek b. Hamburg. S. 147–188]
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna (Hg.) (1994): Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks/London/New Delhi
- Douglas, Jack D. (1970): Deviance and Respectability: The Social Construction of Moral Meanings. In: Ders. (eds.): Deviance and Respectability: The Social Construction of Moral Meanings. New York/London. Pp. 3–30
- Dörner, Olaf/Schäffer, Burkhard (2010): Phantom Professionalität. Zur Inszenierung von Professionalität in Kontexten der Erwachsenenbildung am Beispiel Bildungsreisen. In: Christiane Hof/Joachim Ludwig/Burkhard Schäffer (Hg.): Professionalität zwischen Praxis, Politik und Disziplin. Baltmannsweiler. S. 126–141
- Dudek, Sonja M. (2009) Diversity in Uniformity. Geschlecht und Migrationshintergrund in der Berliner Schutzpolizei. Wiesbaden
- Durkheim, Émile (1988): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a.M.
- Ehrenspeck, Yvonne/Schäffer, Burkard (2003) (Hg.): Film- und Fotoanalyse in der Erziehungswissenschaft. Ein Handbuch. Opladen
- Erne, Jakob (2016): Psychoanalytische Sozialarbeit. Eine rekonstruktive Aktenanalyse. Opladen/Berlin/Toronto
- Eisenstadt, Smuel N. (1996): Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur. München [im englischen Original 1956]

- Elias, Norbert (1985a): Das Credo eines Metaphysikers. Kommentare zu Poppers »Logik der Forschung«. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 14, Heft 2. S. 93–114
- Elias, Norbert (1985b): Wissenschaft oder Wissenschaften? Beitrag zu einer Diskussion mit wirklichkeitsblinden Philosophen. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 14, Heft 4, S. 268–281
- El-Mafaalani, Aladin (2012): BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkischstämmigen. Wiesbaden
- Emmerl, Dorothea (2008): Kooperation zwischen Tageseinrichtungen und Grundschulen im Wandel. Qualitative Evaluationsstudie eines Bildungsprogramms für Elementar- und Primarpädagogen. Hamburg
- Endreß, Franziska (2017): Bilder des Alterns und der Lebensalter im Bildraum Erwachsenenbildung. Eine vergleichende Analyse unter Berücksichtigung angrenzender Bildräume. Wiesbaden
- Erzberger, Johanna (2008): Gen 4 bei Flavius Josephus. In: Protokolle zur Bibel. Band 17. Klosterneuburg. S. 1–13
- Erzberger, Johanna/Gabriel, Karl/Schramm, Christian (2007): Der Umgang mit der Bibel in jugendlichen Milieus. In: K. Gabriel/M. Ebner/J. Erzberger/H. Geller/C. Schramm (Hg.): Bibelverständnis und Bibelzugang in sozialen Milieus in Deutschland. Band 1. Projektbericht für die DFG. Westfälische Wilhelms-Universität. Münster
- Foucault (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.
- Franz, Julia (2013): Muslimische Jugendliche? Eine empirisch-rekonstruktive Studie zu kollektiver Zugehörigkeit. Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit, Band 15. Opladen/Berlin/Toronto
- Franz, Julia (2022): Urteilsbildung und Professionalisierung in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Ralf Bohnsack/Andreas Bonnet/Uwe Hericks (Hg.): Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung in pädagogischen Handlungskontexten. Bad Heilbrunn [in Vorbereitung]
- Fritzsche, Bettina (2003): Pop-Fans. Studie einer Mädchenkultur. Wiesbaden [2. Aufl. 2011]
- Fritzsche, Bettina/Wagener, Monika (2015): Dokumentarische Interpretation von Unterrichtsvideografien. In: Ralf Bohnsack/Bettina Fritzsche/Monika Wagener-Willi (2015): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Opladen/Berlin/Toronto. S. 131–152
- Gall Prader, Maria (2017): Altsein, Generation und Geschlecht in Zeichnungen junger Menschen. Dokumentarische Interpretation von Gruppendiskussionen junger Menschen. Opladen/Toronto
- Garfinkel, Harold (1961): Aspects of Common Sense Knowledge of Social Structures. In: Transactions of the Fourth World Congress of Sociology. Vol. IV. Pp. 51–65 [deutsch 1973: Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, In-

- teraktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek b. Hamburg. S. 189–260]
- Garfinkel, Harold (1967a): What is Ethnomethodology? In: Ders.: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs/New Jersey. Pp. 1–34
- Garfinkel, Harold (1967b): Conditions of Successful Degradation Ceremonies. In: Jerome G. Manis/Bernard N. Meltzer (eds.): *Symbolic Interaction. A Reader in Social Psychology*. Boston. Pp. 205–212. [deutsch: 1976: Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In: Klaus Lüderssen/Fritz Sack (Hg.): *Seminar Abweichendes Verhalten III – Zur gesellschaftlichen Reaktion auf Kriminalität*. Frankfurt a.M. S. 31–40]
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (1970): On formal structures of practical actions. In: John C. McKinney/Esward A. Tyriakian (eds.): *Theoretical Sociology*. New York. Pp. 337–366 [deutsch: 1976: Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Elmar Weingarten/Fritz Sack/Jim Schenkein (Hg.): *Ethnomethodologie – Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt a.M. S. 130–176]
- Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hg.) (1994): *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*. Frankfurt a.M.
- Geimer, Alexander (2010): *Filmrezeption und Filmaneignung: Eine qualitativ-rekonstruktive Studie über Praktiken der Rezeption bei Jugendlichen*. Wiesbaden
- Geimer, Alexander (2014): Das authentische Selbst in der Popmusik – Zur Rekonstruktion von Subjektfiguren sowie ihrer Aneignung und Aushandlung mittels der Dokumentarischen Methode. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie (OEZS)*, Jg. 39, Heft 2. S. 111–130
- Gerstenberg, Frauke (2020): *Wie organisiert sich die frühpädagogische Organisation? Methodendidaktische Collagen zu Gesprächs- und Interaktionsanalysen organisational gerahmter Praktiken in frühpädagogischen Settings*. Dissertation an der Universität Hildesheim. Hildesheim
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Chicago
- Goffman, Erving (1963): *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identities*. Englewood Cliffs/New York.
- Goffman, Erving (1982): The Interaction Order. American Sociological Association, Presidential Address. In: *American Sociological Review*. Vol. 48. Number 1. Pp. 01–17
- Griese, Hartmut (1977): *Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien*. Weinheim/Basel
- Gurwitsch, Aron (1971): Einleitung. In: Schütz, Alfred: *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag
- Habermas, Jürgen (1976): Moralentwicklung und Ich-Identität. In: Ders.: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt a.M. S. 63–91
- Haferkamp, Hans (1975): *Kriminelle Karrieren. Handlungstheorie, Teilnehmende Beobachtung und Soziologie krimineller Prozesse. – Mit Auszügen aus Beobachtungsprotokollen und unter Verwendung von Datenkodierungen und Grundauszählungen von Hartwig Bohle, Ralf Bohnsack, Peter Boy, Christel*

- Faber, Ulrich Gerke, Werner Meinefeld, Günther Robert und Horst Schneider. Reinbek bei Hamburg
- Hampl, Stefan (2015): Videoanalysen von Fernsehshows und Musikvideos. Ausgewählte Fallbeispiele zur Dokumentarischen Methode. Opladen/Berlin/Toronto
- Heitmeyer, Wilhelm (1992): Soziale Desintegration und Gewalt. Lebenswelten und Perspektiven von Jugendlichen. In: DVJI-Journal, Heft 1–2, S. 76–84
- Henkel, Katharina (2012): Zur Umsetzung von gezeichneten in bewegte Bilder. Ein Filmcheck. In: Katharina Henkel/Kristina Jaspers/Peter Mänz (Hg.): Zwischen Film und Kunst. Storyboards von Hitchcock bis Spielberg. Bielefeld/Berlin. S. 24–29
- Hericks, Uwe (2006): Professionalisierung als Entwicklungsaufgabe. Rekonstruktionen zur Berufseinstiegsphase von Lehrerinnen und Lehrern. Wiesbaden
- Hericks, Uwe/Rauschenberg, Anna/Sotzek, Julia/Wittek, Doris/Keller-Schneider, Manuela (2018): Lehrerinnen und Lehrer im Berufseinstieg. Eine mehrdimensionale Rippenbildung im Spannungsverhältnis zwischen Habitus und Normen. In: Ralf Bohnsack/Nora Friederike Hoffmann/Iris Nentwig-Gesemann (Hg.): Typenbildung und Dokumentarische Methode. Forschungspraxis und methodologische Grundlagen. Opladen/Farmington Hills. S. 51–67
- Heuer, Wolfgang (2002): Couragiertes Handeln. Lüneburg
- Hinzke, Jan-Hendrik (2022): Auf dem Weg zu einem professionellen Lehrerbild? Reflexionspotentiale von Lehramtsstudierenden zu Studienbeginn. In: Ralf Bohnsack/Andreas Bonnet/Uwe Hericks: Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung in Handlungsfeldern der Pädagogik und Sozialen Arbeit. Bad Heilbrunn [in Vorbereitung]
- Hinzke, Jan-Hendrik/Paseka, Angelika (2021): Irritationen beim Forschenden Lernen. In: Carla Bohndick/Margret Bülow-Schramm/Daria Paul/Gabi Reinmann (Hg.): Hochschullehre im Spannungsfeld zwischen individueller und institutioneller Verantwortung. Wiesbaden
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1960): Vorwort. In: Werner Mangold: Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Frankfurt a. M. S. 5–8
- Hoffmann, Nora Friederike (2015): »There is no magic in triangulation«. Gruppendiskussionen und Gruppenfotos in Triangulation und Typenbildung. In: Ralf Bohnsack/Burkard Michel/Aglaja Przyborski (Hg.): Dokumentarische Bildinterpretation. Methodologie und Forschungspraxis (Reihe: Sozialwissenschaftliche Ikonologie: Qualitative Bild- und Videointerpretation). Opladen/Berlin/Toronto. S. 325–342
- Hoffmann, Nora Friederike (2016): Szene und Soziale Ungleichheit. Habituelle Stile in der Techno-/Elektro-Szene. Wiesbaden
- Imdahl, Max (1994): Ikonik. Bilder und ihre Anschauung. In: Gottfried Boehm (Hg.): Was ist ein Bild? München. S. 300–324
- Imdahl, Max (1996): Giotto – Arenafresken. Ikonographie – Ikonologie – Ikonik. München

- Jahr, David (2021): Die Politik der Schulklasse. Dokumentarische Videoanalysen unterrichtlicher Praktiken zwischen Integration und Destruktion. Dissertation an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Halle
- Kade, Jochen (2004): Erziehung als pädagogische Kommunikation. In: Dieter Lenzen (Hg.): Irritationen des Erziehungssystems. Pädagogische Resonanzen auf Niklas Luhmann. Frankfurt a. M. S. 199–232
- Kallfaß, Annika (2021): Interaktion zwischen frühpädagogischen Fachkräften und Eltern in der Kindertagesstätte. Eine rekonstruktive Analyse professionalisierter Praxis. Dissertation an der Freien Universität Berlin. Berlin
- Kaplan, Abraham (1964): The Conduct of Inquiry. Methodology for Behavioral Science. San Francisco
- Kanter, Heike (2016): Ikonische Macht. Zur sozialen Gestaltung von Pressebildern (Reihe: Sozialwissenschaftliche Ikonologie: Qualitative Bild- und Videointerpretation). Opladen/Berlin/Toronto
- Keckeisen, Wolfgang (1974): Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens. Perspektiven und Grenzen des labeling approach. München
- Kettler, David/Meja, Volker (Hg.) (2018): The Anthem Companion to Karl Mannheim. London/New York/Delhi
- Khan-Zvorničanin, Meggi (2016): Kultursensible Altenhilfe? Neue Perspektiven auf Programmatik und Praxis gesundheitlicher Versorgung im Alter. Bielefeld
- Klambeck, Amelie (2007): »Das hysterische Theater unter der Lupe«. Klinische Zeichen psychogener Gangstörungen. Wege der dokumentarischen Rekonstruktion von Körperbewegungen auf der Grundlage von Videografien. Göttingen
- Klein, Marion (2012): Schülerinnen und Schüler am Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Eine empirisch-rekonstruktive Studie. Wiesbaden
- Knorr-Cetina, Karin (1988): Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der »Verdichtung« von Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 17, Heft 2, S. 85–101 (unter Mitwirkung von Klaus Amann/Stefan Hirschauer/Karl-Heinz Schmidt)
- Köhler, Sina-Mareen (2012): Freunde, Feinde oder Klassenteam? Empirische Rekonstruktionen von Peerbeziehungen an globalen Schulen. Wiesbaden
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 2, S. 1–29
- Krzychała (2004): Społeczne przestrzenie doświadczenia – metoda interpretacji dokumentarnej, Wydawnictwo Naukowe, Wrocław
- Kubisch, Sonja (2008): Habituelle Konstruktion sozialer Differenz. Eine rekonstruktive Studie am Beispiel von Organisationen der Wohlfahrtspflege. Wiesbaden
- Kuhn, Thomas S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M.
- Kumkar, Nils C. (2018): The Tea Party, Occupy Wall Street, and the Great Recession. Cham
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): Metaphors We Live By. Chicago

- Lähnemann, Christiane (2009): Freiarbeit aus SchülerInnenperspektive. Wiesbaden
- Lamprecht, Juliane (2012): Rekonstruktiv-responsive Evaluation in der Praxis. Neue Perspektiven dokumentarischer Evaluationsforschung. Wiesbaden
- Lenzen, Dieter (Hg.) (2004): Irritationen des Erziehungssystems. Resonanzen auf Niklas Luhmann. Frankfurt a.M.
- Liebel, Vinícius (2011): Politische Karikaturen und die Grenzen des Humors und der Gewalt: Eine dokumentarische Analyse der nationalsozialistischen Zeitung »Der Stürmer«. Opladen/Toronto
- Liebig, Brigitte (2001): ›Tacit Knowledge‹ und Management. Ein wissenschaftlicher Beitrag zur qualitativen Organisationskulturforschung. In: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen. S. 143–164
- Loemke, Tobias (2019): Innehalten beim Begleiten künstlerischer Prozesse. Handlungsleitende Orientierungen im Ausbreiten von Artefakten und Erzählen von Ereignissen. Erlangen
- Loos, Peter (1998): Mitglieder und Sympathisanten rechtsextremer Parteien. Das Selbstverständnis von Anhängern der Partei »Die Republikaner«. Wiesbaden
- Loos, Peter (1999): Zwischen pragmatischer und moralischer Ordnung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich. Opladen
- Loos, Peter/Nohl, Arnd-Michael/Przyborski, Aglaja/Schäffer, Burkhard (Hg.) (2013): Dokumentarische Methode. Grundlagen-Entwicklungen- Anwendungen. Berlin/Toronto
- Luhmann, Niklas (1971): Sinn als Grundbegriff der Soziologie. In: Jürgen Habermas/Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Frankfurt a.M. S. 25–100
- Luhmann, Niklas (1973): Zweckbegriff und Systemrationalität. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1975): Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen. S. 72–102
- Luhmann, Niklas (1981): Gutachten zur Dissertation von Ralf Bohnsack. Handeln als dokumentarische Interpretation. Bielefeld
- Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1992a): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1992b): Beobachtungen der Moderne. Opladen
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Mangold, Werner (1960): Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Frankfurt a.M.
- Mangold, Werner (1973): Gruppendiskussionen. In: René König (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd.2. Frankfurt a.M. S. 228–259 [3. Aufl.]
- Mangold, Werner/Bohnsack, Ralf (1983): Kollektive Orientierungen in Gruppen Jugendlicher. Antrag auf Gewährung einer Sachbeihilfe bei der DFG. Erlangen

- Mangold, Werner/Bohnsack, Ralf (1988): Kollektive Orientierungen in Gruppen von Jugendlichen. Forschungsbericht für die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Erlangen
- Mannheim, Karl (1922): Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie. In: Hans von Vaehinger/Max Frischeisen-Köhler/Arthur Liebert (Hg.): Kantstudien. Ergänzungshefte im Auftrag der Kant-Gesellschaft. Berlin [wiederabgedruckt 1964 in: Ders.: Wissenssoziologie. Neuwied. S. 201–245]
- Mannheim, Karl (1925): Das Problem einer Soziologie des Wissens. In: Emil Lederer (Hg.): Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Band 53. Tübingen
- Mannheim, Karl (1952a): Ideologie und Utopie. In: Ders.: Ideologie und Utopie. Frankfurt a.M. [Ersterschienen 1929]
- Mannheim, Karl (1952b): Wissenssoziologie. In: Ders.: Ideologie und Utopie. Frankfurt a.M. S. 227–267 [Ersterschienen 1931 in: Alfred Vierkanndt (Hg.): Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart. S. 659– 680]
- Mannheim, Karl (1964a): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. In: Ders.: Wissenssoziologie. Neuwied. S. 91–154 [Ersterschienen: 1921–1922. In: Jahrbuch für Kunstgeschichte XV, 4]
- Mannheim, Karl (1964b): Das Problem der Generationen. In: Ders.: Wissenssoziologie. Neuwied, S. 509–565 [Ersterschienen 1928 in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7. Jg. Heft 2]
- Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Hg.: David Kettler/Volker Meja/Nico Stehr. Frankfurt a.M. [vermutlich verfasst 1922–24]
- Mannheim, Karl (1982): Structures of Thinking (Text and translation edited and introduced by David Kettler, Volker Meja and Nico Stehr) London et al.
- Marxistische Gruppe (1977): Fachbereichszeitung FB Philosophie, Geschichte und Sozialwissenschaften. Nr. 7. Dezember 1977
- Matthes-Nagel, Ulrike (1982): Latente Sinnstrukturen und objektive Hermeneutik. Zur Begründung einer Theorie der Bildungsprozesse. München
- Mensching, Anja (2008): Gelebte Hierarchien. Mikropolitische Arrangements und organisationskulturelle Praktiken am Beispiel der Polizei. Wiesbaden
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen
- Michel, Burkard (2006): Bild und Habitus. Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien. Wiesbaden
- Miethe, Ingrid (1999): Frauen in der DDR-Opposition: Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe. Opladen
- Mollenhauer, Klaus (1983): Streifzug durch fremdes Terrain. Interpretation eines Bildes aus dem Quattrocento in bildungstheoretischer Absicht. In: Zeitschrift für Pädagogik. 30. Jg., Heft 2. S. 173–194
- Muthesius, Dorothea (2002): Musikerfahrungen im Lebenslauf alter Menschen: eine Metaphorik sozialer Selbstverortung. Münster/Hamburg/London
- Nentwig-Gesemann, Iris (1999): Krippenerziehung in der DDR. Alltagspraxis und Orientierungen von Erzieherinnen im Wandel. Opladen

- Nentwig-Gesemann, Iris (2002): Gruppendiskussion mit Kindern. Die dokumentarische Interpretation von Spielpraxis und Diskursorganisation. In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS), Heft 1., S. 41–65
- Nentwig-Gesemann, Iris (2013): Professionelle Reflexivität. Herausforderungen an die Ausbildung frühpädagogischer Fachkräfte. In: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, 1/2013, S. 10–14
- Nentwig-Gesemann, Iris (2022): Forschen mit Kindern als Professionalisierungsprozess. Erfahrungen aus einer Weiterbildung zur Fachkraft für Kinderperspektiven. In: Ralf Bohnsack/Andreas Bonnet/Uwe Hericks (2022): Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung in Handlungsfeldern der Pädagogik und Sozialen Arbeit. Bad Heilbrunn [in Vorbereitung]
- Nentwig-Gesemann, Iris/Gerstenberg, Frauke (2018): Typen der Interaktionsorganisation in (früh-) pädagogischen Settings. In: Ralf Bohnsack/Nora Friederike Hoffmann/Iris Nentwig-Gesemann (Hg.): Typenbildung und Dokumentarische Methode. Forschungspraxis und methodologische Grundlagen. Opladen/Toronto. S. 131–150
- Nentwig-Gesemann, Iris/Nicolai, Katharina (2015): Dokumentarische Videointerpretation typischer Modi der Interaktionsorganisation im Krippenalltag. In: Ralf Bohnsack/Bettina Fritzsche/Monika Wagner- Willi(Hg.): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Opladen/Berlin/Toronto S. 45–72 [2.Aufl.]
- Nohl, Arnd-Michael (2001): Migrationslagerung und Differenzenerfahrung. Opladen
- Nohl, Arnd-Michael (2006): Bildung und Spontantität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern. Opladen
- Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, Arno/Helsper Werner (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a. M. S. 70–182
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilmann/Gripp, Helga/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen/Schröder-Cesar, Erna/Schütze, Yvonne (1976): Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. Theoretische und methodische Fragen der Sozialisationsforschung. In: Manfred Auwärter/Edit Kirsch/Klaus Schröter (Hg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt a.M., S. 371–402 [auch 1976 in: Rainer Lepsius (Hg.): Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages. Stuttgart]
- Ophardt, Diemut (2006): Professionelle Orientierungen von Lehrerinnen und Lehrern unter den Bedingungen einer Infragestellung der Vermittlungsfunktion. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie an einer Hauptschule im Reformprozess. Dissertation an der Freien Universität Berlin. Berlin
- Packard, Vance (1958): Die geheimen Verführer. Düsseldorf [im Original: The Hidden Persuaders. New York 1957]
- Panofsky, Erwin (1932): Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der Bildenden Kunst. In: Logos, XXI, S. 103–119

- Panofsky, Erwin (1975): Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Ders.: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln. S. 36–67 [Original: 1955: Meaning in the Visual Arts. New York]
- von Papen Robredo, Gloria (2017): Der Umgang mit Migration im transformierten Wohlfahrtsstaat. Programmatik und Handlungsorientierungen der Freien Wohlfahrtspflege. Wiesbaden
- Parsons, Talcott/Shils, Edward (1951): Categories of the Orientation and Organization of Action. In: Dies. (eds.): Toward a General Theory of Action. Cambridge/Mass. Pp. 53–109
- Paseka, Angelika/Hinzke, Jan-Hendrik (2018): Professionalisierung durch Forschendes Lernen!? Was tatsächlich in universitären Forschungswerkstätten passiert. In: Leonhard, Tobias/Košinar, Julia/Reintjes, Christian (Hg.), Praktiken und Orientierungen in der Lehrerbildung. Potentiale und Grenzen der Professionalisierung. Bad Heilbrunn. S. 191–206
- Piaget, Jean (1976): Das moralische Urteil beim Kinde. Frankfurt a.M. [im Original: 1954]
- Polanyi, Michael (1958): Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy. London
- Polanyi, Michael (1966): The Tacit Dimension. Garden City/New York
- Polanyi, Michael (1985): Implizites Wissen. Frankfurt a.M. [im Original: 1966]
- Przyborski, Aglaja (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden
- Przyborski, Aglaja (2018): Bildkommunikation. Qualitative Bild- und Medienforschung. Berlin/Boston
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München [4. Aufl.]
- Reckwitz, Andreas (2006): Die Transformation der Kulturtheorien Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist [Nachdruck von 2000 mit Nachwort]
- Referateblatt Philosophie Berlin 22 (1986): Bl. 116 (204) Ag 228/86/116
- Renn, Joachim (2006): Übersetzungen. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie. Weilerswist
- Renn, Joachim (2019): Explizierte Performanz. Ralf Bohnsacks praxeologische Wissenssoziologie. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung (ZQF), 20. Jg., H. 2, S. 374–378
- Rhinow, Andrea (2021): Structure and Organization of Discourse in Design Thinking Teams. Dissertationsprojekt an der Freien Universität Berlin. Berlin
- Rothe, Antje (2022): Die Autonomie des Kindes in den kollektiven Praktiken frühpädagogischer Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen. Aspekte ihrer Professionalität. In: Ralf Bohnsack/Andreas Bonnet/Uwe Hericks (Hg.): Praxeologisch-wissenssoziologische Professionsforschung in Handlungsfeldern der Pädagogik und Sozialen Arbeit. Bad Heilbrunn [in Vorbereitung]
- Rudloff, Matthias (2002): Autobiographische und pädagogische Narrationen von männlichen Jugendsozialarbeitern in diskurspsychologischer und wissensso-

- ziologischer Perspektive im Rahmen qualitativ-rekonstruktiver Geschlechterforschung. Dissertation an der Freien Universität Berlin. Berlin
- Salgado, Sebastião (1997): Terra. Frankfurt a.M.
- Sack, Fritz (1975): Ralf Bohnsack: Handlungskompetenz und Jugendkriminalität. In: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Heft 4, S. 365–369
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail (1978): A Simplest Systematics for the Organization of Turn Taking for Conversation. In: Jim Schenkein (ed.): Studies in the Organization of Conversational Interaction. New York. S. 7–55
- Sauer, Daniela (2015): Wie beraten Lehrkräfte Eltern? Eine qualitativ-rekonstruktive Studie zur Beratungsaufgabe von Lehrkräften. Opladen/Berlin/Toronto
- Schäffer, Burkhard (1996): Die Band. Stil und ästhetische Praxis im Jugendalter. Opladen
- Schäffer, Burkhard (2003): Generation – Medien – Bildung. Medienpraxiskulturen im Generationenvergleich. Opladen
- Schäffer, Burkhard (2012): Generation. Eine Analyse-kategorie für die Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung. In: Burkhard Schäffer/Olaf Dörner(Hg.): Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung. Opladen/Berlin/Toronto. S. 475–488
- Schäffer, Burkhard (2013): Die Versprachlichung des Bildes in bildhafter Sprache oder: Ikonizität und Metaphorik – zwei Seiten einer Medaille. In: Peter Loos/Arnd-Michael Nohl/Aglaja Przyborski/Burkhard Schäffer (Hg.) (2013): Dokumentarische Methode. Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen. Opladen/Berlin/Toronto. S. 224–242
- Schäffer, Burkhard (2015): Bildlichkeit und Organisation. Die mediale Selbstdarstellung der Piratenpartei als Ausdruck ihres organisationskulturellen Milieus. In: Ralf Bohnsack/Burkard Michel/Aglaja Przyborski (Hg.): Dokumentarische Bildinterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Reihe: Sozialwissenschaftliche Ikonologie: Qualitative Bild- und Videointerpretation. Opladen/Berlin/Toronto. S. 37–56
- Schäffer, Burkhard (2020): Abbild – Denkbild – Erfahrungsbild. Methodisch-methodologische Anmerkungen zur Analyse von Alters-, Alterns und Altenbildern. In: Jutta Ecarius/Burkhard Schäffer (Hg.): Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen. S. 293–321. [mit zusätzlichen Beiträgen ergänzte 2. Aufl.]
- Schäffer, Burkhard (2022): Zum Algorithmus der Dokumentarischen Methode. Möglichkeiten und Grenzen der Optimierung sinnrekonstruktiver Verfahren durch Softwareunterstützung. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung (ZQF), 22 Jg., Heft 1/2022 Schwerpunkt: Entwicklungen qualitativer Bildungsforschung in der Selbstkritik [in Vorbereitung]
- Schäffer, Burkhard/Klinge, Denise/Krämer, Franz (2020): Softwarevermitteltes Forschen, Lehren und Lernen mit der Dokumentarischen Methode. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung (ZQF), 21. Jg., Heft 2/2020, S. 163–183

- Scheunpflug, Annette (2004): Das Technologiedefizit – Nachdenken über Unterricht aus systemtheoretischer Perspektive. In: Dieter Lenzen (Hg.): Irritationen des Erziehungssystems. Pädagogische Resonanzen auf Niklas Luhmann. Frankfurt a.M. S. 65–87
- Schittenhelm, Karin (2005): Soziale Lagen im Übergang. Junge Migrantinnen und Einheimische zwischen Schule und Berufsausbildung. Wiesbaden
- Schmid, Hans (1987): »Nachts, wenn ich Bauchschmerzen hab«. Religiosität von Arbeiterjugendlichen und Konsequenzen für den Religionsunterricht. München
- Schmid, Hans (1989): Religiosität der Schüler und Religionsunterricht an der Berufsschule. Empirischer Zugang und religionspädagogische Konsequenzen. München
- Schmidt, Friederike (2012): Implizite Logiken des pädagogischen Blickes. Eine rekonstruktive Studie über Wahrnehmung im Kontext der Wohnungshilfe. Wiesbaden
- Schön, Donald A. (1983): *The Reflective Practitioner. How Professionals Think in Action.* New York
- Schröck, Nikolaus (2009): Change Agents im strukturellen Dilemma. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie zu Orientierungen schulischer Steuergruppen. Wiesbaden
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag [ursprünglich: Alfred Schütz (1961): *Collected Papers I.* Den Haag]
- Schütze, Fritz (1975): Sprache soziologisch gesehen. München
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Ralf Bohnsack/Werner Meinel/Fritz Schütze/Ansgar Weymann): *Kommunikative Sozialforschung.* München. S. 159–260
- Schwandt, Thomas A. (2002): *Evaluation Practice Reconsidered.* New York et al.
- von Sichart, Astrid (2016): Resilienz bei Paaren. Empirische Rekonstruktionen der Krisenbewältigung auf der Grundlage von Paargesprächen und Fotos. Opladen/Berlin/Toronto
- von Sichart, Astrid (2019): Systemisch-dokumentarische Paartherapie. Resilienz in Partnerschaften entdecken. Göttingen et al.
- Siefkes, Dirk/Eulenhöfer, Peter/Stach, Heike/Städtler, Klaus (Hg.) (1998): *Sozialgeschichte der Informatik.* Wiesbaden
- Soeffner, Hans-Georg (1991): Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 2, S. 263–269
- Sotzek, Julia (2019): Emotionen im Berufseinstieg von Lehrpersonen. Eine praxeologisch-wissenssoziologische Untersuchung ihrer Bedeutung für die Professionalisierung. Bad Heilbrunn
- Sparschuh, Vera (2000): Generationenverhältnisse und Wissenschaftskultur: Eine Rekonstruktion von Generationenverhältnissen in der DDR-Soziologie. Habi-

- litationsschrift an der Universität Kassel/Fachbereich Gesellschaftswissenschaften
- Sparschuh, Vera (2005): Von Karl Mannheim zur DDR-Soziologie. Generationendynamik in der Wissenschaft. Hamburg
- Sparschuh, Vera (2007): Karl Mannheims Aufsatz zum Problem der Generationen – werkgeschichtliche und theoretische Dimensionen. In: Bálint Balla/Vera Sparschuh/Anton Sterbling (Hg.): Karl Mannheim. Leben, Werk, Wirkung und Bedeutung für die Osteuropaforschung. Hamburg. S. 171–194
- Sparschuh, Vera (2008): Die Traditionen des ›traditionslosen Milieus‹. Schicksalorientierung in Ostvorpommern. In: Sozialwissenschaftliches Journal 6, S. 43–61
- Sparschuh, Vera (2013): Ländliche Milieus. Familiengenerationen und Armutstraditionen. In: Ralf Bohnsack/Heinz-Hermann Krüger/Nicolle Pfaff (Hg.): Zeitschrift für Qualitative Forschung (ZQF), Heft 2/2013 Themenheft: Rekonstruktive Milieuforschung, S. 243–260
- Stach, Heike (2001): Zwischen Organismus und Notation. Zur kulturellen Konstruktion des Computer-Programms (Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Ralf Bohnsack). Wiesbaden
- Städtler, Klaus (1986): Sozialisatorische Interaktion in der Spracherwerbsphase. Magisterarbeit an der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen
- Streblov, Claudia (2005): Schulsozialarbeit und Lebenswelten Jugendlicher. Ein Beitrag zur dokumentarischen Evaluationsforschung. Opladen
- Stützel, Kevin (2019): Jugendarbeit im Kontext von Jugendlichen mit rechten Orientierungen. Rekonstruktiv-praxeologische Perspektive auf professionelles Handeln. Wiesbaden
- Sturm, Tanja (2013): Lehrbuch Heterogenität in der Schule. München/Basel [2. Aufl. 2016]
- Sturm, Tanja (2015): Herstellung und Bearbeitung von Differenz im inklusiven Unterricht. Rekonstruktionen mit Hilfe der dokumentarischen Videointerpretation. In: Ralf Bohnsack/Bettina Fritzsche/Monika Wagner-Willi (2015): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Opladen/Berlin/Toronto S. 153–176
- Sznaider, Natan (2018): The other Frankfurt school. In: Distinktion: Journal of Social Theory. Dec. 2018 <https://doi.org/10.1080/1600910X.2018.1544576>
- Tegethoff, Dorothea (2011): Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen. Zwischen Visualisierung und Imagination. Opladen/Farmington Hills
- Treß, Johannes (2020): Möglichkeitsraum Gruppenimprovisation. Rekonstruktion musikalischer Handlungs- und Interaktionspraxis in vokalen Gruppenimprovisationen von SchülerInnen. Dissertation an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Freiburg
- Tverdota, Gábor (2018): The Anthem Companion to Karl Mannheim, by David Kettler and Volker Meja, European Journal of Cultural and Political Sociology <https://doi.org/10.1080/23254823.2019.1555222>
- Vásquez Sandoval, Lilian (2013): Armut und schulische Orientierung. Eine rekonstruktive Studie sozialer Brennpunkte in Mexiko. Opladen/Berlin/Toronto

- Vogd, Werner (2004): Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie. Berlin
- Vogd, Werner (2009): Rekonstruktive Organisationsforschung. Qualitative Methodologie und theoretische Rekonstruktion. Opladen/Farmington Hills
- Vogd, Werner (2011): Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine Brücke. Opladen [2. Aufl., zuerst: 2005]
- Vogd, Werner (2014): Von der Physik zur Metaphysik. Eine soziologische Rekonstruktion des Deutungsproblems der Quantentheorie. Weilerswist
- Wagener, Benjamin (2020): Leistung, Differenz und Inklusion. Eine rekonstruktive Analyse professionalisierter Unterrichtspraxis. Wiesbaden
- Wagener, Benjamin/Wagner-Willi, Monika (2017): Leistungsdifferenzen im ›inklusionen‹ und im gymnasialen Unterricht – Dokumentarische Videointerpretation mit Fokus auf Raum und Erfahrungsraum. In: Zeitschrift für Inklusion 4/2017. https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/439_
- Wagner-Willi, Monika (2001): Videoanalysen des Schulalltags. Die dokumentarische Interpretation schulischer Übergangsrituale. In: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden. S. 121–140
- Wagner-Willi, Monika (2005): Kinder-Rituale zwischen Vorder- und Hinterbühne. Wiesbaden
- Wackerle, Maika (2020): Habituelle Praktiken des Fremdverstehens. Praxeologisch-rekonstruktive Perspektiven auf interkulturelles Lernen beim Sprachenlernen. Dissertation an der Freien Universität Berlin. Berlin
- Weissmann, Susanne (1994): Überlebenskünstlerinnen. Lebenswege sexuell missbrauchter Frauen. Pfaffenweiler
- Weizenbaum, Joseph (1977): Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt a. M. [im Original 1976]
- Weller, Wivian (2003): HipHop in Berlin und São Paulo: Ästhetische Praxis und Ausgrenzungserfahrungen junger Schwarzer und Migranten. Opladen
- Weller, Wivian/Pfaff, Nicolle (Hg.) (2010): Metodologias qualitativas na Educação: Teoria e Prática. Petrópolis
- Welling, Stefan (2008): Computerpraxis Jugendlicher und medienpädagogisches Handeln. München
- Werner, Silke (2021): Die kooperative Implementationsstrategie. Eine rekonstruktive Studie zum ›Nutzen‹ kooperativer Implementation in der didaktischen Interventionsforschung. Wiesbaden [in Vorbereitung]
- Wild, Bodo (1998): Kollektivität und Konflikterfahrungen: Modi der Sozialität in Gruppen jugendlicher Fussballfans und Hooligans. Eine rekonstruktiv-empirische Vergleichsstudie. Dissertation an der Freien Universität Berlin. Berlin
- Wilson, Thomas P. (1973): Theorien der Interaktion und Modell der soziologischen Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswis-

- sen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek bei Hamburg. S. 54–79 [Original: 1970]
- Wohlrab-Sahr, Monika (1999): Konversion zum Islam in Deutschland und den USA. Frankfurt a.M.
- Wopfner, Gabriele (2012): Kindliche Vorstellungen von Geschlecht. Dokumentarische Interpretation von Kinderzeichnungen und Gruppendiskussionen. Opladen/Farmington Hills
- Xiaofei, Hao (2016): Motion Pictures and the Image of the City. A Documentary Interpretation. Wiesbaden
- Xyländer, Margret (2015): Die Familie als Bildungsgemeinschaft. Abendrituale in rekonstruktiver Analyse. Opladen/Toronto

Sachregister

- Adoleszenzentwicklung/-krise 32, 59, 70, 73, 78-86
- Aktionismus 77, 79-83, 85, 95
- Alltagstheorien → Common-Sense-Theorien
- AnalyseEinstellung
der Dokumentarischen Methode 24, 33f.
der Ethnomethodologie 16, 24, 60, 114
praxeologische, performative, genetische 16, 95, 113, 151
rekonstruktive 60, 164 (Anm. 81)
- Analyse, komparative 32, 40, 48, 58-61, 73f., 78, 85, 108, 140, 154
- Aspekthaftigkeit/ Aspektstruktur (der Erkenntnis) 35, 70, 78, 134
- Ausgrenzung 68, 72, 78, 83, 108
- Beobachtung, teilnehmende 36, 74f., 78, 86, 87, 94, 120
- Beratungskommunikation 42, 44, 46f.
- Besserwissen → Hierarchisierung des Besserwissens
- Bildinterpretation (dokumentarische) 33, 71, 75, 100, 103f., 112-123, 128f., 130, 157f., 169
- Bildproduzent*in, abgebildete/r u. abbildende/r 99f., 117f., 123-125
- Bildungsaufstieg 19-21, 40f., 166 (Anm. 133)
- Biografie-forschung/ Biografie-konstruktion 18, 35f., 70, 82, 132f., 148, 163 (Anm. 63ff.)
- Bruch mit dem Common Sense 13f., 38, 62, 69., 114, 130, 134, 160f. (Anm. 15 u. 16)
- Bündische Jugend 16-20
- ces e.V (centrum für qualitative evaluations- und sozialforschung e.V.) 140f.
- Common-Sense-Konstruktionen/-Theorien/-Wissen 12-14, 36, 44, 70, 130-142
- Degradierung u. Gradierung 11f., 35, 70, 87, 109, 132-134
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) 26, 35f., 39, 50, 53-55, 68-72, 76, 138f., 158, 165 (Anm. 96)
- Diplomprüfung/ Diplomarbeit (Universität Bielefeld) 13, 22-30, 34, 82f., 161f.
- Diskrepanz, notorische (Spannungsverhältnis zwischen propositionaler und performativer Logik, u.a. zwischen Norm und Habitus) 11-14, 131f., 135f., 143, 148f.
- Diskriminierung 20f., 30, 70, 86
- Diskursethik 106, 153f., 159
- Diskursorganisation → Interaktionsorganisation
- Dissertation → Promotion
- Distanz gegenüber der Organisation Universität 8, 38-41, 49-51, 64, 71, 138

- Distanz, kreative 41, 44f., 49
 Drogenszene 27f., 34, 53
- Einklammerung des
 Geltungscharakters 23
- Entscheidung (als Konstituens
 von Organisationen) 132, 134,
 148f.
- Entwicklungstypik 32, 59, 72,
 81, 83, 85, 95, 165 (Anm. 97)
- Epistemologie →
 Erkenntnistheorie
- Epistemologie, naturalistische →
 Pragmatismus,
 methodologischer
- Erfahrungsraum, konjunktiver
 14f., 33, 36f., 49, 61, 70f., 80ff.,
 89, 92, 96, 98, 102, 108, 118,
 120, 131, 150, 153–156, 165
- Erkenntnistheorie 9, 11, 35, 45f.,
 49, 57, 116, 134, 141, 143,
 145–150, 158, 159, 162, 164
- Erst-Codierung vs. Zweit-
 Codierung (im Machtkontext)
 133–136
- Ethnomethodologie 9, 13, 23f.,
 25, 27f., 31, 33f. 37, 42, 44f.,
 70, 72, 133f., 154f., 162
 (Anm. 39)
- Ethnozentrismus des Gelehrten 9,
 145
- Evaluation(sforschung) 96, 100,
 105, 140ff., 147, 172
- Exegese (von Klassikern) 12, 15,
 66, 96, 108, 136f.
- Exklusion/ Inklusion 101f., 108f.,
 133f.
- Fachkollegium Erziehungswissen-
 schaft (der DFG) 39, 138f.
- Familienforschung/ Familienfotos
 26, 62, 78, 103, 117–121, 158
- Fokussierungsmetapher 48
- Forschungspraxis/-prozess 12,
 50f., 59, 86, 138, 142–145
- Forschungswerkstatt 47, 50, 66–
 68, 75, 86–112, 167f.
- Fotogramm 123–125, 170
 (Anm. 234)
- Fremdrahmung (in Organisa-
 tionen) 132–134, 148f.
- Frühpädagogik 10, 109, 140,
 146f.
- Gedächtnis, kollektives,
 übersubjektives oder soziales
 100, 150, 152f., 173
 (Anm. 295)
- Generation 18, 36, 57–59, 61,
 66f., 82, 81, 86, 90, 94, 98,
 102f.
- Geordnetheit der alltäglichen
 Praxis 33, 113f., 130
- Gesprächsanalyse 7, 36, 42, 46,
 52ff., 60ff., 95, 116, 119, 126f.,
 130, 170 (Anm. 238)
- Gradierung → Degradierung u.
 Gradierung
- Grounded Theory 11, 34, 47f.,
 56, 58
- Gruppendiskussion(sverfahren)
 51–54, 61, 86f., 74–78, 81, 84–
 86, 94–107
- Habilitation (Universität
 Erlangen-Nürnberg)/
 Habilitationsschrift 7, 9, 46,
 48–55, 58f., 60–63, 70f., 78, 81,
 95, 165
- Habitualisierung 73f., 93, 152
- Habitus/ Habitusstheorie 9, 13–15,
 33–36, 39–41, 49, 57, 69, 78f.,
 95, 106, 114f., 117f., 119f.,
 135f., 146, 148,
- Handlungskompetenz
 (und Jugendkriminalität) 25, 35

- Hausbesetzerbewegung 53f.
Hermeneutik,
 Objektive 23, 46f., 62, 69, 73,
 75, 111, 116, 165 (Anm. 96)
 Wissenssoziologische 137, 171
 (Anm. 264)
Hierarchisierung des
 Besserwissens 11f., 33, 144,
Hooligans und Rockbands 33, 36,
 75–84
- Identität, persönliche 78f., 108,
 132f., 150f.
Identität, (virtuale) soziale 33f.,
 102, 104, 120f., 151, 151
Identität, totale 108, 133
Identitätsnorm 120f.
Identitätstheorie 9, 34
Ideologie 79f., 131, 171
 (Anm. 252)
Ikonologie 98, 112–114, 119
Indifferenz,
 ethnomethodologische 23
Individuierung (praktische vs.
 theoretische) 81f.
Individuum 13f., 35f, 133, 151
Informatik 91f.
Inklusion → Exklusion/ Inklusion
Inkorporierung →
 Habitualisierung
Intelligenz, freischwebende 60
Interaktionismus, Symbolischer
 69
Interaktionsorganisation/
 Diskursorganisation 61, 95,
 107, 116, 124f., 153f.
Interaktionssystem 69, 150f.
Interdisziplinarität/
 Transdisziplinarität 7, 41, 63,
 65f., 69f., 89ff., 101, 105, 109,
 117, 126f., 139f.
- Interpretation, sinngenetische u.
 soziogenetische 35, 78f. 101f.,
 166 (Anm. 126)
Interview, Narratives 35f., 97,
 102, 163 (Anm. 63)
- Jugendforschung/ Jugendtheorie/
 Jugendsoziologie/
 Jugendkriminalität(sforschung)
 25–32, 35f, 49, 53f., 68–86,
 94f., 99ff., 103, 133f., 162f
 (Anm. 37 u. 50)
- Kadrierung 118, 125
Kollektivität 14, 18, 24f., 36, 52,
 78f.
Kommunikationssystem 13f.,
 151–153
Komposition, planimetrische
 118, 157
Konstruktionen (sozialwissen-
 schaftliche) ersten u. zweiten
 Grades 33, 73,
Konstruktivismus vs.
 Objektivismus 72f., 168
 (Anm. 187)
Konversationsanalyse 34f., 37,
 46, 61f., 122, 126
- Labeling Approach 70–73, 166
 (Anm. 15)
Linguistic Turn 115f.
Logik, performative vs.
 propositionale 11f., 14, 26,
 113f., 136, 160 (Anm. 11)
- Macht (Rahmungsmacht) 43,
 103–108, 134., 159
Marxistischer Studentenbund
 (MSB) Spartakus 23
Marxistische Gruppe (MG) 31f.
Medizin 91, 94, 98

- Mehrdimensionalität der Typenbildung 55f., 57–60, 90
- Meta-Theorie (Grundlagentheorie) 32ff., 43f., 48, 74f., 77f.
- Mikroökonomie 22
- Milieu/ Milieuzugehörigkeit 18, 32f., 36, 52, 59–61, 73, 78f., 81–86, 96–104, 106–121, 150–154
- Modelleinrichtungen der Jugend- und Drogenberatung 42, 163 (Anm. 75)
- Modus der Diskursorganisation/ Interaktionsorganisation → Interaktionsorganisation
- Motiv (-unterstellung, -konstruktion) 62, 132–135, 149
- Neutralität, offizielle (»official neutrality«) 23
- Normalitätsvorstellung 59, 63, 106, 150f., 153f.
- Objektive Hermeneutik → Hermeneutik, Objektive
- Objektivismus (objektivistische Perspektive) vs. Subjektivismus → Subjektivismus
- Organisation/ Organisationsmilieu/ Organisationskultur 96–100, 106, 132–134, 140, 147–150, 159
- Orientierungsrahmen (im engeren u. im weiteren Sinne) 14f., 33, 35, 59, 78, 84, 104, 120
- Orientierungsschema 14
- Paradigma, interpretatives 33, 52, 68f., 72, 142, 165 (Anm. 96)
- Paradigmenwechsel 114
- Pate, sozialer 21, 161 (Anm. 30)
- Pattern Variables 26
- People Processing Organization 106, 140, 143f., 147–149, 159, 172 (Anm. 277)
- Performanz, proponierte vs. performative 116f., 135, 143f.
- Phantom Normalität → Normalitätsvorstellung
- Pragmatismus, methodologischer 11, 45
- Praxisrelevanz 30
- Professionalisierung 9f., 16, 31, 98, 104–107, 130, 139f., 142–156, 159
- Promotion (Universität Bielefeld) 28f., 41–47
- Rahmen → Orientierungsrahmen
- Rahmenkongruenz/ -inkongruenz 59, 106
- Rahmung, konstituierende 102, 106f., 132, 134., 149f., 153, 156
- Rationalismus (der Theoriebildung) 9–13, 33, 109., 136, 143–147
- Re-Entry 15
- Rechtswissenschaft 89, 91f.
- reflection-in-action → Reflexion, praktische
- Reflexion, praktische (implizite) vs. theoretische (explizite) 10f., 15, 135f., 146
- Reflexivität 38, 44
- Regel, konstituierende vs. konstituierte 157f.
- Rekonstruktion der Rekonstruktion 12, 45, 142f., 164 (Anm. 81)
- Ritual 17, 43, 54, 70ff., 108f., 127f., 130, 141
- Routinisierung → Habitualisierung

- Schicksalsgemeinschaft,
episodale 79f.
- Schulforschung 93, 96–101, 104–
107
- Seinsgebundenheit →
Seinsverbundenheit
- Seinsverbundenheit 60, 129, 132
- Selbstreferentialität → System,
selbstreferentielles
- Sinnkomplexität des
Übergegensätzlichen 157
- Simultaneität 124f.
- Sozialarbeit → Soziale Arbeit
- Soziale Arbeit 27, 97, 104f., 140
- Sozialphänomenologie 43f., 97,
134, 171 (Anm. 264)
- Soziogenese → Interpretation,
soziogenetische →
Typenbildung, soziogenetische
- Soziolinguistik 126f.
- Sprecherwechsel → Turn-Taking
- Spannungsverhältnis zwischen
propositionaler und performati-
ver Logik, u.a. zwischen Norm
und Habitus → Diskrepanz,
notorische
- Sphärendifferenz (bei Jugend-
lichen türkischer Herkunft) 83,
85, 166 (Anm. 166)
- Standortgebundenheit →
Seinsverbundenheit
- Subjektivismus (subjektivistische
Perspektive) vs. Objektivismus
73f.
- System, selbstreferentielles 115f.,
122, 150, 152
- Systemtheorie 9, 13, 15, 24, 34,
42, 46, 95, 115, 152
- Tautologie (der Common Sense-
Interpretation) 70, 133f.
- Textinterpretation 52, 69, 115f.
- Theologie 89, 101
- Theorie mittlerer Reichweite 31–
34
- Theoriegenerierung 11, 32–34,
57
- Transkript(ion) 63, 87, 93, 103,
123
- Traumdeutung 18, 62
- Triangulation (von Methoden)
74f., 78, 103–105, 119–122
- Turn Taking 37, 61
- Typenbildung,
mehrdimensionale 42, 46, 55–
66, 74, 83–85, 90, 95–100,
102–105, 107, 119, 157f.
soziogenetische 78, 94, 119,
166 (Anm. 126)
- Typologie → Typenbildung
- Um-zu-Motive → Motiv
(unterstellung/-konstruktion)
- Übereinstimmung, habituelle
39f., 81f., 106
- Überlagerung von Erfahrungs-
räumen 32, 36, 98–101
- Unbefangenheit (naive) 28–30,
43, 45, 49–51
- Unterrichtsforschung 96, 107,
109, 123f., 147, 172
(Anm. 294)
- Validität 40, 60, 79, 96, 94, 98,
112, 135, 144
- Videoanalyse/ Videointerpretation
36, 75, 96–100, 103, 107, 122–
130, 144, 152, 158, 170
- Vor-Ikonografie 93, 123
- Weil-Motiv → Motiv
(unterstellung/-konstruktion)
- Wende (politisch-historische) 50,
67f., 74, 76, 92, 104, 119
- Werbefotos 18, 120f.

Werbung 18, 62, 121
Wirklichkeitskonstruktion,
verdachtsgelitete 70, 133, 151

Wissenschaftstheorie →
Erkenntnistheorie
ZiF (Zentrum für interdisziplinäre
Forschung) 36–38, 41, 61

Zu den Autor*innen

Vera Sparschuh, Prof. Dr. habil., seit 2008 Hochschule Neubrandenburg, jetzt Seniorprofessorin. Studium der Philosophie in Leningrad. Sonderstudienplan bei Prof. Dr. Vladimir A. Jadov zur Geschichte der russischen Sozialforschung, insbesondere der Forschung über Arbeitsprozesse in den 1920er Jahren (z.B. über die Psychotechnik, deren wesentliche Protagonisten im Zuge Stalin'scher Repressionen verfolgt und ermordet wurden). Dissertation an der Humboldt-Universität über Alain Touraine und danach Forschungen zur Wissenschaftsgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR (Arbeitsgruppe Prof. Helmut Steiner). Über ein Integrationsprogramm für Wissenschaftler*innen (1991-96) und ein anschließendes Habilitationsstipendium der DFG: Habilitationsprojekt zur DDR-Wissenschaftsgeschichte (Universität Kassel) mit dem Schwerpunkt Generationenverhältnisse in der DDR-Soziologie. Jenseits der gesellschaftspolitischen Verortung der DDR-Wissenschaftsgeschichte wurde mit Hilfe der Dokumentarischen Methode ein empirischer Zugang nicht zuletzt zur Erklärung der ›Wende‹ möglich. 2000/02: Collegium Budapest/Institute for Advanced Study: EU-Projekt zur Transformation der Sozialwissenschaften in Ost- und Ostmitteleuropa. Mit einem DFG-Projekt zur Rekonstruktion von Armut im ländlichen Bereich Nordostdeutschlands über drei Generationen (2005-08) Anschluss an Forschungen im und zum ländlichen Raum.

Forschungsschwerpunkte

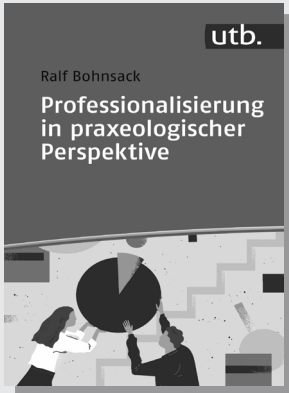
Generationenforschung, Wissenssoziologie, Milieus im ländlichen Raum, Ost- und Ostmitteleuropasozioologie, Wissenschaftsgeschichte.

Ralf Bohnsack, Prof. Dr. rer. soc., Dr. phil. habil. 1990-2013 Freie Universität Berlin. Studium der Soziologie in Münster und Bielefeld. Diplomarbeit zu Jugendkriminalität im grundlagentheoretischen Rahmen der Ethnomethodologie. Dissertation (bei Joachim Matthes und Niklas Luhmann) zur Auseinandersetzung zwischen ethnomethodologischer Handlungstheorie und Systemtheorie mit Bezug auf eine empirische Gesprächsanalyse der Kommunikation in der Jugend- und Drogenberatung. 1977-1990 Akademischer Rat a. Z. am Institut für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg. 1987 Habilitation (bei Werner Mangold und Joachim Matthes) mit einer Schrift zur empirischen Rekonstruktion jugendlicher Milieus in Kleinstadt und Dorf auf der Grundlage einer Entwicklung von Methoden der Gruppendiskussion und der dokumentarischen Interpretation. 1990 Ruf auf die Professur »Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften« in Verbindung mit einem (bis 1998 angebotenen) gleichnamigen transdisziplinären Studiengang für Graduierte an der FU-Ber-

lin. DFG-Projekte im Verbindungsbereich von Jugendkultur- und Jugendkriminalitätsforschung. Schwerpunkte der Lehre im Bereich von Forschungswerkstätten für Studierende und Graduierte unterschiedlicher Fachbereiche.

Forschungsschwerpunkte

Dokumentarische Methode, Praxeologische Wissenssoziologie; Gesprächs-, Interaktions-, Bild- und Videoanalyse; Milieu-, Professions-, Evaluations- und Organisationsforschung.



Ralf Bohnsack

Professionalisierung in praxeologischer Perspektive

Zur Eigenlogik der Praxis in
Lehramt, Sozialer Arbeit und
Frühpädagogik

utb M

2020 • 156 Seiten • Kart. • 17,00 € (D) • 17,50 € (A)

ISBN 978-3-8252-5355-4 • eISBN 978-3-8385-5355-9

Die Praxeologie – einerseits gewinnt sie zunehmend an Bedeutung, andererseits ist sie bisher für die Professionalisierungsforschung kaum fruchtbar gemacht worden. Ralf Bohnsack stellt dieses Problem ins Zentrum des Buches, indem er es systematisch aufzeigt sowie anschließende Lösungsansätze präsentiert. Dabei konzentriert er sich auf die Praxis in den sogenannten People Processing Organizations, wofür die Praxen des Lehramts, der Frühpädagogik und der Sozialen Arbeit exemplarisch stehen.

www.utb-shop.de



Ralf Bohnsack

Rekonstruktive Sozialforschung

Einführung in
qualitative Methoden

*utb L • 10., durchgesehene Auflage 2021 • 320 Seiten • Kart.
22,00 € (D) • 22,70 € (A) • ISBN 978-3-8252-8785-6*

Im Zentrum des Lehrbuchs steht die vom Verfasser selbst als Forschungspraxis entwickelte dokumentarische Methode in ihren Anwendungsbereichen der Text- und Bildinterpretation mit einem Fokus auf der Gesprächsanalyse und der Gruppendiskussion. Die Gegenüberstellung von „qualitativ“ und „quantitativ“, die als zentrale Leitdifferenz die Auseinandersetzung in der empirischen Sozialforschung bestimmt, erscheint methodologisch wenig begründet. Das Buch stellt drei zentrale Wege der rekonstruktiven Sozialforschung mit ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten vor (narratives Interview, objektive Hermeneutik und dokumentarische Methode) und diskutiert grundlegende Anforderungen, die an Methodologie und Forschungspraxis der rekonstruktiven Sozialforschung gestellt werden.

www.utb-shop.de

Die Theorie der Praxis und die Praxis der Forschung

Der Band bietet Einblicke in die Entstehungsgeschichte und die Grundgedanken der Rekonstruktiven Sozialforschung, insbesondere der Dokumentarischen Methode und ihrer Grundlagentheorie, der Praxeologischen Wissenssoziologie. Dies wird in der Form eines Dialogs und partiell in erzählerischer Form entlang der Biografie Ralf Bohnsacks entfaltet und eröffnet einen lebendigen Zugang zu methodischen und theoretischen Fragen gerade auch für deren Vermittlung in der Lehre. Im Zentrum steht dabei die Bedeutung der Praxis: Damit ist sowohl die Forschungspraxis, inkl. der Lehrforschung, gemeint als auch die Praxis derjenigen, die Gegenstand der Forschung sind. Erläutert wird dies an Beispielen aus den Forschungsbereichen Jugend, Jugendkriminalität und Jugendgewalt sowie Organisation und Professionalisierung. Im Zentrum stehen dabei die Forschungsmethoden der Gesprächsanalyse, der Bildinterpretation sowie der Video- und Filmanalyse.

Die Autor*innen:

Prof. Dr. Ralf Bohnsack, Freie Universität Berlin

Prof. Dr. Vera Sparschuh, Hochschule Neubrandenburg

ISBN 978-3-8474-2603-5



www.budrich.de

Titelbildnachweis: www.lehfeldtmalerei.de